This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Achtzehnter Band.

Dritte Abtheilung:

Vermiſchte Schriften.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1875.

Vermischte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1875.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Inhalt.

Biographisches.

	Seite
Kaiser Alexander von Rußland	3
Merck — Mephistopheles — Wiesel	7
Leuchsenring	20
Oelsner	51
Friedrich Wilhelm Meyern	56
Adam von Müller	68
Frau von Grotthuß und Frau von Eybenberg	75
Briefe von Goethe an Frau von Grotthuß	82
Briefe von Goethe an Frau von Eybenberg	103
Ludwig Achim von Arnim	108
Ludwig Achim von Arnim und Moritz Itzig	112
Friedrich von Gentz	118
Scholz	146
Wilhelm Nolte	153
Ludwig Robert	162
Friederike Robert, geborne Braun	175
Christian Günther Graf zu Bernstorff	180
Schleiermacher und Friedrich Schlegel	206
Wilhelm von Humboldt	212
Wilhelm Neumann	245
Was man an Freunden erlebt!	254
Litterarische Kriegslisten	256
Alexander von Humboldt in Göttingen 1837	260
Zum Gedächtnisse Adelberts von Chamisso	264

Seite
Zur Karakteriſtik C. E. Schubarth's 268
Karl von Noſtitz 281
Franz von Baader 289

Goethe.

Im Sinne der Wanderer 294
Rameau 303
Werther's fünfzigjähriges Jubiläum 309
Goethe's natürliche Tochter. Madame Gachet 312
Fräulein von Klettenberg 320
Geſpräche mit Goethe 325
„L'amour est un vrai recommenceur“ 348

Biographisches.

(Fortsetzung.)

Kaiser Alexander von Rußland.

Die Welt hat einen großen Todesfall zu beweinen. Alexander der Erste, Kaiser von Rußland und König von Polen, verschied am 1. Dezember zu Taganrog, dem jetzigen Aufenthalte seiner erhabenen Gemahlin, der Kaiserin Elisabeth. Die Größe des Verlustes, der in diesem Ereignisse zu beklagen ist, ermißt sich nicht aus den gewöhnlichen Umständen allein, welche den Hintritt eines großen Monarchen immer begleiten; sondern es treten hier die außerordentlichen Beziehungen hinzu, welche aus der Verknüpfung der größten Weltereignisse und der edelsten Persönlichkeit für die Betrachtung so reich hervorgehen. In der That bildet der Verein der seltensten Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes, wie sie je auf dem höchsten Standpunkte des irdischen Daseins erschienen sind, im Konflikt mit den Erschütterungen eines tiefbewegten Welttheils, eine Reihe von großen, folgenreichen Wirkungen, deren segenvollen Fortschritt an den Begebenheiten selbst zu entwickeln, wir dem künftigen Geschichtsschreiber überlassen, jedoch in dem Bilde, welches im Wiederscheine des Karakters des Hingeschiedenen sich davon fassen läßt, einen Augenblick hier festhalten wollen.

Von früher Jugend durch weise Fürsorge mit allen Elementen der höheren Bildung umgeben, eignete er sich vorzugsweise alles an, was der Feinheit eines edlen Sinnes, der Anmuth einer wohlwollenden Seele dem Bedürfniß eines hellen Geistes entsprechen konnte. Doch wurde auch schon in früher Zeit diese schöne und heitere Bildung durch trübe Eindrücke verdüstert, sowohl der Welt im Allgemeinen, die sich

in Kampf und Zerstörung darstellte, als auch der eignen persönlichen Erfahrung, deren Prüfung ihm in großen Maßen beschieden war.

Für edle Gemüther sind Prüfungen zugleich Stärkungen. Nur größer und reiner ging Alexander aus ihnen hervor. Den inneren Kern einer wahrhaften, tiefen Religiosität vermochten alle widerstreitenden Bewegungen der Zeit, die verwirrenden Ereignisse und schwankenden Umstände, welchen auch der sonst Mächtigste nicht immer zu gebieten noch zu entgehen vermag, niemals in ihm zu erschüttern. Dieser Kern entfaltete sich vielmehr im Gedränge der Schwierigkeiten, von welchen jede politische Richtung umgeben war, nur immer kräftiger, und wurde ihm zur Weihe seiner weltgeschichtlichen Bestimmung, die in den Jahrbüchern wenige ihres Gleichen finden dürfte.

Was er für Rußland gethan, im Innern dieses weiten, von mannigfaltigem Leben erfüllten Reichs, in ununterbrochener Sorgfalt des Menschenfreundes, in segenvollster Thätigkeit des Monarchen, nach außen zu des Landes Schutz, Erweiterung und Ruhm, das alles wird den dankbaren Völkern, die sein Zepter vereinte, in fortdauernder Wirkung noch lange gegenwärtig bleiben, und ihrer Anerkennung wollen hier unsere Worte nicht vorgreifen. Aber nicht Rußland allein, sondern ganz Europa — Deutschland, Preußen seien hier insbesondere genannt — haben ihm Großes zu verdanken, und insofern gehörte er uns Allen an, wie jetzt uns Alle sein Verlust betrifft. Höchst selten wohl erscheint eine Regierung durch so umfassende, glorreiche Weltereignisse ausgezeichnet, wie es die seinige war. Von keinem falschen Ehrgeize getrieben, keiner eitlen Selbstsucht huldigend, hat er im Waffenkampfe größere Triumphe errungen, als sonst dem leidenschaftlichsten Streben in dieser Bahn zu Theil werden. Nachdem so viele Versuche der Entgegensetzung wie der Versöhnung erschöpft worden, um die unersättliche Begier der wilden Eroberungssucht, den Zwang treuloser Willkür unter welchen Europa seufzte, zu stillen, zu beschränken, erschien endlich diesen Geschicken ein Ziel durch den heldenmüthigen Entschluß und die großherzige Beharrlichkeit Alexan-

ders in dem riesenhaften Kampfe, der in dem Jahre 1812 begann, einem Kampfe, dessen Größe und Bedeutung durch keinen späteren verdunkelt werden wird, und in welchem die Schicksale der Welt zu neuen Richtungen übergingen. Das innere Bewußtsein und die gottvertrauende Zuversicht, welche den Kaiser bei seinem Entschluß und in seiner Beharrlichkeit leiteten und stärkten, wurden ihm zur Weihe des großen Berufs, daß an seinem Widerstande zuerst die revolutionaire Gewalt einer alles zerstörenden Uebermacht gebrochen wurde, und daß in seiner mächtigen und kräftigen Bundesgenossenschaft das vereinte Europa jenes verderbliche Unheil völlig überwältigte.

Auch in diesen glänzenden Erfolgen, wie in den früher bestandenen Prüfungen, verläugnete sich der edle Karakter Alexanders keinen Augenblick. Die Forderungen der Staatsklugheit scharf erwägend und beachtend, wußte er dieselben stets mit den Regungen der Großmuth zu verbinden; edles Wohlwollen und milde Menschenfreundlichkeit bezeichneten überall sein Wirken. Immer schöner und fester, je nachdem der Raum dieses Wirkens sich erweiterte, entfaltete sich in seinem Staatshandeln die reine und große Gesinnung, welche ihn für das Gute und Rechte beseelte. Durch ihn zum erstenmal sah die Welt die Stiftung eines Bundes, der in der Politik einzig die Grundsätze der Religiosität, des Friedens, der allgemeinen Wohlfahrt anerkennt, und der bei aller Unvollkommenheit, welche den menschlichen Absichten in ihrer Anwendung beigegeben ist, für immer das ehrenvollste Denkmal sein wird, wie Sieg und Macht den reinsten Zwecken huldigen. Die Möglichkeit eines solchen Bundes konnte sich nur auf die gleiche Gesinnung der Mitverbündeten gründen, auf ihre gleich religiöse, menschenfreundliche, friedliebende Denkart; diese erkannt und gewürdigt, diese vereint zu haben in gemeinsame, ausgesprochene Verpflichtung, bleibt das hohe Verdienst Alexanders.

Dieser gestifteten, mit Recht heilig genannten Bundesgenossenschaft, immer strenger, immer gewissenhafter anzuhören und zu folgen, in ihr immer thätiger und reiner zu wirken, wurde sein entschiedenstes Bemühen. Ihr wußte er Opfer

zu bringen, die seiner Neigung schwer fallen konnten, aber seinem Gewissen nicht. Doch er war nicht nur der Bundesgenosse seiner Mitverbündeten, er war als solcher zugleich ihr Freund. In dieser Beziehung dürfen wir Preußen insbesondere anerkennend preisen, welche Bande wechselseitiger Zuneigung, bereitwilliger Dienste, treuer Gemeinschaft und fester Verbindung unter so glücklichen Auspizien beiderseits geknüpft worden!

Nach einer so herrlich und ruhmvoll zurückgelegten Laufbahn, deren beglückenden Einfluß noch späte Geschlechter dankbar empfinden werden, dürfen wir den Kaiser Alexander mit Wahrheit den edelsten und größten Monarchen beizählen, deren die Weltgeschichte gedenkt. Sie zeigt uns in ihm — ein seltenes Beispiel — den frommen menschenfreundlichen, den friedliebenden Beherrscher des größten Reiches in dem nichtgesuchten, doch überreich erlangten Schmucke des glorreichsten Siegeslorbeers, dessen Rußland seit Peter dem Großen in der Reihe seiner zahlreichen Kriegserfolge sich rühmen darf, und den der reine und große Sinn Alexanders nur einzig der Befestigung des Friedens, der Segnung der Welt geweihet hat. Mit Recht mag Europa den Hintritt eines seiner Wohlthäter beweinen, welchen es jetzt, nachdem er nicht mehr unter den Lebenden wandelt, am wenigsten wird verkennen wollen.

Dezember 1825.

Merck — Mephistopheles — Wiesel.

Für den Mephistopheles in Goethe's Faust hat dem Dichter, nach dessen eignem Bekenntnisse, sein Freund Merck die Hauptzüge leihen müssen. Die Karakterschilderung dieses Mannes in Goethe's Leben giebt uns ein eben so klares Bild aus der Wirklichkeit, als das der Dichtung einverleibte durch ideale Züge kräftig und anschaulich ist. Daß es mit der aufgebürdeten Aehnlichkeit und Rolle so schlimm nicht gemeint sei, erkennen wir auf den ersten Blick; der humoristische, weltkluge, humane Teufel ist fast kein rechter Teufel mehr, und zu diesem Mephistopheles gesessen zu haben, heißt noch lange nicht, er selber sein. Wir sehen aus dem jetzt bekannt gewordenen Briefwechsel von Merck, durch dessen Herausgabe Herr Dr. Karl Wagner in Darmstadt sich ein großes Verdienst um die Litteratur erworben, daß Merck in der That ein höchst achtbarer, rechtschaffener, in vielen würdigen Verhältnissen angesehener und einflußreicher Mann war. Nach diesen neuesten Zeugnissen allein sollte man beinahe glauben, ihm fehle das Meiste zu jener Aehnlichkeit, und er sei mehr der redliche, strebsame, meist vergeblich abgemühte, oft leidende Biedermann des achtzehnten Jahrhunderts, als der beißende, scharf sondernde und verneinende, Welt und Phantasie höhnend verzehrende Geist jenes wundervollen Gedichts. Aber nach anderweitiger Kenntniß dürfen wir nicht zweifeln, daß die Schilderung, welche Goethe von ihm entwirft, in allen ihren Zügen und Farben durchaus die richtige sei; diese müssen nur um so lebhafter hervortreten, seit uns die eignen Briefe des Mannes nun auch vor Augen

liegen. Auch seine persönliche Erscheinung, der Eindruck seines Wesens, das Unheimliche, bisweilen Tigerhafte seines Blicks, wovon Goethe spricht, und dem das in Lavater's Physiognomik aufbewahrte Profil wenigstens nicht widerstreitet, ist uns von Personen, die ihn noch gekannt haben, völlig so angegeben worden, wie in jener Schilderung. Genug, Mephistopheles-Merck wird als ein eigenthümliches Menschengebild aufzufassen bleiben, dessen Betrachtung und Darstellung man versucht sein wird, in seinem zwiefachen Gebiete, der Wirklichkeit und der Dichtung, oft zu wiederholen, und abwechselnd bald die eine, bald die andere Seite überwiegen zu lassen. „Solche Käuze", in welchen die menschliche Vielgestalt zu den wunderlichsten Schnörkeln ausläuft, sind überhaupt selten, und müssen, weil sie doch unsere eignen Räthsel mitenthalten, immer einen besonderen Reiz auf uns ausüben, so oft sie uns begegnen.

Daher dürfen wir wohl einige Neugier ansprechen, wenn wir zu dem Mephistopheles-Merck einen zweiten Gesellen aus dem Leben greifen, der dem dichterischen Bilde zwar keine Züge leihen konnte, aber nichts destoweniger durch seine Gestalt und Eigenheit dieses tragen hilft, und zu dem bisher einsamen Merck, gleichsam als ein Bruder in Mephistopheles herantritt, als eine neue Bekräftigung der Aechtheit und des Bestandes der ganzen Gattung!

Der Mann, dessen wir hier gedenken, hat weder im Weltleben noch in der Litteratur sich einen Namen gemacht, doch war seine Persönlichkeit überall bedeutsam und oft einflußreich. Der Mangel alles produktiven Talents würde ihn gegen Merck in Betreff der Namhaftigkeit nicht so sehr in Nachtheil stellen, denn alle vielfache litterarische Thätigkeit wie der Name des Letzteren wären untergegangen, wenn Goethe nicht von ihm gesprochen, seiner Eigenheiten rühmlich gedacht, und so den Weg eröffnet hätte, auf dem wir seinen vertrauten Lebens- und Geistesverkehr auch mit anderen wichtigen werthen Zeitgenossen glücklich gefunden haben. Aber ein so bereites und thätiges Talent, wie wir in Merck anzuerkennen haben, macht für den Menschen selbst, der es besitzt, einen großen Unterschied; er findet darin eine Stütze, einen Trost,

eine Kraft, die ihn immerfort erhebt, eine Abwehr des Gemeinen und Schlechten, das fast immer nur von denjenigen Seiten her den Menschen überschleicht, wo er arm und dürftig keine Gabe entgegenzuhalten hat. In dieser Beziehung hatte also dennoch Merck durch seine litterarische Seite, so wenig sie auch selbstständige Geltung nach außen hat erlangen können, einen ungeheuren Vorzug vor Wiesel, — so heißt der Mann, von dem wir zu reden haben. Wir sind dazu um so mehr veranlaßt, als wir in einem vielgelesenen Blatte kürzlich ein Zerrbild des Mannes fanden, das ihn höchst mangelhaft und ungerecht aufgefaßt hatte.

Wiesel war ein Berliner, geboren um das Jahr 1770, aus der Zeit Friedrichs des Großen, deren Bildung und Sinn für diejenigen, welchen nicht Arbeit und Anstrengung auferlegt war, sich als ein bequemes Lebenselement gefällig genug darbot. Aus wohlhabender bürgerlicher Häuslichkeit kam der Knabe früh in das Philanthropin nach Dessau, wo die damals neusten Erziehungskünste den Menschen in seiner beschränktesten Auffassung gerade recht menschlich zu entwickeln meinten. Die Universitätsstudien machten ebenfalls nur schwache Forderungen. Ausgebildet und selbstständig genug, um sich so zu fühlen, kehrte der junge Mann in das reiche Leben der üppigen Hauptstadt heim.

Zu keinem Erwerbe gedrängt, von den Ehren des höheren Standes nicht angezogen, ersah er bald die lockenden Mittelräume der Geselligkeit, des Wohllebens der geistigen und sinnlichen Ergötzungen, wo alle Stände sich begegnen und um der genußreichen Annehmlichkeit willen alle anderen Rücksichten ganz vergessen. Diese Art, mit den Höchsten und Bedeutendsten sich gleichzustellen, Unterhaltung und Genuß auszutauschen, war ihres nächsten Gewinnes fast sicher, und verfehlte selten noch anderen Erfolgs. Um keine Laufbahn bekümmert, den Ehrgeiz, sofern er beschränkt und hemmt, von sich weisend, den Reichthum selbst nur als dienstbar schätzend, die Liebe verachtend, wo sie den Genuß versagen oder überschreiten will, kannte Wiesel so wenig unglückliche Entbehrung als glückliche Befriedigung. Er würde ein leeres und trauriges Leben geführt haben, wäre nicht seinen dürf-

tigen Gemüthsanlagen sein Geist zu Hülfe gekommen. Er hatte das Bedürfniß, zu denken, die Bewegungen, die vor seinen Augen vorgingen, zu erforschen, ihre Verhältnisse und Gesetze einzusehen, die Mangelhaftigkeit aller menschlichen Dinge sich klar zu machen. Sein scharfer Verstand ruhte nicht eher, bis er überall die Vorurtheile und Einbildungen durchbrochen, die Täuschungen vernichtet, und als letztes Ziel in jeder Sache das Ergebniß erreicht hatte, wie schlecht es mit dem Menschen bestellt, wie wenig er irgend eines höheren Gutes werth und fähig sei. Diese Einsicht immer auf's neue zu gewinnen, auf diese Verneinung in sich und Anderen loszuarbeiten, war ihm das höchste Vergnügen, in welchem er das Selbstgefühl seiner Ueberlegenheit, seiner unbesiegbaren Klugheit genoß, in welche allein er den höchsten Werth setzte.

Diese Klugheit leuchtete ihm denn aber auch wirklich aus den Augen und veredelte und erheiterte seine ganze Physiognomie, die sonst eben nicht günstig ausgestattet war. Wie Goethe seinen Freund Merck beschreibt, lang und hager von Gestalt, doch wohlgebaut und von anmuthigen Gliedmaßen, eine hervordringende spitze Nase, helle in's Graue spielende Augen, ein grausamer, zerreißender Blick, so muß man sich auch Wiesel denken, dessen ganzes Gesicht überdies noch schrecklich von den Blattern mißhandelt war. Allein recht im Gegensatze dieses Aeußeren hatte er einen sanften Wohllaut der Stimme, ein strömendes Feuer der Rede, und wenn er Gegenstände besprach, die seinen Antheil erregten, oder mit Personen zu thun hatte, die ihm nicht gleichgültig waren, so wußte er in den mannigfachsten Wendungen, als Scherz, als Witz, als geschlossene Beweisführung, als heitere Darlegung, eine Macht des Verstandes zu entfalten, eine Wärme der Theilnahme hervorzubringen, daß er durch sich selbst bestechend wirkte, den oft bittern Inhalt seiner Behauptungen durch den Zauber seiner Beredsamkeit meist vergessen machte. Da er durchaus von guter Lebensart war, die feinsten Formen beobachtete, nie gehässig noch unartig ausbrach, und alles Imponirende des schärfsten und schnödesten Uebermuths nur im Hintergrunde

hielt, so wirkte er auch auf die Frauen mit ungemeiner Gewalt, und selbst in seinen spätern Jahren zog er noch ihre Aufmerksamkeit und Neigung lebhaft an, er gefiel sogar jungen Mädchen, und es ist die Frage, ob die Mephistopheles-Natur auch in dieser Erscheinung für Gretchen abschreckend hätte bleiben müssen.

Was Wiesel nicht suchte, nicht achtete, wurde ihm zu Theil. Eines der reizendsten Mädchen der Stadt, jung, reich, von zauberischer Anmuth, umworben von ausgezeichneten Anbetern, von leidenschaftlichen Freiern, zog ihn, der sich fast gleichgültig verhielt, allen anderen vor; er erhielt ihre Hand. Aber auf ein Glück, an das er nicht glaubte, legte er es nicht an; ein verachtender, doch mit Heiterkeit und Laune gewürzter Genuß des Lebens, ein spöttisches Betrachten und eigennütziges kluges Gebrauchen der Welt sollte auch seiner jugendlichen Gattin als höchstes Vorbild gelten. Eine Reise nach Wien, nach Frankreich und in die Schweiz wurde unter den günstigsten Umständen ausgeführt. Das glückliche Naturell überwog noch oft die schlechten Grundsätze, welche ein auf Irrwege verschlagener Verstand künstlich hervorklügelte. Doch war es der Schadenfreude die süßeste Gewährung, auf der Reise einen Freund mitzuschleppen, der leidenschaftlich verliebt in der Nähe der unwiderstehlichen Reize die täglich erneute Qual erdulden mußte, den Gegenstand seiner Wünsche in fremdem Besitze und doch die ächte Zuneigung der Frau zu ihrem Gatten von diesem nur verspottet zu sehen! Daß deren Neigung aber auf solche Weise frevelhaft zerstört und bald in fremde Richtung getrieben wurde, läßt sich begreiflich voraussetzen.

Nach mancherlei Wechsel des Aufenthalts, der Verhältnisse und Zerstreuungen wurde das längst gelockerte Band völlig auf- und preisgegeben. Bedeutende Vermögensumstände waren gleichzeitig erschöpft worden. Der Stachel des Gewinns gesellte sich zu allgemeineren Betrachtungen, wie Reichthümer sich anhäufen, aus welchen Verhältnissen sie am ergiebigsten strömen, welchen Gedankenblitzen sie bisweilen plötzlich zu Gebote stehen. Der Krieg, der die Handelsverhältnisse allgemein zerrüttete, öffnete in der Zerrüttung selbst

neue Wege des Gewinns. Wiesel versuchte sich in den verschiedensten Strömungen der großen und kleinen Industrie, zwischen Gesetz und Verbot, zwischen amtlichem Schutze und heimlicher Gefahr durchsteuernd. Er lebte abwechselnd in Frankreich, Holland, England, Italien, auch nach Deutschland kehrte er mehrmals zurück. Das Detail seiner Fahrten, Erwerbsquellen, Liebschaften würde einen abentheuerlichen Roman bilden, wenn es noch zusammenzufinden wäre. Ein Theil seiner Schicksale und manche Züge seines Karakters sind aber wirklich in eine romanhafte Geschichte verflochten, die ein französischer Schriftsteller, mit dem er lange vertraut gelebt, in Paris hat drucken lassen. Der Name des Mannes wie der Titel des Buches fehlen uns leider, vielleicht führt ein günstiges Ungefähr sie uns noch wieder zu.

Die Welt, die er nur zu Gewinn und Genuß betrachten wollte, drängte sich ihm unversehens doch immer wieder als eine solche auf, deren höchster Genuß für ihn eigentlich nur in denkender Betrachtung bestand. Im Allgemeinen wie im Besonderen wollte er vor allem die Menschen und Dinge einsehen, die inneren Bewandtnisse ergründen, die vorhandenen Mängel erkennen, die möglichen Vortheile ausklügeln; zu diesem höheren spekulativen Triebe war eigentlich seine Lebensverwickelung nur die geringere experimentale Zugabe. So versäumte er die wahren großen Erfolge, wiewohl die Gelegenheiten nicht fehlten, und seine Verachtung der Menschen und der Welt ihn über die Mittel gleichgültig machte; die sogenannten Glücksfälle zerflossen ihm unter den Händen, oder wendeten sich gegen ihn, weil er, anstatt muthig und entschlossen die eröffnete Bahn blind zu verfolgen, schon im Beginn feige die Augen aufschlug, erkennen, tadeln, seinen inneren Hohn befriedigen wollte, einer kleinen Rechnung, deren Feinheit ihn ergötzte, nachging, und darüber die großen, aber unverwickelten Ziffern außer Acht setzte. Die Zustände der Länder und Völker, ihre Bedingungen, Hülfsmittel und Absichten lernte er auf diesem Wege, gleich denen einzelner Menschen, gründlich kennen. Er konnte über England wie ein Staatsmann bündig reden, die Lebensfragen von Italien lichtvoll hervorheben; niemand faßte schneller die praktischen

Aufgaben, sie mochten Verwaltungen im Allgemeinen, neue Erfindungen und Anstalten, oder bestimmte Interessen der Persönlichkeit betreffen.

Ein so zum Denken eingerichteter Kopf war bei geringeren Gedankenreihen nicht stehen geblieben; von frühester Zeit gewohnt, mit Wilhelm von Humboldt, mit Gentz, mit Adam Müller allgemeine Geistesrichtungen zu verfolgen, hatte er auch die deutsche wissenschaftliche Philosophie herangezogen. Er verachtete Kant, er belächelte Fichte'n, aber die Naturphilosophie Schelling's, die er als den Triumph des Pantheismus auffaßte und ausbildete, ergriff er mit feurigem Ernste, konnte deren Sätze in geordnetem Zusammenhange vortragen, und durch seine dialektische Geläufigkeit selbst geübte Zuhörer in Verwirrung bringen.

In solcher Zweiheit des Daseins, als strenger, nur in Ideen lebender, die Welt verachtender Philosoph, und als sinnlich weicher, in allen Verderbnissen der Welt sich gefallender Genußmensch, mit den feinsten und vornehmsten Lebenskreisen wohlvertraut wie mit den niedrigsten, der höchsten Denkweise mächtig, und die gemeinsten, ja verruchtesten Maximen damit verknüpfend, zwischen Unfällen und Hoffnungen schwebend, verarmt und nicht hülflos, auf Freunde gestützt, denen er es sagte, daß er sie für dumm und thöricht, hielt, ihn als Freund zu betrachten: in dieser Gestalt tauchte er im Jahre 1814 zu Wien während des Kongresses unvermuthet wieder in bekannten Kreisen auf, nachdem er lange Zeit wie verschollen gewesen war.

Hier fand er seinen Freund Adam Müller wieder; beide waren durch ein tiefes Band der entschiedensten Gegenstrebung auf das zärtlichste und unauflöslichste vereinigt. Müller war katholisch geworden und voll strengen Glaubenseifers; Wiesel, durchaus freigeistisch, verlachte diese Richtung. Müller war monarchisch und aristokratisch gesinnt; Wiesel revolutionair und demokratisch. Müller suchte sein Leben mit allen Reizen der Dichtkunst, der Kunst und des Geschmackes auszustatten; Wiesel verwarf alles Schwärmerische, und wollte den nackten Genuß der baaren Wirklichkeit. In einem einzigen Stücke schienen sie verwandt und gemeinsam, in der Furcht

vor den rohen Naturgewalten, in der Angst vor jeder sinnlichen Uebermacht!

In Wien war es, daß dieser wunderliche Mensch auch uns zuerst vorkam. Er machte einen ganz guten Eindruck, nichts Unheimliches war dabei, die ganze Persönlichkeit hatte etwas Angenehmes, sie hätte jede Bedeutung tragen können, sie stand mit keiner im Widerspruche. Auch das Aeußere der Haltung, des Anzugs war sorgfältig, doch nicht gesucht, sondern von freier Eleganz. Sollte Mephistopheles damals auf dem großen Sammelplatze erscheinen, so konnte er keine schicklichere Gestalt, kein angemesseneres Inkognito wählen!

Sein Beruf aber fand hier keinen Ansatz; er blieb in seinem Inkognito, und gewiß sich selber sehr zur Qual. Seine kleinen Ausübungen, Bitterkeiten, Scherze, Genüsse verloren sich alle im unscheinbarsten Privatleben. Wir finden seiner nirgends gedacht, außer ein paarmal in Rahel's Briefen aus jener Zeit, ohne daß seine persönliche oder geistige Bedeutung dabei besonders hervorgehoben wäre. Doch scheint er Kundschaft von manchen Dingen genommen zu haben, die er sich verwandt glauben durfte, und sein Verkehr mit Adam Müller und mit Gentz konnte in ihm wie in diesen nicht ganz ohne Frucht bleiben.

Später zog er sich nach Leipzig, wo Adam Müller als österreichischer Generalkonsul angestellt war. Auch hier aber fand Wiesel seine Erwartung neuer Lebenserfolge ganz getäuscht. Sein Karakter zeigte sich hier in merkwürdiger Haltung. Mit strenger Mäßigkeit und Ordnung lebte er von den geringsten Hülfsmitteln, oft in größter Entbehrung und wahrer Noth. Niemals klagte er. Derselbe Mann, der alle Aushülfen des Leichtsinns und der Täuschung kannte, der gegen die niedere Welt jedes Mittel anzuwenden für erlaubt hielt, derselbe Mann hielt den edeln Freunden, welche er wirklich dafür erkannte, und bei denen er sich noch guten Glauben wußte, nur seine besseren Seiten entgegen. Für Adam Müller war und blieb er ein reiner, zuverlässiger Umgang, nie mißbrauchte er diesen, nie hinterging er ihn, und eine Ueberlistung, deren er sich bei Anderen nur als eines Zeugnisses seiner Ueberlegenheit und Klugheit gefreut hätte, würde er

hier als einen schändlichen Verrath weit von sich gewiesen haben.

Die Bedrängniß seiner Umstände führte ihn darauf nach Berlin zurück, wo einige Familienunterstützung ihm gesichert war. Hier lebte er nun einige Jahre in dem sonderbar eleganten Cynismus von Sitten und Ansichten, die er sich angeeignet hatte, in mäßiger Thätigkeit fort. Seine Mephistopheles-Rolle führte er immer gründlicher durch. Die Naturphilosophie, wie er sie gefaßt hatte, und die Homöopathie, der er mit voller Ueberzeugung anhing, waren das einzige Positive, welches seine Gedanken verarbeiteten, bei allen anderen Gegenständen ging er auf Verneinung und Zerstörung aus. Auch brauchte er die Naturphilosophie noch vorzugsweise zur Verneinung aller religiösen Gestaltungen, die Homöopathie zur Verwirrung aller hergebrachten Arzneikunde; hätte er jene Doktrinen allgemein anerkannt und eingeführt gesehen, und sie nicht mehr zum Wegräumen von anderen gebrauchen können, sie würden ihm bald unbequem geworden sein, und er hätte sich anderswoher eine Verneinung gegen sie gesucht. Die Politik beschäftigte ihn unausgesetzt; mit heftiger Begier blickte er auf den Kampf der öffentlichen Verhandlungen, er sah und berechnete den Sturz aller Regierungen, den Bankrott aller Staaten. Er machte die gründlichsten Auseinandersetzungen, er reihte Beweis an Beweis, daß Frankreich nächstens zu Grunde gehen müsse, daß England im Innern schon zerstört sei, daß Deutschland verarmen müsse, daß ganz Europa der Anarchie entgegenreife. Wer ihn anhören wollte, dem trug er stundenlang seine schrecklichen Ueberzeugungen vor. Kam er mit Altgläubigen zusammen, so war die Milde auffallend, mit der er ihnen sanft und anmuthig ihre Beschränktheit, ihre Hoffnungslosigkeit vordemonstrirte; er weidete sich gleichsam an ihrem Elende, und das Mitleid, das er ihnen widmen konnte, lächelte als Wonne in seinen Zügen.

Auf ähnliche Weise behandelte er die religiösen Ueberlieferungen, die bestehenden sittlichen Ansichten, die Einrichtungen des bürgerlichen Lebens. Nichts fand Gnade vor ihm, überall spürte er den Kampf des Eigennutzes und des Betrugs

auf, überall zeigte er die verneinende Klugheit als Siegerin und den schnödesten Hohn als ihren Triumph. Besonders noch hatte er der Handelswelt, den reichen Wechslern und Kapitalisten, den Untergang angesagt, und die Vorstellung ihres künftigen Zusammenbrechens mußte ihn für den Aerger und die Wuth trösten, zu denen ihr, wie er meinte, unerlaubtes Glück ihn täglich aufreizte.

Dabei war er in gewöhnlichen Dingen des Lebens freundlich, gefällig, fein und angenehm im Ausdruck, gutmüthig und theilnehmend, sobald er nicht fürchtete, sich bloßzugeben oder bewacht zu sein, daher besonders auch gegen Thiere mitleidig und fürsorglich. Alles Gesellige gern aufnehmend und erwiedernd, leicht angeregt und vergnügt, witzig und unterhaltend, schien er sich unter den Menschen, die er so sehr verachten wollte, doch gar wohl zu gefallen, und recht eigentlich für sie gemacht. Er wurde nie lästig, war immer taktvoll, wußte genau, wie weit er mit seinen Meinungen hervortreten durfte, wo er einlenken oder abbrechen mußte.

Während er in solcher Spannung, doch ziemlich gelassen von einem Tage zum anderen den Ablauf der Zeiten abwartete, und theils in Besuchen, theils auf Spazirgängen, die er täglich und entlegen auszuführen pflegte, den stets erneuerten Stoff seiner Ueberlegungen verarbeitete, und dem ersehnten, oft nahegeglaubten, Zeitpunkt entgegensah, wo seine Weissagungen sich erfüllen sollten, inmitten aller Klugheiten und Vortheile, deren er sich versichert hielt, mußte er zuletzt noch an die Erfahrung stoßen, daß auch alle Klugheit nur eitel und nutzlos wird, und selbst Mephistopheles am Ende nur als ein armer dummer Teufel übrig bleibt. Ihn beschlich Krankheit, gegen die seine starke Natur vergebens alle Kraft aufbot, er wurde bettlägerig, und erkannte, daß er die Wassersucht habe!

Mit homöopatischen Mitteln, mit allerlei Entwürfen zu einer Reise nach Köthen, wo ihn Hahnemann heilen sollte, hielt er sich noch eine Weile hin; doch sah er bald, daß für das wachsende Uebel jede Hülfe schon zu spät sei. Einzig auf seinen persönlichen Zustand beschränkt, und nur mit den Bedürfnissen des Tages, ja des Augenblicks beschäftigt, wurde ihm bald die ganze Welt gleichgültig. Gerade jetzt aber,

im Frühjahr 1826, trat in den allgemeinen Handelsverhältnissen eine längst vorbereitete Krisis ein, welche durch ganz Europa gefühlt wurde. Täglich kamen Nachrichten von neuen Bankrotten, von allen Seiten erscholl Wehklage, überall herrschten dunkle Besorgnisse. Wenn ihm dergleichen erzählt wurde, flog ein stärkendes Lächeln über seine ermatteten Züge, der verheißene und erwartete Untergang schien einzutreffen, aber bitterer Unwille machte sich dann wieder Luft, daß die Tücke des Schicksals solche Wendung nur zulasse in dem Augenblicke, wo der Geist und das Herz, denen darin die köstlichste Labung geboten werde, sie kaum noch als solche aufzunehmen fähig seien!

In dieser Zeit genoß er die thätige Fürsorge Rahel's, wie wir aus deren Briefen sehen. Ohne Unruhe und Zagen, erschöpft aber überdrüssig ob seiner Leiden, sah er seinen Tod herannahen. Rahel schreibt ihrem Bruder Ludwig Robert, daß sie dem unheilbar Kranken täglich labende und erwünschte Speisen aus ihrer Küche geschickt, vier Treppen hinauf, die sie selber nicht steigen konnte, und wie er dafür sich dankbar und gerührt erwiesen. Auch daß seine dicke Haut ihr schon längst kein Hinderniß gewesen, ein doch gutes und gewöhnliches Menschenkind in ihm zu sehen. „Sein sogenannter Atheismus, sagte sie, erschien mir von jeher eine Kinderei, erfunden, um anderen Kindereien Trotz zu bieten. Wenn er seine Gottheit ganz in wüste Allgemeinheit des Gedankens hinaus- oder in die Fülle der Natur hineindemonstriren wollte, machte ich ihn gleich lachen, wenn ich ihm nach meiner Art unbefangen einwandte: „Nun, lieber Wiesel, zu dem Gedanken und zu den Gliedern wird doch ein Kopf sein müssen!" Hingegen zwang auch er mir noch in seinen letzten Tagen ein Lächeln ab, als er mir Dankworte auf einen Zettel schrieb und darin sagte: „Das Schicksal vergelte es Ihnen!" — weil er „das Schicksal" sagte, als ob der liebe Gott nicht klüger wäre, und nicht auch unter diesem Namen seine Gebühr annähme!" —

Adam Müller aber, dem die Todesnachricht ebenfalls durch Rahel gemeldet worden war, antwortete mit diesen merkwürdigen Betrachtungen: „Empfangen Sie meinen herz-

lichen Dank für Ihr freundliches Andenken an mich, bei dem Tode des Unglücklichen. Diese Rechenexempel sind also abgeschlossen, diese Weissagungen verstummen; sonderbarer Weise wurde der, der nach Wiesel's Kalkül schon zur Zeit des Kongresses zuerst zu Grunde gehen mußte, der Kaiser Franz, gerade am Tage vor Wiesel's Tode, von einer wirklichen Todesgefahr gerettet. Dennoch rührt mich dieser Fall sehr. Sie nennen sein Unglück seine dicke Haut, und es ist wahr, innerlich war viel Schönes, und äußerlich hat ihn viel Ausgezeichnetes berührt; doch hat beides nie zusammenkommen können. Dazu waren auch seine Augen zu scharf, kein geringes Unglück für den, der sie hat. Farbe und Lichtton verschwanden; er sah nur die Unterschiede und Umrisse der Dinge, und da war denn Rechnung und Zahl bald zur Hand. — Ich verliere viel an ihm; er ersetzte und repräsentirte mir nicht nur die ganze liberale und demokratische Welt, und überhob mich nicht nur der Mühe, die Journale und Bücher meines Gegenpart zu lesen, sondern er trieb das Alles auf die rechte deutsche Höhe, bis zur Läugnung des persönlichen Gottes, zur Behauptung, daß alles Unglück in der ganzen Weltgeschichte aus dem Glauben an eine persönliche Offenbarung herrühre. Drei Stunden hindurch habe ich ihn einmal über letzteren Punkt auf meinem Zimmer mit wirklich teuflischer Grazie und Sachkenntniß rasen hören. Und doch war in allem und unter allem wieder lauter Selbstüberredung, schwaches Liebesbedürfniß, Advokatie der Armen, Entbehrungs- und Aufopferungsfähigkeit, siebenmonatliches Leben mit achtzig Thalern und von bloßen selbstgefangenen Hechten und Kartoffeln, und die Unfähigkeit, nicht blos zum Verrath seiner Freunde, sondern selbst der verhaßtesten unter den Aristokraten, wenn nicht etwa die Geldnoth allzugroß geworden wäre! Ich glaube, daß die göttliche Barmherzigkeit ihre größten Wunder für die letzten Blicke des Menschen vorbehält. Vielleicht ist ein Strahl des ewigen Lichtes besser durch die halbgeschlossenen, als durch die noch offenen Augen gedrungen. Wie die absurden Raisonnements eines nach dem anderen auslöschten, mußte doch etwas übrig bleiben, vielleicht war es der Trost dessen, den er sich sein ganzes

Leben hindurch ein dummes point d'honneur gemacht hatte nicht anzuerkennen, und der am besten wußte, wie er zu dieser Albernheit gekommen war."

Wenn Rahel diese einsichtsvolle Milde und dies hoffende Vertrauen Müller'n hoch anrechnet, so pflichtet ihr gewiß jedes edle Gemüth vollkommen bei. Neben der ächten Liberalität aber, mit welcher Müller einen solchen Freund haben und solche Ausbrüche dulden konnte, müssen wir auch ganz besonders die meisterhafte Auffassung bewundern, durch welche er ihn mit wenigen Zügen gründlich dargestellt hat. „Drei Stunden mit wirklich teuflischer Grazie und Sachkenntniß rasen hören" ist ein Ausdruck von genialer Vortrefflichkeit; auch die „selbstgefangenen Hechte und Kartoffeln" sind unbezahlbar; und das „dumme point d'honneur" giebt unserem Mephistopheliſchen Freunde noch die letzte Grabesehre!

Schließlich, — um wieder auf diese Aehnlichkeit zurückzukommen, — gedenken wir noch, daß vor vielen Jahren ein Gemählde aus Schadow's Schule, wir wissen nicht mehr von wem gemahlt, zu sehen gewesen, das den Besuch Faust's bei Gretchen im Kerker darstellte; Mephistopheles erschien an der Thür und mahnte zum Forteilen. Wiesel lebte noch, der Mahler aber kannte ihn nicht und hatte ihn nie gesehen, für seinen Mephistopheles jedoch in der Einbildungskraft ganz die Bildung und den Ausdruck hervorgearbeitet, welche sogleich an Wiesel erinnern mußte, ja man konnte glauben, dieser habe ihm dazu gesessen! —

Leuchsenring.

In einer Galerie Goethe'scher Personen darf der Name Leuchsenring einen bedeutenden Platz ansprechen; er war in der kräftigen Jugend Goethe's mit diesem und seinen Freunden in lebhaftem, ja man kann sagen innigem Verkehr, wirkte auf die geselligen Verbindungen und das geistige Streben jener Zeit vielfach ein, und seine persönliche Gegenwart wußte überall ein gewisses Ansehen und Vertrauen zu gewinnen. Doch wurde er durch sein vielfältiges Einmischen, Theilnehmen und Vermitteln, und durch die Bedeutung, welche er sich auf diese Weise von seinen Umgebungen gleichsam erborgte, diesen bald unbequem, er verletzte durch Anmaßlichkeit, zu der seine Rolle leicht verleiten konnte, und man wurde seines Thuns um so überdrüssiger, als man zu entdecken glaubte, daß er aus eignem Boden nichts hervorbringe und leiste, sondern nur von dem Dasein der Anderen mitlebe. Goethe fühlte sich besonders aufgereizt, diese Usurpation als solche bloßzustellen, und die Hohlheit der ganzen Rolle zu enthüllen. Großen Einfluß übte hiebei unstreitig Merck, der seine eigne Bitterkeit in Goethe's Gemüth überströmen ließ.

Daß aber Merck am meisten gegen Leuchsenring eingenommen und von ihm abgestoßen war, dazu fand sich zwiefacher Grund. Erstlich die scharfe Entgegensetzung beider Naturen, von denen die eine weich, geschmeidig, sentimental und in aller Thätigkeit müssig war, die andere hingegen kalt und streng, schroff und höhnisch, auf Wirklichkeit gerichtet, und in aller Muße immerfort thätig. Sodann aber trennte auch ihre Aehnlichkeit beide Männer ganz entschieden, denn eigentlich war Merck, ungeachtet der stärksten Entgegensetzung

in Stoff und Richtung, doch in vielen wesentlichen Bezügen nur auch eine Art Leuchsenring, von unruhiger Thätigkeit, überall eingreifend, wirksam, vermittelnd, ohne jemals ein eigentliches Fach und eine feste Stellung zu finden, in der seine Kenntnisse und Gaben ihre gesammelte Kraft auf ein namhaftes Ziel hätten richten können. In Leuchsenring mußte ihm ein gespenstisches Abbild selbst erscheinen, und weil er dies in der ihm am meisten entgegengesetzten Weise, in sentimentalen und gesellig-eitlen Täuschungen, auftreten sah, so mußte es ihn bis zum Abscheu anwidern.

Goethe erzählt, wie in Koblenz bei dem Geheimenrath von Laroche, oder eigentlich bei dessen Frau, der einst berühmten und beliebten Schriftstellerin Sophie von Laroche, im Mai 1771 eine Art Kongreß theils im artistischen, theils im empfindsamen Sinne gehalten wurde, wozu auch Leuchsenring beschieden war, der von Düsseldorf herauf kam. „Dieser Mann, sagt er, von schönen Kenntnissen in der neueren Litteratur, hatte sich auf verschiedenen Reisen, besonders aber bei einem Aufenthalte in der Schweiz, viele Bekanntschaften, und da er angenehm und einschmeichelnd war, viele Gunst erworben. Er führte mehrere Schatullen bei sich, welche den vertrauten Briefwechsel mit mehreren Freunden enthielten: denn es war überhaupt eine so allgemeine Offenherzigkeit unter den Menschen, daß man mit keinem Einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an Mehrere gerichtet zu betrachten. Man spähte sein eigen Herz aus und das Herz der Anderen, und bei der Gleichgültigkeit der Regierungen gegen eine solche Mittheilung, bei der durchgreifenden Schnelligkeit der Taxischen Posten, der Sicherheit des Siegels, dem leidlichen Porto, griff dieser sittliche und litterarische Verkehr bald weiter um sich."

Das Allgemeine dieser Bezüge, welches Goethe hier so glücklich zusammenfaßt, hilft uns das besondere Verhältniß unter den rechten Gesichtspunkt stellen, und Leuchsenring hier nur als einen Mitgeher seiner Zeit erkennen, nicht als einen Quertreter, der in ihr selbst ein Zerrbild gewesen wäre. Sein Bedürfniß und Eifer empfindsamer Mittheilung waren nicht anderer Art, als die, in denen sich außer der Frau

von Laroche, auch die beiden Jacobi, Wieland und Herder gefielen, und von denen auch Goethe nicht zu allen Zeiten frei blieb.

„Solche Korrespondenzen, besonders mit bedeutenden Personen, — fährt Goethe fort, — wurden sorgfältig gesammelt, und alsdann, bei freundschaftlichen Zusammenkünften, auszugsweise vorgelesen; und so ward man, da politische Diskurse wenig Interesse hatten, mit der Breite der moralischen Welt ziemlich bekannt."

Goethe gesteht, daß Leuchsenring's Schatullen in diesem Sinne manche Schätze enthielten, und rühmt besonders die Briefe von Julie Bondeli, eines vortrefflichen Frauenzimmers, deren Briefwechsel mit Rousseau ihrem Namen für immer ein würdiges Denkmal sichert. Goethe sagt ferner, daß er diesen Vorlesungen, wenn auch nicht alles gehaltreich war, gern beigewohnt habe, er dadurch in eine unbekannte Welt versetzt worden sei, und das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit kennen gelernt habe.

Kaum aber trat Merck hinzu, so wurden diese Eindrücke gestört. „Er hatte, sagte Goethe, nicht lange jene Briefwechsel mit angehört, als er über die Dinge, von denen die Rede war, so wie über die Personen und ihre Verhältnisse, gar manchen schalkhaften Einfall laut werden ließ, mir aber im Stillen die wunderlichsten Dinge eröffnete, die eigentlich darunter verborgen sein sollten. Von politischen Geheimnissen war zwar keineswegs die Rede, auch nicht von irgend etwas, das einen gewissen Zusammenhang gehabt hätte; er machte mich nur auf Menschen aufmerksam, die, ohne sonderliche Talente, mit einem gewissen Geschick, sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen, und durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst zu bilden suchen; und von dieser Zeit an hatte ich Gelegenheit, dergleichen mehr zu bemerken. Da solche Personen gewöhnlich den Ort verändern, und als Reisende bald hier, bald da eintreffen, so kommt ihnen die Gunst der Neuheit zu Gute, die man ihnen nicht beneiden noch verkümmern sollte: denn es ist dieses eine herkömmliche Sache, die jeder Reisende zu seinem Vortheil, jeder Bleibende zu seinem Nachtheil öfters erfahren hat."

Das Treffende dieser Bemerkungen ist nicht zu verkennen, sie sind an sich wahr, und bezeichnen ein weitverbreitetes Element des Gesellschaftslebens. Auch ihre Anwendbarkeit auf Leuchsenring scheint ganz gegründet, und wir können wohl annehmen, daß eine Hauptseite seiner Erscheinung von dem scharfen Mephistopheles-Sinne Merck's mit Recht so aufgefaßt und Goethe'n überliefert werden konnte.

Völlig ohne Uebergang und in gewagtem Sprunge dünkt uns Goethe zu dem Folgenden zu gelangen, wo er sagt: „Dem sei nun wie ihm wolle, genug wir nährten von jener Zeit an eine gewisse unruhige, ja neidische Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigne Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten, und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten.. Einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen habe ich im Pater Brey, einen anderen, tüchtigeren, und derberen, in Satyros oder dem vergötterten Waldteufel, wo nicht mit Billigkeit, wenigstens mit gutem Humor dargestellt."

Goethe spricht in der Folge nicht wieder von Leuchsenring, und in dem Vorangeschickten, wie wenig es auch günstig für diesen laute, finden wir doch keineswegs die Rolle begründet, die ihm in dem Fastnachtspiele als Pater Brey aufgebürdet wird. In Goethe's Erzählung ist er ein Mensch, der zwar seine Schwächen und Unbequemlichkeiten hat, sonst aber noch bedeutend und ehrenwerth genug dasteht: in dem Fastnachtspiel aber zeigt er sich als ein elender und verächtlicher Lump. Wir glauben hier durchaus Merck's bittere Laune und gehässige Uebertreibung zu sehen, von denen Goethe's Sinn damals beherrscht wurde, und denen er sein Talent gleichsam als Scharfrichteramt leihen mußte. Daß einige Züge und Aeußerungen des Paters Brey in Leuchsenring sich wiederfanden, oder auf ihn zu deuten waren, dürfen wir freilich als gewiß annehmen, denn der damalige Goethe'sche Kreis bezeigte seine Schadenfreude laut genug, und Friedrich Heinrich Jacobi bestätigte noch in späteren Jahren, in den vier Versen:

„Er will überall Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Gyps und Kalch verstreichen.

Und dann zu mahlen auf das Weiß
Sein Gesicht oder seinen Steiß;"

sei der Mann auf das vollkommenste geschildert. Allein wir glauben, daß ihm durch solche Bezeichnung im Ganzen doch Unrecht geschehen sei, ein Unrecht, das damals, von dem jungen ungestümen Goethe gegen einen beinahe Gleichaltrigen ausgeübt, so groß nicht erscheinen konnte, in der Folge aber durch Goethe's wachsenden Namen und gebietendes Ansehen ganz unverhältnißmäßig werden mußte. Für unsere Ansicht spricht schon der Umstand, daß Goethe von dem einmal dichterisch Ausgesprochenen und Festgestellten zwar nichts zurücknahm, aber doch fernerhin nie die Gelegenheit ergriff, — so oft und dringend sie sich auch darbot, — das Mißurtheil gegen Leuchsenring zu wiederholen, zu erhärten und weiter auszuführen. Von Leuchsenring aber müssen wir rühmend anmerken, daß sich keine Spur findet, er habe auf diesen heftigen Angriff, den er wohl erkennen und tief empfinden mußte, und dem zu begegnen er sich damals wohl gegen Goethe noch stark genug glauben durfte, jemals rachsüchtig reagirt, oder deßhalb den Genius und die Macht des Dichters weniger anerkannt, obgleich auch ihm die Gelegenheit nicht fehlte, dessen Feinde zu verstärken und den Riß zu vergrößern, der denselben öfters von der Gunst des Publikums zu trennen drohte.

Doch wir müssen, um den Mann in seiner wahren Gestalt aufzufassen, aus diesem Momente seines vorübergehenden Zusammenstoßes mit Merck und Goethe zu dem Ueberblicke seines gesammten Lebenslaufs hinaustreten, des früheren und des späteren, und da bleibt uns freilich nur zu bedauern, daß die Nachrichten, wenn auch im Einzelnen sehr zuverlässig und bestimmt, doch im Ganzen nicht reichlich sind.

Franz Michael Leuchsenring war zu Langenkandel im Jahre 1746 geboren, und hatte im Hause der wohlhabenden Eltern eine gute Erziehung genossen. Seine Studien, die er wahrscheinlich auf der Universität zu Straßburg machte, waren weniger auf ein bestimmtes Fach, als auf allgemeine historische und litterarische Kenntnisse gerichtet; er vereinigte gründliche

Gelehrsamkeit mit weltlicher Gewandtheit, und wußte sehr gut zu sprechen; auch an Kunde fremder Sprachen fehlte es ihm nicht, und das Französische besonders sprach und schrieb er mit vollkommner Geläufigkeit.

Ein Bruder von ihm lebte als Leibarzt in Darmstadt, zog ihn dorthin und machte ihn am Hofe bekannt. Seine Persönlichkeit gefiel, er war nicht groß, nahm sich aber vortheilhaft aus, seine Kurzsichtigkeit erlegte seinem lebhaften Wesen ein wohlthätiges Maß auf, seine Bildung und Kenntnisse waren ausgezeichnet, sein Karakter untadelhaft. Er wurde zum hessen-darmstädtischen Hofrath ernannt, und begleitete den hessischen Erbprinzen im Jahre 1769 zur Universität nach Leyden. Hier lernte ihn Friedrich Heinrich Jacobi kennen, gewann ihn lieb und trat in vertrauliche Verbindung mit ihm. Herder schrieb über ihn 1771 aus Straßburg an Merck: „Der Himmel führe Leuchsenring aus der dicken holländischen Luft, wo sich alle seine feinen, Empfindung hauchenden Poren verstopfen müssen, glücklich in eure Gegenden. — Ich kann's nicht bergen, daß ich ihn noch gerne, gern sehen wollte, da er nur sehr halbe Ideen von mir, die drei Tage alt sind, haben kann." Leuchsenring begleitete den Erbprinzen sodann auch nach Paris und in die Schweiz. Ueberall fand er ausgezeichnete Aufnahme, knüpfte merkwürdige Bekanntschaften an, und lernte die verschiedenartigsten Menschen und Verhältnisse kennen.

Weder für eine bestimmte Wissenschaft, noch für irgend eine Kunst begabt, aber mit großen Kenntnissen, lebhafter Auffassung, reizbarem Gefühl und rascher Einbildung ausgestattet, dabei der vornehmen und litterarischen Welt kundig, in die moralischen und geistigen Bezüge und Betriebsamkeiten der Menschen eingeweiht, fand er sich auf das stärkste zu der Wirklichkeit des Lebens hingezogen, und Menschen, Verhältnisse, gesellige Strebungen und Interessen wurden der Stoff, in welchem sein Geist und sein Gemüth arbeiteten. Wir bemerken hiebei, daß solche Richtung in der Welt sehr häufig ist, und oft die reichsten Gaben und schönsten Eigenschaften in sie verflochten sind. Findet sich zu dieser in's Allgemeine und Weite führenden Richtung ein freier, unab-

hängiger, oder wohl gar vornehmer Stand, so können sich heitere und glänzende Lebensgestalten entwickeln, an Höfen, in der Diplomatie, oder wo sonst gesellige Repräsentation und Thätigkeit gilt. Wo diese Begünstigung fehlt, aber neben den großen, auf die Welt überhaupt gerichteten Kräften wenigstens Ein bestimmtes Talent sich zeigt, das gar nicht einmal an sich bedeutend zu sein braucht, aber unter den Menschen einen anerkannten Stand und Beruf begründet und seine vorbereitete Bahn hat, so gewinnt jene allgemeine Richtung darin Schutz und Anhalt, und wird glücklich verdeckt oder getragen. Wo aber keine dieser Beimischungen vorhanden ist, und jene Richtung für sich allein steht und in voller Stärke wirkt, da ist der so Begabte sehr zu bedauern, er befindet sich gegen Welt und Menschen im größten Nachtheil, und der lebendige Stoff, in welchem er zu arbeiten gewillt und genöthigt ist, zeigt sein Leben zuerst darin, daß er die Einwirkung und den Einwirker zurückstößt; als Abentheurer, Intrigant, Sonderling, ja vielleicht unter noch schlimmeren Bezeichnungen und Verdächtigungen wird der Suchende von den in der vorhandenen Einrichtung und in den bestimmten Lebensfächern fest und behaglich Ansässigen gemieden und verstoßen.

Dies war der Fall bei Leuchsenring. Er hatte kein Nebentalent, das ihm einen Stand oder ein Fach angewiesen hätte. Er war, nach Vollendung jener Reise, ein Hofrath ohne Amt, ein Gelehrter ohne gelehrten Betrieb, seine Geistes- und Gemüthsart im Verein warfen ihn unwiderstehlich auf die Gesellschaftswelt. Diese bloß zum Genuß zu gebrauchen, war er nicht frivol genug; ein höherer Trieb drängte ihn, mit Ernst und Gründlichkeit dort einen edleren Gewinn zu suchen und auszubreiten.

Jacobi erzählt, Leuchsenring sei ihm als ein Mann von vielem Geiste erschienen, der aber beständig mit einer oder der anderen Grille bis zur Schwärmerei behaftet sei. Schon damals in Leyden habe er einen geheimen Orden der Empfindsamkeit stiften wollen, habe in Korrespondenzen gelebt und gewebt, und sei immer mit Brieftaschen bepackt gewesen, aus denen er vorlas. „Ich war ihm viel zu muthwillig,

sagt Jacobi, und er brach ein paarmal mit mir, weil ich ihm Unkraut unter seinen Waizen säete, und vornehmlich mit Weibern lieber scherzte als phantasirte. Dennoch hat er sich länger mit mir, als mit irgend einem anderen von seinen Freunden vertragen. Herder, den er auch zu Leyden hatte kennen lernen, brach bald darauf zu Darmstadt mit ihm auf immer. Bei dieser Gelegenheit schrieb Goethe das Fastnachtspiel vom Pater Brey, dem falschen Propheten."

Die Epoche der Empfindsamkeit in der deutschen Gefühlsbildung und Litteratur ist bekannt genug. In Goethe's Wahrheit und Dichtung finden sich einzelne Gruppen aus jener Zeit unübertrefflich dargestellt. Aber das ganze Treiben des deutschen Lebens im dritten Drittheile des achtzehnten Jahrhunderts ist im Zusammenhange noch nirgends geschildert worden. Für einen aufmerksamen und eindringenden Geschichtschreiber wäre dies ein höchst ergiebiger und dankbarer Stoff, und wir bedauern in dieser Hinsicht, daß eine Geschichte der deutschen Litteratur seit Friedrich dem Großen, welche im Meßkatalog vor zwei Jahren schon angekündigt war, von dem geistreichen jungen Schriftsteller, der sie unternommen hatte, wieder aufgegeben scheint. Die Empfindsamkeit, die Physiognomik, der Sturm und Drang, das Geniewesen, die geheimen Bünde, die Illuminaten, die Geisterseherei, die deutsche Union, der Erziehungseifer und viele andere wunderliche Ausgeburten des deutschen Lebens, hätten hier besprochen werden müssen.

Ein Orden der Empfindsamkeit war damals nicht so lächerlich, wie er jetzt erscheint. Ueberdies war in Deutschland eine wahre Sucht, geheime Vereine für geistige Bedürfnisse, Gesellschaften zur gegenseitigen Veredlung, Brüder- und Schwesterschaften für moralische und religiöse Zwecke zu begründen, oder ihnen beizutreten. Die Freimaurerei spielte in jener Zeit eine wichtige Rolle. Und die Kirche und die Regierungsgewalten blieben aller Einmischung fern. Nicht alle solche Bünde waren so harmlos, wie der Ritterbund in Wetzlar, von dem Goethe spricht, oder die Vereinigung von Bürgertöchtern in Nürnberg, welche Johann Benjamin Erhard gestiftet hatte. Daß aber der Orden der Empfind-

samkeit wenigstens in Bezug auf den Staat völlig gefahrlos und unschuldig gemeint war, dürfen wir wohl mit aller Zuversicht annehmen.

Bald nach dem Wiedereintreffen Leuchsenring's mit dem Erbprinzen in Darmstadt, wo sein Führeramt aufhörte, machte er eine Rheinreise, und bei dieser Gelegenheit war es, daß er auch an dem Kongreß in Ehrenbreitstein Theil nahm, und in den näheren Verkehr mit Merck und Goethe gerieth, wo ihm so übel mitgespielt wurde. Indeß wurden nicht alle Freunde von ihm abgezogen. Sophie von Laroche blieb ihm mit treuer Anhänglichkeit zugethan, eben so Wieland; Goethe's nachheriger Schwager, Johann Georg Schlosser, verläugnete seine gute Meinung und Zuneigung nicht, und Jacobi spricht von ihm zwar mit Scherz, aber auch mit Theilnahme und Wohlwollen. „Ich habe vergangenen Freitag vergessen, — schreibt er am 17. Juni 1771 an Sophie von Laroche, — Ihnen Ihren Erz-Leuchsenring vom 1. Juni (ohne Zweifel einen Brief von ihm) zurückzuschicken; Sie empfangen ihn einliegend mit dem vom 6. Wahrscheinlicherweise geht unser Lieber jetzt zu Bergzabern, an einem rosenfarbenen seidenen Bande, hinter der elysischen Zieglerin, und weidet, von ihrem Lämmchen angelächelt, neben ihm Charmillen und Rosenblätter. Welch eine empfindsame Schilderung! Si je me moque un peu de ces bonnes gens, ma chère Sophie, c'est que je me sens une aversion invincible contre toutes les espèces de contorsions corporelles ou spirituelles. Il faut marcher avec la nature; und die simpeln und reinen Empfindungen, die sie giebt, mit so viel Feuer und Stärke aufnehmen, als sie einem ein Herz dazu gegeben hat, aber keine neuen erfinden wollen." Und am 24. August 1771 an Wieland: „Endlich habe ich von dem wunderbaren Freunde Leuchsenring einen Brief erhalten. Ich glaubte, er hätte über irgend einem sentimentalischen Todtensprunge den Hals gebrochen. Wenn wir ihn doch überreden könnten, daß er nicht alles, was er thut, in Kunststücken thäte; ich weiß sie ihm nicht nachzumachen, und das bloße Zusehen macht mir Nervenreißen. Ich kann nicht leiden, daß man mit einem Springstocke über einen Graben setzt, den man

überschreiten könnte." Allein auch Merck selber hatte mit ihm in Briefwechsel gestanden, und, wie es scheint, in ganz vertraulichem Austausche von Gesinnungen und Ansichten; Wieland schreibt an Jacobi vom 18. Februar 1771: „Leuchsenring hat mir neuerlichst in Gesellschaft mit Merck ein Briefchen aus unsers Dumeiz Zimmer in Frankfurt geschrieben, mit Beilage zweier Stücke der Frankfurter Anzeigen, worin Sulzer's Theorie mit spanischem Pfeffer gerieben wird"; und Sophie von Laroche schrieb am 18. Mai 1772 an Merck: „Ihre Briefe an Leuchsenring, lange ehe Sie mir schrieben, hatten meine Gesinnungen bestimmt; Ihre persönliche Kenntniß hat mir das Vergnügen gegeben, daß ich Recht hatte zu denken und zu schreiben, wie ich that." Zwei Jahre später, am 10. August 1774, beklagt sich Jacobi gegen Sophie von Laroche, daß Leuchsenring ihm seit fast zwei Monaten nicht schrieb: „Dieser Mann, fügt er hinzu, thut nicht wohl an mir. Aber im Grunde ist's wohl seine Schuld nicht, und er hat vermuthlich an sich noch weit übler gethan."

Unterdessen hatte Leuchsenring eine französische Zeitschrift begonnen, sie erschien unter dem Titel: Journal de lecture von 1775 bis 1779, und wurde sehr geschätzt; Jacobi übernahm davon 500 Exemplare durch seine Empfehlung anzubringen. Gleich darauf aber mußte Jacobi zu seinem Verdruß erfahren, daß Leuchsenring, der sich wieder in der Schweiz befand, dort von ihm zu Le Sage, Jacobi's Jugendlehrer, gesagt habe: „Il ne s'embarrasse plus ni de ses amis ni de sa philosophie, il ne songe qu'à se divertir." Und darüber ruft er bitter aus: „Es ist doch eine mannigfaltige, lustige, harmonische und melodische Welt, unsere Welt"!

Leuchsenring fand immerfort keine Ruhe; er reis'te hin und her, von mancherlei Vorsätzen, Hoffnungen und Meinungen bewegt. Da seine Einkünfte für seinen Unterhalt nicht ausreichten, so mußte er auch von Zeit zu Zeit bedacht sein, zu irgend einer fruchtbaren Thätigkeit zurückzukehren. Seine Fähigkeiten waren anerkannt, auf seine Rechtschaffenheit durfte man vertrauen, und auf seinem Wandel haftete kein Flecken. So geschah es, daß im Januar 1776 die Vorsteher

einer in Neuwied errichteten Erziehungsanstalt ganz besonders auf seine Mitwirkung hofften, und dieselbe mit großen Opfern erlangen wollten. Er war damals in Paris, krank und bekümmert, und wollte kommen, wenn man ihm 12,000 Livres schaffte, deren er dort bedurfte. In Neuwied wollte man die Summe geben, doch in der Meinung, er werde das Geld für die Anstalt verwenden. Die Prinzessin Luise von Darmstadt wollte die Bürgschaft für das Darlehen übernehmen, das aber nicht zu Stande kam, und Sophie von Laroche schreibt darüber an Merck: „Ich bin mißvergnügt, daß dieser Mann seine Talente nicht besser und nützlicher brauchte, aber das Geld, wie soll ich ihm's schaffen? Dies alles muß Ihnen zeigen, daß ich Sie kenne, denn wie schrieb' ich sonst von Leuchsenring an Sie?" Bald nachher, vergessend, daß sie selbst von ihm geschrieben, er sei in Paris krank, beklagt sie sich, daß er ihre Freundlichkeiten bei Mad. du Bocage dort hätte ausrichten können, allein wie verschieden sei doch: Rede und Sache!

Leuchsenring brachte darauf einige Zeit bei dem Landgrafen von Hessen-Homburg zu, einem der edeln und einsichtsvollen kleineren Fürsten, deren Deutschland damals so viel hatte. Er lebte hier in den angenehmsten Verhältnissen, sorgenfrei, unabhängig. Allein sein Drang nach Wirksamkeit ließ ihn nicht ruhen.

Schiller's Trauerspiel „die Räuber" war im Jahre 1781 erschienen, und Leuchsenring wandte sogleich seine Aufmerksamkeit dem Verfasser zu, den er kennen lernen wollte, und deßhalb in Ludwigsburg aufsuchte, wie der General von Scharfenstein in seinen Denkblättern erwähnt: „Ich erinnere mich, sagt er, daß einige reisende Belesprits in schöner Equipage vor Schiller's Quartier angefahren kamen, z. B. Leuchsenring." Wir finden jedoch nicht, daß er späterhin mit Schiller in näheren Zusammenhang gekommen, wiewohl dessen Genius ihn mächtig anregte und durch manche Ausbrüche des ungestümen Freiheitsgeistes seinen vollen Beifall gewann.

Im Jahre 1782 kam Leuchsenring nach Berlin, wo die angesehensten Gelehrten und andere ausgezeichnete Personen

ihn günstig aufnahmen, und bei näherer Bekanntschaft nur immer höher schätzten. Ramler, Gedike, Biester, Friedrich Nicolai, Moses Mendelssohn, freuten sich seines Umgangs. Auch der nachherige berühmte Minister Freiherr vom Stein, der ihn schon am Rhein kennen gelernt hatte, erneuerte hier gern die Bekanntschaft. Nicolai sagt von ihm, er habe, so viel ihm bekannt, in deutscher Sprache nichts drucken lassen, und die Bücher, die man ihm beigemessen, seien nicht von ihm, aber er könne gewiß für einen größeren Gelehrten gelten, in der edelsten Bedeutung des Wortes, als so viele, welche Bücher schreiben. Ueber ein Jahr blieb er in Berlin, und lebte in der besten Gesellschaft sehr angenehm, bis ihm auf's neue eine pädagogische Reise angetragen wurde. Er wurde der Führer des jungen Baron Labes, nachherigen Grafen von Schlitz.

Die Anordnung der Reise war großentheils dem Führer anheimgestellt; der Zögling sollte die Welt sehen, und sich in fremden Ländern unterrichten und ausbilden. Leuchsenring aber hatte seine nächsten Anziehungsorte in Deutschland, er meinte, der junge Mann solle zuerst sein Vaterland kennen lernen, und die Reise wurde mehr nach den empfindsamen und litterarischen Interessen des Lehrers als nach den Zwecken des Zöglings eingerichtet. Vergebens drangen die Verwandten von Berlin her in öfteren Briefen auf Aenderung, Leuchsenring hatte immer Gründe, die weiteren Ausflüge noch aufzuschieben, und als er nach zweien Jahren in Berlin wieder eintraf, hatte der Baron Labes weder Frankreich, noch Italien, noch England gesehen, sondern alle diese Zeit im deutschen Reich, in der Schweiz und einem Theile von Holland zugebracht, und war vorzüglich in denjenigen Lebenskreisen bewandert, die seinen Lehrer angezogen hatten, und die freilich auch seinen eignen Neigungen bald bequem geworden waren.

Die Unzufriedenheit der Verwandten löste das Verhältniß des Lehrers und Zöglings, nachdem beide im Jahre 1784 nach Berlin zurückgekehrt waren, sogleich auf; indeß erwuchs für Leuchsenring daraus kein Nachtheil, die Erziehung war durch die ausgeführte Reise vollendet, und es schien in der

Ordnung, daß er den Zögling nunmehr verließ. Er fand in Berlin gleiche Zuvorkommenheit wie bei seiner ersten Anwesenheit. Seine Freunde wußten ihn bestens zu rühmen und nachdrücklich zu empfehlen. Er wurde sogar zum Lehrer der Söhne des Prinzen von Preußen ausersehen, und mußte daher, um Proben seiner Lehrstunden zu geben, einige Zeit in Potsdam zubringen. Friedrich der Große fand jedoch wenig Wohlgefallen an ihm, und der Unterricht hörte bald auf.

Leuchsenring hatte indeß die Gesellschaftskreise in Berlin nicht vernachlässigt, und fortwährend an Zuneigung und Ansehen gewonnen. Er gefiel sich besonders in dem Umgange mit den gebildeten Juden in Berlin, und im Hause des Geheimraths Ephraim nahm seine Empfindsamkeit eine ernstere Gestalt an; er verliebte sich in dessen Tochter Adele, und da seine Neigung erwiedert wurde, so wollte er die Heirath, gegen welche sich große Bedenken und Schwierigkeiten erhoben, mit Gewalt durchsetzen. Solche Verbindungen waren damals noch höchst selten und für beiderlei Religions-Partheien anstößig. In diesem Fall aber würde das Aergerniß um so größer gewesen sein, als Leuchsenring durchaus darauf bestand, daß seine Frau keine Christin werden, sondern Jüdin bleiben sollte. Wegen dieser Sache zerfiel Leuchsenring mit Moses Mendelssohn. Dieser hielt sich verpflichtet, jeden Verdacht, er könne ein solches Beginnen befördern oder nur dazu schweigen, von sich abzulehnen, und wollte den Mann nicht mehr als seinen Freund gelten lassen, der durch das widerwärtigste Aufsehen den jüdischen Glaubensgenossen die gehässigsten Mißdeutungen zuzog, und durch einen Schritt, an dem sie unschuldig waren, die größten Nachtheile für sie bereiten konnte. Auch Nicolai kam hierüber mit Leuchsenring völlig aus einander, und sah ihn während der letzten acht Monate seines Aufenthalts nicht mehr. Doch ohne ihm zu grollen, nur aus Rücksicht für Mendelssohn. Die Heirath kam indeß wegen des vielfältig erhobenen Widerspruchs nicht zu Stande, und Leuchsenring reis'te im Frühjahr 1785 von Berlin fort. Nicolai sah ihn im Sommer desselben Jahres in Pyrmont wieder, äußerlich in gutem Vernehmen, doch

ohne die frühere Vertraulichkeit. Er ahndete nicht, wie sehr er und seine Freunde durch diesen Mann noch in Bewegung gesetzt werden sollten!

Die Unruhe der Gemüther war außerordentlich um jene Zeit in Deutschland, jeder Gebildete und Strebende suchte höhere Einsicht, höheres Wirken, die eigne Entwickelung und die der gesammten Menschheit schienen gleichmäßig zu demselben hinzuführen, Verstand und Einbildungskraft waren unaufhörlich mit Problemen der Weltbeglückung erfüllt. Leuchsenring übertrug die früheren empfindsamen Bestrebungen auf diese ernsteren und in ihren Folgen bedeutenderen Entwürfe, und sein Eifer schwärmte in den abentheuerlichsten Planen und Hoffnungen. Jacobi sagt von ihm: „Was ihn selbst angeht, so hat er immer nur in Erdichtungen gelebt. Einen ganzen Welttheil umzuschaffen, schien ihm eine Kleinigkeit, wenn er bei irgend einem Mächtigen Gehör fände, oder auch nur Geld genug besäße, oder es geborgt bekommen könnte." In diesem Sinne knüpfte er überall an, und erhielt einen Antheil rege, den man wenigstens ihm persönlich immer auf's neue gewährte, da sein Geist, sein Eifer und seine Beredsamkeit einen gewissen Reiz und Eindruck nie verfehlten. In Hofgeismar unterhielt er von diesen Sachen die Fürstin Gallitzin, den münsterschen Minister von Fürstenberg und den Philosophen Hemsterhuis: überall hatte er mit den besten und ausgezeichnetsten Personen zu thun.

Bei seinem Herumreisen, Aufmerken und Forschen, und indem er selbst allerlei Geheimwesen betrieb, hatte ihm nicht entgehen können, daß dessen auch von einer Art vorkomme, worin statt allgemeinen Menschenglücks andere bedenkliche Zwecke walteten, daß betrügerischer Eigennutz oder hohle Gaukelei den guten Willen mißbrauche, daß dunkle Absichten, welche nichts weniger als das Glück der Welt bezweckten, im Stillen thätig einwirkten, und vorzüglich im Sinne des zwar aufgehobenen, aber in der That fortbestehenden Jesuitenordens und zu Gunsten der katholischen Hierarchie die verschiedenartigsten Formen und Täuschungen anwendeten. Die Entdeckung eröffnete für Leuchsenring ein ganz neues Feld, er glaubte nun, vor allem diese Feinde bekämpfen und

deren Betreibungen enthüllen und vereiteln zu müssen. Er vermuthete nun überall, wie Jacobi sagt, ein gewisses dessous des cartes, und glaubte es auch entdeckt zu haben. Er hatte den Hergang der Dinge in der Welt genug mit angesehen, um zu wissen, welche Triebfedern und Gewalten auch in den oft scheinbar einfachsten und unschuldigsten Ereignissen mitthätig sind, wie die Arglist und Heuchelei überall auf Vortheile ausgehen. Wenn auch seine Vorstellungen übertrieben waren, und sein Mißtrauen sich am unrechten Ort aufhielt, so war doch im Ganzen seine Spürkraft nicht irr' gegangen, und es war nicht ohne Grund, daß er behauptete, es gäbe heimliche Jesuiten und heimliche Katholiken, welche der Aufklärung entgegen und zum Vortheil der Hierarchie wirkten.

Johannes von Müller giebt um diese Zeit in einem Briefe an Jacobi folgende Nachrichten über Leuchsenring: „Welch ein sonderbarer Kopf! ihm ist alles durch geheime Gesellschaften geschehen; auf's wenigste das alte Testament, Mosis Bücher zumal, hat eine solche geschrieben, welche an Cyrus Hof die Spekulation ersonnen, den Juden ein Centrum zu geben, wohin sie aus aller Welt steuern sollen; das Gesetz war von gestern, und die geheime Gesellschaft machte ihnen weiß, es sei tausend Jahre alt, nochmals wurde ein David und Salomo erdacht, weil doch die Römer einen Romulus und Numa hatten. So alles; ich könnte ein Buch schreiben von seinen Einbildungen, das unglaublich scheinen würde, die geheimen Gesellschaften sind nun der Modegedanke, der sich überall eindrängt; nun haben sie alles gethan, thun alles. Was mich ungläubig macht in Absicht auf den Krypto-Jesuitismus, ist, daß ich zu einer Zeit, wo mir nichts weniger in den Sinn kam, ich, der zu diesen Sachen weder Neigung noch Muße habe, und einem ganz anderen Arbeitsplan folge, desselben auch angeklagt worden bin: lesen Sie in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek das Ende der Anzeige von den Reisen der Päbste. Und ein Mensch wie Leuchsenring, sein gefärbtes Glas in der Hand, womit er alles grün ansieht, kann leicht seinen Freunden als Thatsache berichten, was nur er sich vorstellt. Im Illuminatenwesen bin ich so

weit als Sie; ich gehe nicht gern, ohne zu wissen, wohin, lasse mich ungern leiten von solchen, die ich nicht kenne, und bin, ich kann es nicht verhehlen, doch nicht so ganz geheilt von gewissen apprehensions, politische Einschlüsse betreffend." Man sieht, Johannes von Müller, der übrigens auch mit Nicolai die freundschaftliche Verbindung fortsetzte, wollte doch die Ansichten Leuchsenring's nicht ganz verwerfen, denen in neuerer Zeit gar manche litterarisch und bürgerlich gewichtige Stimme beigetreten ist.

Seinen ehemaligen Berliner Freunden, mit denen er eigentlich nie gebrochen hatte, den Eiferern für Aufklärung, war diese Entdeckung der willkommenste Fund, der ihrer Geschäftigkeit die reichste Nahrung gab. Leuchsenring hatte die Redlichkeit und den Muth, seine Ueberzeugung laut auszusprechen. Er sagte dieselbe dem Freiherrn vom Stein, so wie auch der Fürstin Gallitzin, und verkündigte, daß von ihm in der, anfangs von Gedike und Biester, nachher von Biester allein herausgegebenen Berlinischen Monatsschrift ein Aufsatz erscheinen und allem Widerspruch ein Ende machen würde. Er verhehlte dabei nicht, daß er die größte Gefahr liefe, vergiftet zu werden, nachdem es ausgekommen, daß er es sei, der die Absichten der geheimen Gesellschaften an den Tag gebracht habe.

Der Aufsatz erschien im August-Hefte des Jahres 1786, und machte ein unglaubliches Aufsehen. Mit ihm begann der viele Jahre fortgesetzte Kampf und das verwirrte Geschrei über Krypto-Jesuitismus und Krypto-Katholizismus, woran auf der einen Seite Nicolai und Biester mit ihrem ganzen Anhang, auf der anderen Jacobi, Lavater, Johann Georg Schlosser und ihre Freunde den heftigsten Antheil nahmen. Mit besonderer Heftigkeit trat der Leibarzt Ritter von Zimmermann, in seinem Buch über Friedrich den Großen, gegen Leuchsenring auf, den er früher zu seinen theuersten Freunden gerechnet, dem er mündlich und schriftlich gesagt hatte, er würde ihn immer verehren und lieben. Die Berliner Aufklärer, welche schon viele Feinde hatten, auch in ihrem Argwohn zu weit gingen, und im Einzelnen große Blößen gaben, waren ihren Gegnern nicht gewachsen, unter-

lagen später in anderen litterarischen Kämpfen, wo sie allerdings seicht und geistlos erschienen, und wurden bald als Jesuitenriecher verschrieen und lächerlich gemacht, der ganze Kram aber für ein Mährchen, für eine Erfindung Leuchsenring's erklärt.

Besonders nahmen die zahlreichen Freunde Lavater's, der bei diesen Streitigkeiten vorzüglich in's Gedränge gekommen war, sich seiner eifrigst an. Dieser wunderliche Mann, dessen edle und liebenswürdige Jugenderscheinung uns Goethe so vortrefflich geschildert hat, der aber im Zusammenhange seiner Lebensentwickelung und seines Wirkens in unserer Litteratur noch nie gehörig dargestellt worden, ist selber eine der merkwürdigsten Gestalten jener Zeit. Seine Physiognomik, seine Wundersucht, sein Glauben an den Geisterbanner Gaßner, an den Abentheurer Cagliostro, sein Scharfsinn und seine Einfalt, seine Innigkeit und seine Unruhe, bilden ein seltsames, oft schwer zu entwirrendes Gemisch. Er hatte den Vortheil, als protestantischer Prediger einen bestimmten Boden zu haben, sonst aber war er selber, mit seinen Einbildungen, Reisen, Betreibungen, im Grunde auch nur eine Art Leuchsenring, und da wir auch schon Merck als einen solchen bezeichnet haben, so haben wir statt des einen nun schon mit dreien zu thun, die aber alle, wie ganz recht und nothwendig, sich gegenseitig abstießen!

Lavater, der überhaupt mit seinen zum Theil höchst schätzbaren, aber auch zum Theil sehr schlimmen Eigenschaften in der Litteratur immer seine Unzulänglichkeit dargethan, im Leben aber große Verwirrung angerichtet, hatte sich von dem katholischen Gottesdienst einnehmen lassen, denselben gerühmt und besungen, und katholische Erbauungsbücher anempfohlen und verbreiten helfen. Dieses gutgemeinte, aber für einen protestantischen Prediger unvorsichtige Beginnen mußte auch ihm die Beschuldigungen zuziehen, mit denen der angeregte Argwohn damals so bereit und freigebig war, und gerade ihm in seiner Stellung fielen sie am empfindlichsten.

In der nächsten Zeit kam Leuchsenring wieder in die Schweiz, und traf mit seinen alten Freunden Lavater und Schlosser zusammen, von denen aber der erstere bald in

völlige Entgegensetzung mit ihm gerieth. Schlosser, der diesen Zerfall aufrichtig bedauerte, schrieb hierüber aus Emmendingen am 3. September 1786 einen ausführlichen Brief, von dem wir den Anfang hieher setzen, weil er das noch gute Vernehmen dieser beiden Freunde in hellem Lichte zeigt. Schlosser schreibt: „Sehr angenehm, mein werthester Leuchsenring, ist es mir gewesen, Sie neulich, nach einem Zwischenraum von mehr als zehn bis fünfzehn Jahren, wieder einmal in Zürich gesehen zu haben. — Das Wiedersehen alter Bekannten, mit welchen wir lang' aus aller Verbindung waren, erinnert uns an so viele kleine Nebenumstände der vergangenen Zeit, daß wir dadurch des Lebens doppelt zu genießen scheinen; auch sind diese Erinnerungen eine Art von Maßstab, nach welchem wir den Weg messen, den wir zurückgelegt haben, und womit wir zugleich den Wachsthum unseres Geistes und den Umfang unserer neu erworbenen Erfahrungen überschlagen können. — Meine Freude, Sie wieder zu sehen, würde aber dennoch viel größer gewesen sein, wenn Ihr Verhältniß mit meinem auch alten Freunde Lavater sie nicht gestört hätte. Ich wußte nur wenig von diesem Verhältniß, als ich nach Zürich kam, und stellte mir vor, es würde uns nicht hindern, dennoch oft alle drei zusammen zu sein, und, wie es uns geziemt hätte, unseres Beisammenseins uns zu freuen. Sie, hoffte ich, würden uns die Erfahrungen mittheilen, die Sie auf Ihren Wanderungen gesammelt hätten; Lavater sollte diese mit seinem so viel umfassenden Blick in den ihm eignen Gesichtspunkt stellen, und dort mit seinem unerschöpflichen Witz sie beleben, und ich wollte zu diesen Festen das Einzige, was man von einem Gast fordern kann, wenigstens den offnen Sinn mitbringen, der solchen Wirthen auch eine Art wohlthätiger Belohnung ist. — Das alles aber wurde mir durch den bösen Genius verdorben, der in unseren Tagen fast alles, was gut denken und reden kann, vereinzelt. Ich fand Sie herzlich gegen Lavater eingenommen; Sie konnten seinen Namen kaum nennen, ohne Ihren Weltpatriotismus in Bewegung zu setzen, und zeigten mir so viele schwarze Wolken, die Lavater über unseren schönen deutschen Himmel zu ziehen drohe, oder schon gezogen habe, daß es

mir beinahe selbst anfing bange zu werden. Auf der anderen Seite empörte sich Lavater's Manns- und Schweizergefühl beinahe eben so lebhaft gegen Ihren Weltpatriotismus, der sich, wie er sagte, anmaße, jede That seines Lebens, jedes Wort seines Mundes aufzufangen, und nach einem Kodex, den er nicht anerkenne, vor Richtern, denen er nicht gehuldigt habe, zu richten. — Ich fühlte bald, daß ich zwischen Ihnen beiden keine angenehme Rolle spielen würde, und mußte also die Hoffnung der schönen Abende aufgeben, die ich mit Ihnen beiden zu genießen dachte."

Schlosser schildert hierauf die schwierige Lage Lavater's, fügt mancherlei Betrachtungen bei, und macht endlich den Vorschlag, der Streit möchte nicht weiter öffentlich geführt, sondern durch erwählte Schiedsrichter im Stillen beigelegt werden. Dies war offenbar zu Gunsten Lavater's, und zum Nachtheil Leuchsenring's, besonders aber Nicolai's und seiner Freunde, welche in der Sache noch weit stärker aufgetreten waren, als Leuchsenring, und nun Gefahr liefen, den Schein ungerechter und leichtsinniger Anklage auf sich haften zu sehen.

Da Leuchsenring auf dieses Schreiben innerhalb acht Wochen nicht geantwortet hatte, so wurde Schlosser ungeduldig, und seine bisher noch verhehlte Partheinahme brach nun aus; er ließ das Schreiben, worin er den Vorschlag machte, die Sache nicht mehr öffentlich zu behandeln, im Deutschen Museum abdrucken.

Mit dieser persönlichen Streitigkeit verwickelte sich eine andere. Ein protestantischer Geistlicher, Stark, der ebenfalls sein Leben in geheimen Verbindungen fortspann, war auf den Grund seiner Schriften und Betreibungen mit Heftigkeit angeschuldigt worden, ein heimlicher Katholik zu sein. Der Streit wurde sehr bitter, die Berliner wurden mit gerichtlicher Verläumdungsklage bedroht, sie konnten die Beweise nicht genügend durchführen, und da Stark in der Folge Oberhofprediger in Darmstadt wurde und bis an sein Lebensende dieses protestantische Amt ausübte, so schien jede Anklage durch die That widerlegt, und auf thörichten Wahn und strafbaren Leichtsinn gegründet.

Leuchsenring gab auf Schlosser's Brief eine standhafte und nachdrückliche Erklärung im Juniheste 1787 der Berlinischen Monatsschrift. Allein die Gegenparthei, welche durch die angesehenen und anhangreichen Namen Jacobi, Herder, Claudius, Lavater, Stolberg, Schlosser, Johannes von Müller und andere solchen Werthes vertreten wurde, und allerdings ein geistiges Uebergewicht behauptete, behielt in dem Streite die Oberhand. Die Jesuitenriecherei wurde als oberflächliches, wahnvolles Treiben, als vorlaute und bösliche Anmaßung, zur Ruhe verwiesen.

Erst in späteren Jahren, als der Uebertritt Stolberg's zur katholischen Kirche, dem darauf Friedrich Schlegel, Adam Müller, Haller, Zacharias Werner, die jüngeren Schlosser in Frankfurt am Main, und so viele Andere nachfolgten, von denen Schleiermacher sagte, „daß sie nur in zwei verschiedenen Formen ihre religiöse Unfähigkeit an den Tag zu legen bestimmt waren", als endlich der Jesuitenorden wirklich hergestellt wurde, und die römische Hierarchie in manchen Ländern offen das Haupt erhob, da wurde man nachdenklich auf jene früheren Angaben und Behauptungen zurückgeführt; aber Nicolai, Gedike, Biester, waren schon todt, Leuchsenring verschollen, als die Zeit ihnen diese Genugthuung gab, und sogar die wunderbare Ueberraschung erfolgte, daß der angeblich falschbeschuldigte, gerechtfertigte Stark, nachdem er lange Jahre in Darmstadt als Oberhofprediger ein Protestant geschienen, auf dem Todbette doch wirklich als Katholiken sich bekannte, und in katholisch geweihter Erde begraben zu werden verlangte! —

Wir müssen jedoch hier noch anmerken, daß gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland die litterarischen Größen unter steten Stürmen und Stößen lebten, und bald hier, bald dort unerwartete Niederlagen und klägliche Ausgänge eintraten. Nicht bloß Nicolai und Biester und Leuchsenring verblichen, auch auf der anderen Seite wurde manches Ansehen erschüttert und niedergestreckt. Jacobi erhielt sich mit Mühe aufrecht gegen die großen spekulativen und kritischen Mächte, die ihn überholten, Fichte, Schelling, Friedrich Schlegel; Claudius und Stolberg schwanden im

üppigen Anwuchs einer kräftigeren Litteratur dahin; Lavater blitzte nur durch seinen gewaltsamen Tod noch einmal im deutschen Interesse auf; Herder ging an seiner vermessenen Unternehmung gegen Kant und an seiner neidischen Grämlichkeit über Goethe und Schiller zu Grunde; am traurigsten erging es Johann Georg Schlosser'n; dieser rechtschaffene, biedere, mit reichen Kenntnissen und großem Talent ausgerüstete, allgemein hochgeschätzte und verehrte Mann erwies sich zuletzt nur als eine Mischung von Philisterthum und Phantasterei, sein Enthusiasmus für Cagliostro brachte seinen Verstand in üblen Ruf, sein Verhalten gegen die späteren Erscheinungen der Weltereignisse und Litteratur zeigte nur eine völlige Ohnmacht und Erstorbenheit.

Inzwischen war Leuchsenring wieder nach Berlin gekommen, und lebte daselbst nach wie vor in großer Achtung und Annehmlichkeit. Nicolai näherte sich beeifert dem Manne, den er als einen wichtigen Verbündeten ansehen mußte, die gleichgesinnten Gelehrten seines Kreises bezeigten sich nicht minder zuvorkommend. Leuchsenring wurde jedoch besonders auch in die vornehmeren Kreise gezogen. Er gewann in diesen durch sein feines Betragen, seine Gabe zu sprechen, seine stets anziehende Unterhaltung große Gunst und Zuneigung, hauptsächlich aber die einer Hofdame, eines Fräuleins von Bielfeld, die von seinen enthusiastischen Vorstellungen ganz eingenommen und durch seine Ueberredungsgabe völlig bezaubert wurde.

Er konnte sich auch hier wieder nicht versagen, auf's neue die Stiftung eines Ordens zu unternehmen. Derselbe sollte Frauen und Männer zu Mitgliedern haben, und deren Veredlung durch Wahrhaftigkeit und Wohlthun fördern. Die Zahl der Theilnehmer war nicht sehr groß, allein der Orden bestand längere Zeit und ging in neue Verzweigungen über, denen manche in der Folge namhaft gewordene Personen angehörten, die zu nennen noch jetzt einigen Reiz hätte, aber eben deßhalb hier unterlassen wird.

Bisher hatte Leuchsenring, außer der Herausgabe der erwähnten französischen Zeitschrift und einigen deutschen Aufsätzen, Briefen und Erklärungen über die heimlichen Jesuiten

und Katholiken, wenig Litterarisches geleistet. Man hatte ihm mehrere Schriften beigemessen, unter anderen die Briefe eines reisenden Franzosen, als deren Verfasser nachher Riesbeck bekannt wurde, der freilich mit Leuchsenring in Verkehr gestanden hatte und manches aus ihm geschöpft haben mochte. Jetzt aber beschäftigte er sich ernstlich mit einem großen Werke, welches die deutsche und französische Litteratur umfassen, und den Deutschen zeigen sollte, daß die Franzosen nicht bloß leichtfertige Schriftsteller, sondern auch tiefe Denker und strenge Gelehrte hätten, den Franzosen hingegen, daß die Deutschen nicht immer schwerfällig, sondern auch geistreich und anmuthig wären. Er hatte alle Kenntnisse und Fähigkeiten, ein solches Buch mit Geist und Erfolg auszuführen, und würde vielleicht schon damals einen Theil der Wirkung hervorgebracht haben, welche so viele Jahre später durch das berühmte Werk der Frau von Stael, wenigstens nach der französischen Seite hin, verursacht worden.

Während aber jene neue Beziehung in höchster Blüthe stand, und Lehrer und Schülerin vereint über mancherlei Entwürfen brüteten, ihre hochfliegenden Gedanken zur Ausführung zu bringen, und zugleich ihr beiderseitiges Zusammenbleiben irgendwie zu begründen, erfolgten in Frankreich die ersten Ausbrüche der großen Umwälzung, welche in allen folgenden Jahren an Bedeutung und Furchtbarkeit zunahm. Der Anfang aber dünkte vielversprechend im Guten, und regte die Theilnahme der edelsten Deutschen an. Leuchsenring erblickte in jenen Bewegungen den Aufgang des Heils der Welt; alle seine Plane der Menschenbeglückung schienen sich dort, wo man den Vorurtheilen entsagte, Freiheit und Gleichheit verkündigte, den Krieg für abgeschafft und das Gesetz als herrschend erklärte, zu verwirklichen. Eine Zeitlang sah er den Ereignissen, in welchen ihm seine Sache gefördert dünkte, aus der Ferne mit erregtem Antheil zu, besprach und erläuterte sie nach seinen Ansichten, und bemühte sich, seine Bewunderung und seinen Eifer auch in Anderen zu erwecken. Da jedoch dies Bestreben auf bedeutenden Widerspruch stoßen mußte, und ihm, wie er behauptete, auf Befehl des Generals von Bischoffwerder, der für ein Mitglied geheimer Gesell-

schaften galt, und als General-Adjutant des Königs einen großen Einfluß hatte, die Andeutung geschah, er solle Berlin verlassen, so faßte er den Entschluß, dem seine Freundin sogleich beitrat, nach Paris, als dem Mittelpunkte des neuen Heils, zu reisen und sich dort einzubürgern. Zelter war in Gefahr, wegen loser Reden, wie er selbst an Goethe später schreibt, mit Leuchsenring zugleich über die Gränze geschafft zu werden. Fräulein von Bielfeld entsagte allen Vortheilen ihrer heimischen Verhältnisse, gab dem bewunderten Freund und Lehrer ihre Hand und reis'te mit ihm über die Schweiz nach Paris.

Schiller sagt über diese Vorgänge in seinem Brief aus Jena vom 10. Juni 1792 an Körner: „Leuchsenring ist auf gut despotisch aus dem Preußischen verwiesen, und (man weiß nicht warum?) seine Papiere ihm weggenommen worden. Vor seiner Abreise warf sich ihm noch eine Liebschaft, ein Fräulein von Bielfeld, die bei der Prinzessin Auguste Hofmeisterin war, an den Hals, und erklärte, daß sie ihn selbst im Tode nicht verlassen werde. Er hat sie mitgenommen als seine Frau, und nun ist er nach der Schweiz ohne irgend eine Aussicht. In Erfurt habe ich das seltsame Paar gesprochen. Sie ist ein leeres, unbedeutendes Geschöpf aus der Klasse der ganz gemeinen empfindsamen Weiber, und wie es scheint, hat diese Konsortin schon auf ihn gewirkt. Ich bin neugierig, ob die Extremität aus Leuchsenring etwas machen wird. Er hat schon seit zwanzig Jahren bloß Materialien gesammelt, und wenig oder nichts geschrieben. Jetzt ist Schriftstellerei seine vornehmste, wo nicht einzige Hülfsquelle, und nun wollen wir sehen, was er hervorbringt." Den Ausspruch über Fräulein von Bielfeld darf man bei der schroffen Härte, mit der sich Schiller allzuleicht über Personen voreilig und ungerecht äußert, nicht in aller Strenge nehmen.

Es ging dem Ehepaar nicht besser, als so vielen anderen Deutschen, die ihre Hoffnungen auf die französische Revolution setzten, und sich deren Ereignissen anvertrauten. Leuchsenring und seine Gattin fanden in dem Fortgange der Revolution sich immer weiter von den Richtungen entfernt, die sie gewählt

zu haben glaubten; sie erlebten die Stürme, in welchen der anfängliche Schimmer der Freiheit völlig erlosch, sie bestanden die Gräuel und Gefahren der Schreckenszeit, und nachdem sie eine heftigbewegte, kriegführende und erobernde Republik gesehen, in welcher die kleinlichsten Leidenschaften das Gemeinwohl verschlangen, mußten sie zuletzt unter ein soldatisches Kaiserthum sich beugen, in welchem alle Träume, die sich an den Beginn der Revolution geknüpft hatten, rettungslos vernichtet schienen.

Aber auch in anderer Beziehung erging es dem enthusiastischen Ehepaar schlimm. Es ergab sich, daß die Gemüthsarten unvereinbar seien; bei getäuschten Hoffnungen, innerem Unmuth, äußerer Noth und Bedrängniß, trat die Entgegensetzung um so bitterer hervor, und stieg bis zur Gehässigkeit und Feindschaft. Arm, beschränkt, auf einander angewiesen, unter sich allein, dienten sie sich gegenseitig zum einzigen Stoff der Behandlung, an dem sich alle Leidenschaft, Kränkung, Weltüberdruß und Lebensnoth ausließ und erschöpfte, an dem sich aber auch alle Bewunderung, Stärke, Ausdauer und Zuversicht erneuerte, deren beide fähig und bedürftig waren, denn sie konnten auf keine Weise von einander lassen, und Leuchsenring's Frau hielt ihn immerfort für den ersten Menschen der Welt, er sie für das ausgezeichnetste Weib, deren Gemüth er jedes Heldenthum zutraute.

Für Leuchsenring's Rechtschaffenheit ist das unzweideutigste Zeugniß, daß er in Paris, wo die Gelegenheit für ihn so günstig war, jede verschmähte, mit seinen Talenten und seiner Denkart zu wuchern. Durch geringe Anbequemung an die herrschenden Partheien, durch einige Verläugnung seiner Grundsätze und wahren Wünsche, hätte er leicht angesehene und vortheilhafte Stellen erlangen, oder solche Dienste leisten können, bei denen großer Gewinn sicher ist. Die Anerbietungen fehlten nicht, das Direktorium und später sogar die Kaiserregierung eröffneten ihm günstige Aussichten, er wäre für zahlreiche Geschäfte und Posten brauchbar und erwünscht gewesen. Aber alles wies er unbedingt von sich, mit keinem der wechselnden Gewalthaber wollte er zu thun haben, weil sie alle außerhalb der Bahn gingen, welche er

für die rechte hielt. Er zog es vor, als die mitgebrachten Hülfsquellen erschöpft waren, und die Noth auf's Höchste stieg, als ärmlicher Sprachmeister ein mühsames Brot zu erwerben, das oft nicht einmal ausreichte.

Die ganze Stärke seines Karakters entwickelte sich unter diesen Umständen, und die strenge und herbe Ausdauer bei seiner Ueberzeugung wirft auch auf seine frühere empfindsame Zeit ein vortheilhaftes Licht; das Gefühl, welches später eine solche Gestalt annahm, mag sich wunderlich und seltsam ausgenommen haben, ächt und aufrichtig aber muß es gewesen sein.

Leuchsenring's störriger Trotz erwies sich nicht nur gegen die französischen Gewalthaber, sondern auch gegen seine deutschen Landsleute, die sich vielfach mit ihm in gleicher Lage, wenn auch äußerlich nicht so bedrängt fanden. Der Graf von Schlabrendorf, Oelsner, Georg Kerner, der Graf von Redern, Herr von Schack, Wilhelm von Humboldt, selbst der preußische Gesandte Marquis von Luccheſini, später der General von Kruſemarck und der Freiherr von Brockhausen, boten ihm ihre Hülfe an, aber es gehörte außerordentliche Kunst dazu, ihn hierdurch nicht aufzubringen. Nur wo er ein besonderes Vertrauen zu den Gesinnungen hatte, bequemte er sich in seltenem Falle, die Hülfe anzunehmen, und außer von Schlabrendorf, Oelsner und Humboldt dürfte er schwerlich von jemand eine solche Dankbarkeit sich haben auflegen lassen.

Dem Umgange der Landsleute aber konnte er nicht entsagen, und wenn er auch bisweilen den Verſuch machte, sich ganz auf sich zu beschränken, so zog ihn das Herz doch immer wieder dahin, wo deutsch gesprochen und deutsche Gedanken und Erinnerungen ausgetauscht wurden. Eine große Tröſtung und Ermunterung empfand Leuchsenring, und besonders seine Frau, in dem liebreichen Umgang mit der Familie von Humboldt, deren Aufenthalt in Paris gerade in eine Zeit fiel, wo die Lage Leuchsenring's an völliges Elend gränzte und die innere Zerrissenheit des Zusammenlebens mit seiner Frau bis zur Verzweiflung ging! Frau von Humboldt sorgte mit wohlthätiger Fürsorge wenigstens für die Frau,

denn den Mann konnte man in manchen Beziehungen nur aufgeben und gehen lassen. Sie schrieb hierüber am 5. Juli 1801 an Rahel Levin, die kurz vorher Paris, wo sie ebenfalls für Leuchsenring als erwünschte Landsmännin erschienen war, wieder verlassen hatte, diese antheilvollen Worte: „Für die gute arme Leuchsenring suchen wir eine Wohnung. Sie soll noch installirt werden, ehe wir fortreisen. Meine Abreise zerreißt ihr die Seele. Die Arme! die an allen Freuden des Lebens so verarmt ist, daß sie die Fähigkeit zum Genuß verloren hat. Sie grüßt Dich tausendmal, und wünscht sehr Deine Zurückkunft. Sie meint, Du könntest den größten Einfluß auf ihr Glück haben, wenn Du viel und oft mit ihrem Mann redetest, — Du verständest es vorzüglich, seine Ideen zu entwickeln, und sie ihm selbst klar zu machen. Vieles über sie kann ich Dir nur mündlich erzählen; aber es freut mich unbeschreiblich, zu hoffen, daß ich sie in einer etwas, etwas besseren häuslichen Lage verlassen werde. Frau von Pobeheim nimmt sich sehr hübsch in Rücksicht ihrer." Zu solcher Besserung war meist Leuchsenring selbst das größte Hinderniß; er gefiel sich in seinem Kampfe mit dem Geschick, er suchte Trost im Dulden und Entbehren. Selbst der eigne Bruder seiner Frau, Baron von Bielfeld, der eine Zeitlang preußischer Geschäftsträger in Konstantinopel war, und nachher oft in Paris lebte, vermochte nicht für seine Schwester eine dauernde Aushülfe anzuordnen.

Aller Theilnahme an den politischen Ereignissen, deren Gang er verabscheute, für immer entsagend, warf sich Leuchsenring, in tiefster Zurückgezogenheit, auf seine alten Lieblingsstudien, die Sprachkenntnisse. Er wollte ein allgemeines Wörterbuch aller bekannten Sprachen, und zugleich einer neuen, sehr leicht zu lernenden Sprache ausarbeiten, welche letztere als analytische Methode für alle Wissenschaften und zum raschen Verständniß aller auf der Erde vorhandenen Sprachen dienen sollte. Er glaubte jedoch wahrzunehmen, daß der bisherige Vorrath des Stoffes noch allzu gering sei, und bemühte sich daher, aus Amerika und Asien von den verschiedenartigsten Sprachen möglichst ausreichende Wörterverzeichnisse zu erhalten. Einige französische Gelehrte, unter

anderen Garat und Cabanis, scheinen dem Unternehmen günstig gewesen zu sein und dasselbe gefördert zu haben. Indeß konnten auch hier seine gewiß sinnreichen und nach Maßgabe der damals vorhandenen Hülfsmittel gründlichen, aber auch in Sonderbarkeit und Willkür befangenen Vorstellungen zu keinem Ziel, und noch weniger seine Arbeit dahin gelangen, als wirkliches Buch öffentlich hervorzutreten.

Im Jahre 1802 kam Friedrich Schlegel mit seiner Frau nach Paris; um so viele Jahre später, als Leuchsenring, kam er doch in ähnlichem Drange dahin, er sah sich in Deutschland beengt, er wünschte freieren Spielraum, und die wachsende Herrschaft Bonaparte's dünkte ihm noch immer eine Art Freiheit und Gleichheit. Damals noch revolutionair und republikanisch gesinnt, machte er auf Leuchsenring den angenehmsten Eindruck, und gewann dessen größtes Vertrauen. Auch die Frauen wurden nahe bekannt. Aber die Verhältnisse Leuchsenring's waren nach außen und innen schon so verwildert, daß nichts mehr Boden und Bestand hatte. Seine Entzweiung mit seiner Frau erreichte den höchsten Grad, er behauptete, sie sei das schlechteste Weib unter der Sonne; er zeigte Schlegel'n eines Tages ein sorgfältig geschriebenes Buch, welches die Ueberschrift hatte: „Tagebuch über die Abscheulichkeiten meiner Frau", und nichts als die geringfügigsten Vorgänge enthielt, aus welchen nur ein thörichter, selbstquälerischer Wahn schwere Beschuldigungen machen konnte. Mehrmals versuchten die unglücklichen Ehegatten sich zu trennen, sie konnten aber nicht von einander lassen, unter aller gehässigen Leidenschaftlichkeit lag die tiefste Zuneigung, das größte Vertrauen, die höchste Meinung. Als Leuchsenring einst, nach empörenden Auftritten, in Zorn und Bitterkeit weggegangen war, und mit freudiger Einstimmung seiner Frau, um nie wiederzukommen, ein entlegenes Quartier für sich allein bezogen hatte, machte sie noch in der Nacht den Weg durch die ganze Stadt, um den Armen aufzusuchen, und zu sehen, ob ihm etwas fehle. Friedrich Schlegel meinte, wie man sage, daß Ehen im Himmel geschlossen würden, so dürfe man von dieser Ehe wohl behaupten, sie sei in der Hölle geschlossen

worden, eine wahre Ehe durch keine Gewalt aufzulösen, aber furchtbar und entsetzlich.

Ludwig Achim von Arnim, der bald nachher in Paris eintraf, bekam von Leuchsenring die wunderbarsten Eindrücke. Derselbe war ihm auch noch deßhalb besonders merkwürdig, weil der Baron Labes oder nachherige Graf von Schlitz, welchen Leuchsenring auf Reisen begleitet hatte, Arnim's Oheim war. Er verarbeitete sie nach seiner Weise, indem er Wirkliches und Erdichtetes glücklich zusammenfügte, und auch mit Hülfe des letzteren nur das vollkommnere Bild des ersteren zu geben suchte. Der Prediger Frank in dem bisher noch nie gewürdigten und beinahe vergessenen Roman „die Gräfin Dolores" trägt die wesentlichsten Züge von Leuchsenring's Eigenheit. Wir heben einige Stellen aus. Nachdem der Dichter von Frank's Heirath und Eheleben gesprochen, welches am meisten nach willkürlicher Annahme vorgestellt ist, sagt er von ihm: „Sahen ihn die Leute auf der Straße, so flüsterten sie einander zu: Das ist auch noch einer von den Jakobinern; so struppig erschien sein Haar, sein Rock schmutzig und zerstoßen. Machten ihm Bekannte darüber Vorwürfe, so lachte er gleichgültig, und antwortete: Wer so etwas erlebt hat, der sollte es nie aus seinem Gedächtnisse verwischen lassen, sonst wäre er ein Spiel jeder fremden Laune; die Menschheit wird immer neu in ihren Bestrebungen, wer aber nach etwas gestrebt, der soll sich der Zeichen seiner Mühe, der Schwielen und Narben, nicht schämen; der Mensch kann nichts besseres thun, als alt werden, und der Jugend seine Bekenntnisse auf den Weg geben. — Fragte man ihn nach seiner Frau, so fuhr er fort: Nur Eins läßt sich nicht lehren und nicht lernen: die Liebe, wer um das Glück ihrer ersten reinen unschuldigen Wahrheit betrogen, der sucht überall vergebens; sein Geschmack ist nicht rein, seine Galle mischt Bitterkeit in das Süßeste. — Fragten sie ihn, womit er sich innerlich beschäftige, so antwortete er: Mit der Philosophie, ich habe sie völlig ausgedacht, ich kann es mit meinen Papieren beweisen, daß alles, was darüber erscheint, nur ein Glied meines Systems ist. — Baten sie ihn um sein System, so klopfte er den Leuten auf die Schulter, und

sprach: Versucht's einmal, eure Freuden, eure Schmerzen, alles euch so zu durchdenken, daß euch nichts mehr störe, dann will ich euch in die Lehre nehmen. — Manche Deutsche besuchten ihn, erzählten von großen politischen Unternehmungen, da rief er einmal: Ihr seid mir ein wunderliches kleines Geschlecht, ihr möchtet gern etwas Gutes gethan haben, aber nichts thun; wahrlich, wenn es so leicht wäre, etwas Großes zu vollbringen, ich wäre auch ein großer Mann geworden, und könnte es noch jetzt sein." — Ein andermal läßt Arnim ihn sagen: „Ich habe keine von allen in Kirchen oder Tempeln verehrte Religion, aber ich habe doch eine, und wir wollen einmal uns wieder fragen, ob es nicht die allgemeine wird. Merken Sie wohl auf, ich habe politische Gesinnung, Enthusiasmus, Glauben: diese Religion zählt schon viele Märtyrer; Sie kennen mich, ich lüge nie, auch ich werde als Republikaner fallen." Es ist merkwürdig, wie treffend Arnim diese Reden im Jahre 1811, man weiß nicht ob man sagen soll nach- oder vorgedichtet hat! —

Nach dem Sturze Napoleon's und der Wiederkehr der Bourbons erfuhr Leuchsenring, der inzwischen auch alt und mürbe geworden war, in seinem Schicksal eine wesentliche Erleichterung. Für seine Frau wurde von Berlin her, wo selbst am Hofe noch große Theilnahme für sie fortdauerte, eine gesicherte und regelmäßige Unterstützung angeordnet, deren Wohlthat natürlich auch ihm zu Gute kam. Nachdem er seine Frau durch den Tod verloren, weigerte er nicht, fernerhin ein kleines nothdürftiges Einkommen fremder Großmuth zu verdanken.

Noch kurz vor seinem Lebensende wurde Leuchsenring der Stifter einer französischen Zeitschrift, die für Frankreich von großer Wichtigkeit geworden ist, indem sie den philosophischen und ästhetischen Gesichtskreis der Nation gründlich erweiterte, den Sinn besonders für deutsche Erzeugnisse vermittelnd anregte. Leuchsenring machte seine jüngeren französischen Freunde aufmerksam, was eine solche Zeitschrift leisten könnte, gab ihnen den Gedanken, die Richtung, die Hülfsmittel an; sie ergriffen alles mit Eifer, und im Jahr 1824 begann die Herausgabe des Globe, der seitdem mehrere Jahre mit

steigendem Ruhm fortgedauert hat, bis er in die Hände der Saint-Simonisten überging, wo seine alte Richtung nur noch schwach durchschimmerte. Leuchsenring selbst aber war von dem gelungenen Unternehmen gleich im Beginn wieder abgedrängt worden, und Dubois machte sich als Stifter des Globe geltend. —

Oelsner giebt aus dieser späteren Zeit über Leuchsenring folgende Nachricht; die Stelle ist aus einem Briefe vom 16. März 1825 aus Paris an einen Freund in Berlin: „Gestern besuchte mich der alte Jesuitenriecher Leuchsenring. Seine Gesundheit ist noch kräftig. Die gegenwärtige Zeit beweiset, daß er eine gute Nase hatte, denn schon vor mehr als vierzig Jahren witterte sie ganz richtig, was damals im Dunkeln schlich, und heute zu Tage streicht. Man kann sich übrigens keine vollendetere Abgezogenheit von aller Welt denken, als die seinige. Gewöhnlich lebt er mit seinen Grillen, die er für Ideen hält, zu Auteil, und spazirt, es regne oder sonne, um eine Pfütze des Bois de Boulogne, in der Goldfische spielen. Gekannt von allen Kindern, die sich dort versammeln, heißt er: le vieux de la mare. Vorige Woche hat er seine Frau, Fräulein von Bielfeld, verloren. Sie ist den Tag vor ihrem Tode katholisch geworden. Leuchsenring, dem von dem Vorgange nichts ahndete, befand sich in einem Nebenzimmer. Als die Ceremonie vorüber war, empfing er die accolade des Jesuiten, der sich eingeschlichen hatte, und ihm zu dem seligen Ende der Geretteten Glück wünschte. „Que me veut cet homme?“ war alles, was er sagte, der nicht wußte wie noch warum ihm geschah.“ Aber sein düsterer Ernst wurde nun immer unzugänglicher, er floh allen Umgang, und zog sich in die tiefste Einsamkeit zurück. Er betrachtete den Lauf der Welt mit stumpfer Gleichgültigkeit, ohne doch irgend eine seiner vorgefaßten Ansichten und Hoffnungen aufzugeben, wenn gleich er für sich persönlich auf eine noch zu erlebende Erfüllung ganz verzichtete. Er starb in Paris zu Anfang des Februars 1827, in einem Alter von mehr als achtzig Jahren, ruhig und sanft. Seine Abentheuer und Schicksale hatte er weit überlebt, in Paris wußte niemand von ihm; ohne einige Worte ehrenden An-

denkens von Oelsner in einem französischen Blatte wäre sogar sein Tod unbekannt geblieben. In Deutschland tauchte aus der Vergangenheit noch manches Andenken für ihn auf, und die wenigen seiner damals noch lebenden früheſten Zeitgenoſſen und Bekannten urtheilten am Schluſſe dieſes in ſonderbare Verwickelungen gerathenen und in ſtrebender Unruhe hingebrachten Lebens günſtiger von ihm, als ſie der Anfang hatte erwarten laſſen. In der Entwickelungsgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts wird ſein Namen nicht ungenannt bleiben dürfen. —

1837.

Oelsner.

„Der liebenswürdige Oelsner!“ „Schade, daß der nicht mehr lebt, daß wir seine Ansichten, seine Anekdoten und Bemerkungen über das jetzige Paris entbehren.“ „Wie geistreich, neu und unterrichtend war sein Vortrag! wie anmuthig seine Laune und wie heiter und freundlich sein Sinn!“ So kamen in einer Gesellschaft, wo des Abgeschiedenen erwähnt wurde, lebhaft die mannigfachsten Stimmen überein, ihn zu preisen, zu schätzen, ihn herbeizuwünschen. Einige Personen waren zugegen, die ihn nicht gekannt hatten, sie wünschten Näheres zu wissen, und da die Hinweisung auf das Konversationslexikon sie nicht befriedigte, so wurde einer der Anwesenden, der ihn lange gekannt, dringend aufgefordert, in wenigen Zügen ein Karakterbild desselben hinzuwerfen. Er weigerte sich anfangs, mußte aber dem Ungestüm endlich nachgeben, und begann mit feierlichem Tone wie folgt:

„Der Freiherr von Oelsner war eines hohen ritterlichen Geschlechts, das durch seine Besitzungen in gleicher Weise zu Frankreich wie zu Deutschland gerechnet werden konnte. Früh sein eigner Herr, und ganz durchdrungen von seinem vornehmen Stande, gab er sich selbst eine glänzende Erziehung, wobei er alles unter ihm Stehende und Gemeine tief verachtete. Sein großes Vermögen suchte er nicht zu mehren, nicht einmal zu bewahren, und verschleuderte Hunderttausende rücksichtslos. Seine Geburt berief ihn zu bedeutender Wirksamkeit; Frankreich und Deutschland stritten um ihn, er wurde von jedem der beiden Länder zu den wichtigsten Sendungen nach dem anderen gebraucht; sein Vermittelungsgeschäft

hatte eine unberechenbare Ausdehnung, viele wichtige Verträge sind durch ihn abgeschlossen worden. Bei dem größten Wechsel der Regierungen und der Umstände wußte er sich seinen hohen Posten immer zu behaupten, und starb im Besitz aller seiner Würden und Ehren, im größten Ansehen, unter allgemeinem Bedauern. Er war einer der letzten Repräsentanten jener Aristokratie, die durch Geist, Freisinn, Feinheit, Edelmuth, unerschütterliche Gradheit, Rechtschaffenheit und Treue in allen Lebensverhältnissen, einen wahren Adel darstellt, dessen Stolz zu wohl begründet ist, um so leicht gebrochen zu werden."

Staunendes Schweigen nahm diese Worte auf, mit denen der Sprechende seinen Vortrag schien geendet zu haben. Dann entstand ein Gemurmel, ein Lachen, und: „Wie? Was? Wollen Sie uns necken? oder was soll sonst der Spaß bedeuten?" riefen Einige dazwischen: „Das soll von Oelsner gelten? Oder von wem reden Sie?"

Jener indeß ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Allerdings, fuhr er fort, rede ich von Oelsner, von unserem Oelsner. Sie, meine Herren, die Sie ihn gekannt haben, sollten doch wahrlich seinen wesentlichen Ausdruck in jenen Zügen als getroffen anerkennen, wenn auch das Kostüm, in welchem ich ihn gezeichnet habe, nicht das gewöhnliche ist, in welchem er alle Tage gesehen wurde. Sie wissen ja, er lebte und wirkte immer Inkognito, der unscheinbare Ueberrock verhüllte seine Sterne und Bänder, von seinen Würden und Aemtern war nicht die Rede. Hatte er sie aber nicht? Wer darf ihm die höchsten geistigen absprechen? War er nicht wirklich ein Gesandter, ein Friedensunterhändler, ein Vermittler, mehr als Hunderte, die bloß so heißen aber es niemals sind? Ihnen aber, die ihn nicht gekannt, hab' ich mit kurzen Worten die ausdrucksvollste Vorstellung seines idealen Daseins gegeben, die Sie nun leicht durch die nachfolgenden kleinen Abweichungen und äußeren Zufälligkeiten der gemeinen Wirklichkeit bedingen und zurecht setzen können. Die bürgerliche Verkleidung seiner Lebensreise war diese!"

Und nun warf er lässig und geringschätzig, wie die unbedeutendsten Sachen, diese nachträglichen Angaben hin.

„Konrad Engelbert Oelsner wurde im Jahre 1764 zu Goldberg in Schlesien geboren, studirte zu Frankfurt an der Oder, dann zu Göttingen, begleitete als Hofmeister einen jungen Edelmann auf Reisen, trennte sich von ihm in Wien, und ging beim Ausbruch der französischen Revolution nach Paris, wo er lebhaften Antheil an den Ereignissen nahm, doch nur als Zuschauer, als Litterator. Er lebte von seiner Feder. Reisen auf den Kriegsschauplatz in der Champagne, nach der Schweiz u. s. w. gaben ihm Stoff zu Berichten und Schilderungen, die in den deutschen Zeitschriften von Huber und Archenholz erschienen. In der Schreckenszeit mußte er flüchten. Späterhin wurde er in Paris Geschäftsträger der Stadt Frankfurt und einiger kleineren Fürsten. Vertraute Freundschaft mit Sieyes machte ihm alles erreichbar, die angesehensten, die einträglichsten Posten wurden ihm angetragen, er hätte Gesandter, Graf und wer weiß was alles werden können, so gut oder noch besser als Andere. Er schlug alles aus, er wollte kein Franzose werden: am wenigsten ein Diener Napoleons. Große Summen, die er in Händen hatte und benutzen durfte, lieferte er unversehrt zurück, und hatte inzwischen Mangel ausgestanden. Ein sehr reicher Oheim in Schlesien enterbte ihn, weil die Erbschaft ihn nicht genug zu reizen schien, und er nicht nach Schlesien kam. Wirklich Hunderttausende hat er auf diese Weise verschwendet. Als er dahin reiste, um seine Mutter zu sehen, wurde er als ein französischer Sendling, wofür man ihn hielt, preußischerseits verhaftet, doch bald wieder freigegeben. Nach dem Sturze Napoleons bot ihm sein Vaterland neue Verhältnisse an, man hoffte vielerlei Zwecke durch ihn auszuführen. Er wurde preußischer Legationsrath, lebte in Frankfurt am Main, in Berlin, in Paris, er schmiegte sich in keine dieser Lagen, keine gab ihm einen angemessenen Beruf. Er starb in Paris, wo er seine Pension verzehrte, im Jahre 1828. Ich glaube, diese Angaben sind alle richtig.“

Einiges wurde von Anwesenden bestätigt, mancher kleine Umstand noch hinzugefügt. Ein Jüngerer indeß schüttelte den Kopf, und meinte, beide Bilder könnten ganz wahr und

treu sein, er sehe aber noch nicht, wodurch sie als zusammengehörige verbunden würden?

„Sie haben ganz Recht, erwiederte ein Anderer, ich will es Ihnen mit Einem Wort aussprechen: durch sein Schreiben. Zwar ist er als Schriftsteller, was man in der Litteratur so nennt, nur spärlich aufgetreten. Sein Ruhm als solcher gründet sich vorzüglich nur auf die sehr zufällig entstandene, aber meisterhaft in französischer Sprache verfaßte und von dem Nationalinstitut gekrönte Preisschrift über Mahomet. Er hatte keine äußerlichen Antriebe, wenn er schrieb, er wollte weder Geld noch Ruhm. Seine meisten Arbeiten lieferte er, weil sie eine Befriedigung für ihn selbst waren, weil er seiner Neigung, seiner Liebhaberei folgte, und hierin grade war er eine durchaus vornehme Natur, ein wahrer Freiherr, der, wenn Gesinnung und Lust ihn nicht für die Welt anregten, sich ruhig hielt und gleichsam auf seinen Gütern lebte. Seine Schreibthätigkeit war dabei ungeheuer, aber seine Aufsätze blieben theils anonym, theils gingen sie unter fremden Namen. In des Grafen von Saint-Simon Schriften sind ganze Stücke von ihm. Manches verschenkte er als Keim, anderes als reife Frucht, so die politischen Aphorismen, welche unter Schlottmann's Namen erschienen sind. Allein mehr als in schriftstellerischen Arbeiten, eifriger und unerschöpflicher noch, erging sich seine Feder im Briefwechsel. Mit vertrauten Freunden die Welt zu besprechen, ihnen seine Ansichten, die ihm bekannten Thatsachen zu eröffnen, sie durch seine Mittheilungen zu fördern, zu erfreuen, das war seine Lieblingsbeschäftigung, zuletzt fast die einzige, die er treiben mochte. Diese vornehme Unabhängigkeit von allen gemeinen Rücksichten, und der Reichthum persönlicher Gaben, die er immerfort austheilen konnte, machten ihn der größten und vertraulichsten Verhältnisse genießen, ohne daß er sie benutzte. Wie früher Sieyes in diesem Betreff erwähnt worden, so könnten noch viele bedeutende Franzosen, Talleyrand, Benjamin Constant, Manuel, Hazo, Amédée Joubert ꝛc., unter den Deutschen Wilhelm von Humboldt, Marquis von Luccheſini, Freiherr vom Stein, von Fremden noch Fox, Canning, Fürst Kurakin, Marquis von Marialva und viele Andere genannt werden.

Hat er es zu keinen glänzenden Stellen gebracht, so war es, weil er die Stellen nicht wollte, oder wenigstens ihre Bedingungen nicht. Fähig war er zu den größten, denn kleine Unfertigkeiten, Zerstreuungen, Uebereilungen, die man ihn bisweilen begehen sah, und ihm als Unpraktisches auslegte, würde jeder Schreiber oder Haushofmeister ihm haben ersparen können; als solche hätten Manche von denen, die sich weit über ihm dünkten, und praktisch dahin gekommen waren, wo jener auf solche Weise zu sein verschmähte, sich allenfalls an ihrer Stelle befunden!"

Durch dieses mitgetheilte Bruchstück wirklichen Gesprächs mögen seine Briefe hinreichend eingeleitet sein. Wir fügen nur noch die kurze Schilderung bei, welche von seinem Aeußeren durch Zschokke gegeben worden: „Seine wohlgebaute, schmächtige Gestalt, von vieler Muskelkraft, aber großer Reizbarkeit der Nerven. Ein feines, geistvolles Gesicht, in dessen beweglichen Zügen sich die wandelbare Stimmung des Gemüths unverhohlen zu lesen gab; blaue Augen, in denen gewöhnlich ein ironisches Lächeln glänzte, oder der forschende Blick des Denkers hervortrat; eine freie Stirn, vom luftigen Gekräusel seines Haars umweht; — alles verkündete den Weltmann und den Weltweisen!" —

Friedrich Wilhelm Meyern.

Die Zeitungen meldeten im Mai 1829, am 13. desselben Monats sei zu Frankfurt am Main der österreichische Hauptmann Friedrich Wilhelm Meyern, Verfasser der Dya-Na-Sore, im achtundsechzigsten Jahre gestorben. Seine Leiche sei nach Mainz gebracht, und dort von seinen Waffenbrüdern zur Erde bestattet worden.

Vergebens haben wir, seit dieser einfachen Anzeige, nach einem größeren, das Andenken des trefflichen Mannes würdig belebenden Aufsatz in unseren zahlreichen Blättern uns umgesehen. Jede fernere Kunde schweigt. Bereitet eine Freundeshand uns vielleicht ein ausführliches Bild des Lebens und Karakters des edeln Verstorbenen, vielleicht mit Hülfe seiner nachgelassenen, überaus zahlreichen, aber freilich an vielen Orten zerstreuten Papiere? Oder war in seinen letzten Jahren ihm niemand nah, der als Vertrauter seines Geistes und Sinnes die Fähigkeit und Pflicht zur Uebernahme eines solchen Ehrengedächtnisses hätte vereinen können? Wie dem auch sei, wir glauben unsererseits Dank zu verdienen, wenn wir zur Schilderung des Mannes einen Beitrag liefern, den der Zufall gerade zu rechter Zeit uns wieder vor Augen bringt.

Es ist dies der Brief eines damaligen österreichischen Offiziers, der nach dem Wiener Frieden in Paris die Bekanntschaft des durch seinen Geist und seine Sonderbarkeit berühmten Grafen von Schlabrendorf gemacht hatte, und an den einen wunderlichen Alten das Bild eines anderen Urvogels zu überschicken sich gedrungen fühlte.

Wir lassen hier, mit Uebergehung der ersten Seiten des Briefes, dessen eigne Worte folgen.

„Steinfurt, den 3. Januar 1811."

„Zumeist dürften jetzt wohl die auf den Staat gerichteten Strebungen und Fähigkeiten ihre Mühen und Bedrängnisse haben, ja von ihrem Berufe ganz ausgeschlossen bleiben. Gewiß sind die Völker und die Zeiten zu beklagen, die solche Kräfte hervorbrachten, ohne sich ihrer Wirkungen zu erfreuen; aber noch mehr die Staatsmänner selbst, die im Stillen hingelebt, ohne den Stoff ihrer höchsten und schwersten Kunst gefunden zu haben, weil sie ihn auf schlechten, unvaterländischen Wegen verschmähten. Um so inniger hängt mein Herz an denen, die ich in diesem Geschick erkannt habe, und in denen vielleicht auch meinem Eifer das Bild gesetzt ist der Beschränkung, in welcher auch mein Streben erfolglos verkommen soll. Mein Leben kann noch tausendfältigen Wechsel erfahren; ich bleibe ihm wider Willen hingegeben, so lange um mich her nichts Stätiges ist; was man Freude und Glück nennt, erwarte ich wenig, so lange diese Richtung der Zeiten fortdauert; vielleicht sieht das fernste Ziel meines Lebens das nicht im geringsten erfüllt, wonach ich strebe; aber meine späteste Zukunft wird dennoch für meinen Blick erhellt, wenn ich mir denke, ich könne in hohem Alter, nach überstandenen Kämpfen und im Schmerz über ihr Mißlingen, still und fest so dastehen, wie ich Sie, Verehrungswürdiger, gesehen habe! Es ist mir, falls ich lange lebe, ein tröstliches Bild hoch aufgestellt; ich wünsche dann so gut zu sein, wie ich Sie, und wie ich Meyern jetzt sehe, die mir verständlichere Lebensbilder sind, als die Muster der Vorwelt, von denen auch nur die auf uns gekommen sind, die in früherem oder späterem Erfolg die Kraft und Frucht ihres politischen Wollens zu zeigen vermocht! — Ich machte mir schon oft zum Vorwurf, Ihnen damals von diesem Meyern nicht gesprochen zu haben, und ich will es jetzt thun, um mich zugleich zu rechtfertigen, daß ich ihn neben Sie gestellt habe, obgleich seine Weise und besonders die Lebensbahn, die er

durchgangen, von der Ihrigen ganz verschieden ist, und nur in der politischen Tugend, die ich nirgends größer gesehen, will ich die Einheit gefunden haben! Ich machte seine Bekanntschaft vorigen Winter in Prag, und es traf sich glücklicherweise, daß er einige Zeit mit mir dasselbe Zimmer bewohnte. Er war beim Ausbruche des letzten Kriegs in österreichische Dienste getreten, und Hauptmann bei der Landwehr geworden. Von seinen früheren Verhältnissen habe ich nur wenig, und durch ihn selbst, ungeachtet wir ziemlich vertraut waren, beinahe nichts erfahren, weil seine Persönlichkeit überall hinter die Sachen zurücktrat, und er sich selbst nie bedachte, sondern nur die Dinge, die er gesehen, und die Gedanken, die er gefaßt, bei seinen Gesprächen vor Augen hatte. Dazu stimmte auch sein äußeres Leben, das nach Selbstwahl in jeder Art enthaltsam, streng und hart ist; er bedarf wenig Schlafs, geringer Kost, seine Kleidung zeigt, daß er ein Mann ist, der ihrer zu keinem Scheine braucht. Beschwerden, Arbeiten, Gefahren, scheut er nicht, und hat die Art von Vertrautheit damit, die auf männliche Weise jedes Unnöthige zu umgehen, und das Unternommene standhaft zu Ende zu führen weiß. Der Ruhm und das Glück seines Volkes sind ihm das Einzige und Höchste; er würde dieses auch auf ungerechte Art herbeizuführen suchen; was dem entgegen ist, das ist ihm feind; das tiefste Unglück ist ihm, und fast das einzige, sein Volk schmachvoll unterjocht zu sehen. Diese Gesinnung hat er feurig und edel in einem Jugendwerk ausgesprochen, welches er sogar schon als Cadet zu schreiben begann, in einem politischen Roman, Dya-Na-Sore genannt, einem Buche, das mehrere Auflagen erlebt hat, und zu einem großen Rufe gelangt ist, das in seiner etwas wunderlichen Form die edelsten und tiefsten Gedanken darstellt, und das gediegene Gemüth, und den geschichtlichen Blick seines Verfassers nicht verkennen läßt. Durch diesen selbst hätte ich aber wohl nie etwas von diesem Buche erfahren; er betrachtete sich davon wie abgelöst, und wurde verdrießlich, wenn die Rede darauf kam. Seine strenge Rechtschaffenheit, seine thätige Menschenfreundlichkeit, seine Kenntnisse und Talente, sein Schweigen, wo Reden unnütz

gewesen wäre, und seine Anspruchlosigkeit gerade in den Dingen, in welchen die Menschen gewöhnlich am meisten durch Wetteifer beleidigt werden, haben ihn seit langer Zeit den Großen angenehm gemacht, und bei der ausgebreitetsten Bekanntschaft unter ihnen genießt er überall die größte innere Achtung, die ihn der etwa mangelnden äußeren Auszeichnung leicht entbehren läßt. Er hat große Reisen mit Gesandten, Generalen und anderen wichtigen Personen gemacht, Deutschland in allen Richtungen durchwandert, England und Schottland besucht, Ungarn und Polen gesehen, Italien in allen seinen Theilen durchstrichen, sieben Monate auf Sicilien gelebt, und sich lange in Griechenland, in Konstantinopel und auf der Küste von Kleinasien aufgehalten. Ueberall hat er die Völker studirt und die Natur der Länder erforscht; ich kann nicht sagen, mit welcher inneren Freude ich ihm zugehört habe, wenn er Abends mir, seinem jüngeren Freunde, belehrend erzählte, gleichsam durch mein Hören aus seinem Schweigen gerissen, und bald von Bergwerken, von Brücken, Wäldern und Flüssen, bald von venezianischen Sitten, von dem Leben der englischen Matrosen (die er überaus liebt), vom Schiffswesen, von dem Zustande der Neugriechen und dem des türkischen Reiches, bald von militairischen Operationen und alten Schlachtfeldern, lebhaft, ruhig, sicher, geistvoll und treffend erzählte, daß ich oft unwillkürlich an den freundlichen Herodotos denken mußte! Die Kriegskunst versteht er in allen ihren Zweigen; er würde Soldaten nicht nur anzuführen, sondern auch zu bilden wissen. Alle dahin bezüglichen Gegenstände sind ihm so vertraut, und geläufig, daß ihm die richtige Kombination von Mensch und Natur zum Behuf des Kriegs in jedem gegebenen Falle wie von selbst verstehen müßte, und er gewiß immer das Eine nothwendige träfe. Der Fürst Ypsilanti wollte einmal durch ihn seine kleine Kriegsmacht, die größtentheils erst geschaffen werden sollte, gegen den Paswan Oglu führen lassen; die eingetretenen, friedlichen Verhältnisse nahmen ihm diese Gelegenheit, wirklich zu zeigen, was er im Felde vermocht hätte. Alles was den Staat angeht, die Anordnung und Erzeugung allgemeiner Gesellschaftsverhältnisse, hat er mit tiefem Sinn durchdacht;

die große Bezwingung der Natur zu menschlichen Zwecken, die vielen Bauwerke, die gegen ihre Feindseligkeiten der Mensch unternommen, das Wesen der Landwirthschaft und des Handels, die Kraft der Finanzen, alles hat er in seinem klaren Geiste bearbeitet, alles vielfach gesehen, und in Erfahrungen geprüft. Der Geschichte ist er kundig, und vorzüglich der deutschen: Poesie in Kunstform steht ihm fern, aber vom Staat und von der Geschichte aus hat er den Shakespeare ausgefunden. Im Gegensatze der katholischen Umgebung, in der er sich meist befunden, ist er stets ein strenger Protestant. Von der Welt will er nichts; sein Leben ist ihm gleichgültig; freie Völker, und vorzugsweise freie Deutsche zu sehen, wäre ihm der einzige Trost: er hatte früher mit den Engländern unterhandelt, Deutsche als Kolonisten nach Sicilien zu führen, wo seiner Aussage noch für mehr als dreißigtausend Menschen unbebautes Land liegt; zu einer Auswanderung fände sonst er Candia am besten, das wenige Plätze zum Angriff, und fast überall gute Vertheidigung darbietet; daß dort aus geretteten Deutschen gegen die Unterdrücker des Mutterlandes eine Art Malteserorden sich festsetzte, gehört unter die Ideen, die er vielfach genährt hat, und deren Nicht-Ausführung noch nichts gegen ihre Ausführbarkeit beweist. Dieser treffliche Mann, der wohl, wenn irgend einer, zum Staatsmann geboren ward, — nur daß er nicht auch die Umstände, die seinen Gaben nöthig waren, schaffen konnte, und seiner Persönlichkeit keine glänzende Erscheinung zu geben wußte, — der nun über fünfzig Jahre alt ist, und wohl unzählige Schmerzen und Leiden in seiner Laufbahn erfahren hat, wie jeder, der mit hellem Geiste die Verkehrtheit der Handelnden erkennt, und sein leises Reden und Warnen, bei allem Fehlschlagen seiner Mühe, doch immer wieder erneuern muß, hätte auf verschiedene Weise dreimal die Schlacht von Wagram entweder unmöglich gemacht, oder für uns entschieden, wenn man ihn gehört hätte! Er benutzte seine Bekanntschaft und gewohnten Umgang mit Generalen und Vornehmen, um anspruchslos, wie er war, Einzelnen, die ihm freundlich Gehör gaben, folgende Vorschläge zu thun, die insgesammt unbeachtet blieben. Erstens gab er eine Zeichnung ein, wie

vermittelst einiger Balken jeder Donaukahn zum Kanonierboot umgewandelt werden konnte, eine Einrichtung, die er vom englischen Seewesen her kannte, und mit einigen alten Schiffern völlig in's Werk zu setzen schon verabredet hatte. Alsdann waren auch wir im Besitz einer Flottille, wie die Franzosen, und diese konnten nicht so leicht Meister des Flusses werden. Zweitens gab er eine Art von Telegraphen für die Linie unserer Armee an, die es unmöglich gemacht hätten, daß der Erzherzog Johann den Befehl, nach Wagram zu rücken, zu spät erhielt. Drittens hat er oft die einflußreichsten Personen dringend aufmerksam darauf gemacht, wie sehr es nöthig sei, das Gebirge Hohenleithen zu verschanzen; dann war unser linker Flügel beim ersten Weichen nicht gleich bloßgestellt, wodurch die Schlacht eigentlich verloren ging. — Welche Tugend gehört dazu, um in einem Leben, das fast unaufhörlich in solchem vergeblichen Wissen und Bemühen sich hinschleppt, doch wieder thätig und freudig einzugreifen, so oft nur der geringste Keim des Besseren sich leise regt! Und wie wäre dieser Mann vielleicht in einer günstigen Lage erst erschienen? Wer will ergründen, welche Kraft dann entfaltet worden wäre? Was wir sehen, sind gerettete Trümmer; von ihnen haben wir auf das mögliche Ganze zu schließen! Sie sehen, Verehrungswürdiger! daß jener nicht unwerth ist, neben Ihnen genannt zu werden, und daß ich nicht unbillig seinen treuen stillen Ernst, und sein geschichtliches Dastehen mit dem verglich, das aus Ihnen zu mir sprach, und mir ist es, als hätte ich mich einer längst verschuldeten Pflicht entledigt, daß ich Ihnen von diesem Mann endlich gesprochen habe! — Die Geschichte rauscht vorüber im Sturme, und die Nachwelt erfährt nicht, welches Licht im Verborgenen diese Zeit durchleuchtete; sie trägt wohl gar die Klage und den Vorwurf mit hinüber, daß arm die Deutschen in ihr gewesen an großen Talenten für den Staat, und eine auf Bücherwesen gerichtete Geistesbildung, mehr in Wort als in That, das einzige sei, was in diesen Zeiten uns gegeben worden; und dennoch scheint die ganze Geschichte doch nur um solcher Männer willen da zu sein! War nicht auch der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen ein junger Held, den

ungünstige Schicksale den Ansprüchen seines Volkes schon zerstört und verzehrt hatten, als er anfangen sollte, spät dieselben zu erfüllen? Ich weiß es; Sie lieben diesen Prinzen nicht, und ich erinnere mich wohl, daß Sie ihn hart beschuldigten; aber Sie kannten ihn nicht, und niemand wurde jemals so wie er von wahrhaftigen Gerüchten dennoch nur verläumdet, weil diese Gerüchte wohl die äußere Thatsache zum scheinbaren Beleg hatten, aber nicht die inneren Gründe zur wahrhaften Erklärung. Deßhalb auch würde ein Dichter in einem Trauerspiel diesen Prinzen treuer darstellen können, als ein noch so begabter, aber undichterischer Geschichtschreiber." —

Meyern verbrachte die nächsten Jahre nach dem Wiener Frieden in mißmuthiger Zurückgezogenheit. Der Krieg von 1813 erschien als die Erfüllung seiner alten heißen Wünsche. Der Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg nahm ihn zu sich als seinen persönlichen Freund, und als seinen in vielen Fällen einsichtsvollen Rathgeber und thätigen Gehülfen, der zwar nur Hauptmann, aber auch als solcher nicht einmal zu erkennen war, indem er nur seine alte bürgerliche, außerdem sehr vernachlässigte Kleidung trug, was der edle Fürst ihm gutmüthig nachsah. Er leistete im Laufe des Feldzuges viele wichtige Dienste, durch seine militairischen Einsichten, durch seine scharfe Beobachtungsgabe, den wichtigsten aber am 16. Oktober bei Leipzig. Der Fürst hatte ihm Truppen anvertraut, mit denen er so weit als möglich vordringen sollte, um die Stellung und die Bewegungen des Feindes zu erkennen, dann aber durch verabredete Signale das Entdeckte schleunigst zu berichten. Meyern rückte bis in die feindliche Linie vor, konnte sich aber hier, von allen Seiten angegriffen, nicht halten, und sah seine Schaar bald versprengt. Während seine letzte Mannschaft eiligst durch das Dorf Gautzsch flüchtete, gewann er selbst den dortigen Kirchthurm, warf die Thüren hinter sich zu, schob die Riegel vor, und beobachtete nun von seiner Warte herab die Anstalten der Franzosen. Er sah wie Napoleon hinter den Hügeln von Wachau seine Reiterschaaren zusammenzog zu einem gewaltigen Angriff, dessen Vorbereitungen die Verbündeten nicht wahr-

nehmen konnten, der als ein plötzlicher Ueberfall sie zerschmettern sollte, und vielleicht schon an diesem ersten Tage die Schlacht entscheiden konnte. Im Augenblicke war jetzt Schwarzenberg durch Meyern's Signale von dem Vorhaben unterrichtet, und gewann die nöthige Zeit auch seine Reiterei zu versammeln, und den Anfall in völliger Bereitschaft zu erwarten, und glücklich zurückzuschlagen. Meyern hätte, wäre er entdeckt worden, den schmählichsten Tod erlitten, besonders da er nicht einmal Uniform trug, und daher nicht als Offizier zu erkennen war. Schwarzenberg rühmte das große Verdienst Meyern's öffentlich, und die Kaiser von Oesterreich und Rußland wie der König von Preußen beeiferten sich, ihm zur Belohnung Ordenszeichen zu verleihen, deren er schon mehrere besaß, allein er trug nie eines derselben, sondern begnügte sich, sie in einen groben leinenen Sack zu stecken, und seinem sonstigen geringen Gepäck hinzuzufügen.

Herr Prokesch von Osten erzählte in Athen dem Fürsten von Pückler diesen und andere Züge des edeln Sonderlings mit großer Liebe und Verehrung. Der geistreiche Reisende berichtet unter anderen: „Meyern's Kammeraden im Generalstabe Schwarzenberg's erbarmten sich endlich des Zerstreuten, ließen ihm Rock, Weste und Hosen anfertigen, und diese an die Stelle des abgetragenen auf seinen Stuhl legen. Meyern ermangelte auch nicht, sich des neuen Anzugs zu bedienen, scheint aber selbst die Veränderung nie gewahr worden zu sein. Als Prokesch, damals von Wien kommend, ihn zuerst sah, fand er den modernen Diogenes in einem prächtigen Palast einquartiert, wo man ihm fünf große Zimmer eingeräumt hatte. Aus diesen hatte Meyern sorgfältig alle Möbel herausschaffen lassen. Herr von Prokesch wanderte zwischen den kahlen Wänden hin, bis er in der fünften Pièce in der Ecke eine Schütte Stroh erblickte, und in der Mitte der Stube einen großen Tisch, auf den ein Stuhl gestellt war. Hinter dieser Vorrichtung sah er Meyern stehend schreiben, der, so wie er seinen Namen hörte, ihn freundlich bewillkommte, mit einem Gesicht, das, nach Prokesch Ausdruck, deutlich sagte: Habe mich lieb! Diese allgemeine Liebe, mit der höchsten Achtung verbunden, genoß auch er von jederman,

der ihn kannte, in seltenem Grade, und vergebens sollen ihm in Folge dessen zu wiederholtenmalen bedeutende Posten angetragen worden sein. Er lehnte dergleichen stets ab; ja, ohne seine große Anhänglichkeit an den Fürsten Schwarzenberg, würde er auch die Stellung, welche ihn mit diesem verband, nie angenommen haben, und nach dem Orient, wohin immer sein Sinn gewandt blieb, zurückgekehrt sein. Als ein komisches Beispiel, wie wenig er die am meisten gesuchten Lorbeern unserer Zeit, die Dukaten, zu achten verstand (ein Umstand, der sich nur aus der Vernachlässigung seiner früheren Erziehung erklären läßt), möge es dienen, daß, nachdem er zwei Jahre lang seine Gage zu fassen versäumt hatte, der Hofkriegsrath nach dem Hauptquartier schrieb, um sich zu erkundigen, was es denn für eine Bewandtniß mit dem Hauptmann Meyern habe, der noch immer weder sein Tractament bezogen, noch irgend eine Nachricht deßhalb gegeben habe? Man theilte ihm dies mit. „Mein Gott, sagte Meyern, es ist eine solche Unbequemlichkeit für mich, die Quittungen auszustellen, daß ich mich weiter nicht darum bekümmern mochte. Wenn das nur jemand für mich besorgen, und das Geld verwenden wollte! denn für mich brauche ich ja nichts. Einer seiner Freunde, der Graf Johann Paar, bot sich hierauf an, beides seinem Wunsche gemäß für ihn zu thun. Es geschah: Meyern selbst aber wußte für sich selbst nie mehr als monatlich zwei bis drei Gulden anzubringen; dem Freunde verblieb das Uebrige zu wohlthätigen Zwecken, doch mit der ausdrücklichen Bedingung von Seiten des Eigenthümers, ihn nie mit einer weitern Berechnung darüber zu behelligen. Meyern war ein Mann von ungeheurer Gelehrsamkeit, voll dichterischer Phantasie, und von unermüdlicher Thätigkeit, alles mit einer unglaublichen Milde der Formen, der Denkweise und des Ausdrucks gepaart. Selbst fast ohne Bedürfnisse (so genoß er z. B. seit er aus dem Orient zurückgekommen, obgleich er allen großen Tafeln beiwohnte, nie etwas anderes als Gemüse), war doch niemand nachsichtiger gegen die Schwächen seiner Mitmenschen, und sein Wort war so trostreich, so beschwichtigend, daß Herr von Prokesch meinte, selbst ein Todesurtheil würde man aus

seinem Munde mit Ruhe vernommen haben. — Fast über alle Gegenstände der Wissenschaft und Kunst hatte er geschrieben, und besaß über fünfzehntausend seiner Handschrift. Die Vernichtung dieser Manuskripte ist tief zu bedauern, und der Kummer darüber, dies einzige Gut, das dem Philosophen noch in der Welt am Herzen lag, die Frucht unablässigen Nachdenkens und der Anstrengung so vieler Jahre zu verlieren, scheint sogar seinen bald nachher erfolgten Tod, wo nicht herbeigeführt, doch sehr beschleunigt zu haben. Zu seinem Unglück hatte er nämlich, schon vor geraumer Zeit, dreißigtausend Gulden geerbt, die er beim Banquierhause des Grafen Fries niederlegte, und dann nicht weiter darnach frug. Da aber einmal sein Geld dort war, so schickte er auch die Koffer mit den Manuskripten an den Grafen, der sie in seiner Bibliothek aufheben ließ. Bei dem später darauf erfolgten Bankrott dieses Hauses, wo alles drüber und drunter ging, und alle Effekten für die Gläubiger in Beschlag genommen wurden, öffnete man diese Koffer, und der Inhalt ward von unverständigen Menschen als werthlose Makulatur mit vielen anderen Nießen unnützen Papiers verkauft, ehe Meyern, um es zu hindern, Nachricht davon bekam. Ich finde dieses Ende tragisch, und um so mehr, je ironischer es ist." —

Soweit Pückler's Bericht. Die Papiere Meyern's gingen nicht alle in Wien verloren, einige lagen an anderen Orten verwahrt, manche der verloren geglaubten fanden sich später wieder auf. Daß aber ein Verlust solcher Art ihm so schmerzlich gewesen, daß sein Tod dadurch wäre beschleunigt worden, müssen wir verneinen, kaum sein Gleichmuth konnte dadurch gestört werden. In Wien, dem großen Generalstab angehörig, war er unter der Leitung des geistvollen Generals Grafen von Radetzky, für militairische Bildung und Gesetzgebung vielfach thätig, daß seine schätzbaren Denkschriften, daß sein dabei kaum genannter Namen im Archiv dieser Behörde vergraben blieben, machte ihm keine Bekümmerniß, desto mehr aber, daß der Inhalt seiner Arbeiten nicht berücksichtigt wurde, daß so wenig davon zur Anwendung kam.

Im Jahre 1815 war Meyern mit den österreichischen

Truppen im Gefolge Schwarzenberg's in Paris. Hier empfing er den umfangreichen und schwierigen Auftrag, die aus den österreichischen Ländern nach Paris entführten Kunstwerke in ihre Heimath zurückzubefördern, und erfüllte ihn mit strenger Redlichkeit und Sorgfalt. Damals machte er in Paris auch die persönliche Bekanntschaft des Grafen von Schlabrendorf; beide achteten sich gegenseitig, zogen einander jedoch nicht an.

Später begleitete Meyern den österreichischen Gesandten Grafen von Kaunitz nach Madrid und Rom, an beiden Orten beschäftigte er sich vorzugsweise mit Gegenständen der Kunst- und Geschichtsforschung. Nach Wien zurückgekehrt, lebte er auf's neue im Hause des Fürsten von Schwarzenberg, von diesem wie von dessen würdiger, hochsinniger Gemahlin innig geschätzt und anerkannt. Er begleitete dann den erkrankten Fürsten nach Leipzig zu dem homöopathischen Arzte Hahnemann, dessen Kunst ihn aber nicht zu retten vermochte. Meyern stand als tröstender Freund an des Fürsten Sterbebette, drückte ihm die Augen zu, und übernahm den traurigen Auftrag, die Leiche nach Prag zu führen.

Nach einiger Zeit berief ihn der General von Langenau, österreichisches Mitglied der Bundes-Militairkommission, nach Frankfurt am Main, weniger um ihn zu gebrauchen, als um ihn würdig zu versorgen. Hier lebte er, in seiner gewohnten stillen, doch immer thätigen Weise, bis zum 13. Mai 1829, wo ein sanfter Tod ihn abrief. Er starb in seinem achtundsechzigsten Lebensjahr, in vollem Besitze seiner Geisteskraft, im Denken und Wollen unverändert. Seine Leiche wurde nach Mainz gebracht, und hier mit kriegerischen Ehren bestattet. —

Für Meyern hat sich die Bahn der Thätigkeit, auf der ihm ein Blatt in der Geschichte der Ereignisse hätte werden mögen, nicht nach Gebühr eröffnet. Aber Denkwürdigkeiten seines Lebens und Wirkens wären wohl zu einem Buche zu sammeln, das einen edeln Menschen uns zu reicher, aufweckender und tröstlicher Anschauung, in ausgeführterem Bild, als wir es hier zu geben vermögen, aufbewahrte. —

Seitdem unser Abriß geschrieben worden, ist denn auch wirklich eine treffliche Lebensbeschreibung Meyern's von edler

und fester Hand in den Zeitgenossen (Leipzig, bei Brockhaus) erschienen, anziehende und gehaltvolle Briefe von ihm wurden in verschiedenen Zeitschriften mitgetheilt, der Fürst von Pückler hat nach den Erzählungen des Herrn von Prokesch mit sinniger Würdigung über ihn gesprochen. Das schönste Denkmal aber hat ihm der Freiherr Ernst von Feuchtersleben errichtet, durch die sorgfältige Herausgabe der hinterlassenen kleinen Schriften, denen ein Lebensabriß und viele Briefe beigefügt sind, und durch den Wiederabdruck des Werkes Dya-Na-Sore. Alles dies aber sollte in Einen litterarischen Körper vereinigt werden! —

Meyern's Freundin, Gabriele Batsany, geb. Baumberg, hat sein Bildniß im Jahr 1799 treffend so bezeichnet:

„Ja, er ist es! er ist's! — Wer Einmal ihn sah, wer nur Einmal
Sprechen ihn hörte, der ruft laut und erstaunend: er ist's!
Preis dem Künstler! Er stahl ihm Zug für Zug mit Gewißheit,
Faßte den Geist so in Eins, stellt ihn so sprechend uns dar,
Daß man zu lesen vermag, an Mund und Stirn und im Auge,
Hoher Beredsamkeit, Kraft Geniusflug und Gefühl. —
Seht, wie die Locke sich schmiegt! wie, dem Zeichen des Friedens vergleichbar,
Ueber dem forschenden Aug' freundlich der Bogen sich wölbt!
Jene Furche der Stirn, des stillen Denkers Gepräge,
Mildert sich durch das Gemisch schwärmender Nachtphantasie,
Und der erhabene Stolz! gegründet auf Selbstgefühl, — duldend
Ruhig, und trotzend zugleich jeglicher Laune des Glücks, —
Kalt überlassend der Zeit, was kömmt, — in sein eignes Bewußtsein
Eingehüllet, — den Blick jenseits der Berge gewandt: —
Wer verkennt in dem Bild wohl Tibar, am Wasserfall harrend,
Ob nicht von fernher im Thal, Wandrer, Dein Fußtritt ertönt?" —

(Tibar ist der Namen eines der Helden in Dya-Na-Sore.)

Adam von Müller.

Auch eine der Naturen, welche in der Front, wohin ihre litterarische Ausrüstung gerichtet ist, nicht gehörig erfaßt werden, man muß ihnen Flanke und Rücken abgewinnen, um ihre Richtungen, Hülfsmittel und ganzen Zusammenhang einzusehen. Mit dem Einsehen und Verwahren mögen wir uns begnügen; das Angreifen läge außerhalb unseres Zweckes, auch wenn es nicht schon unnütz wäre!

Müller war der Sohn eines Beamten in Berlin, und wurde daselbst geboren den 30. Juni 1779. Er empfing den besten Schulunterricht durch Gedike, Heindorf und Spalding, vernachlässigte aber Sach- und Sprachkenntnisse, und folgte dem Hange zu philosophischen Geistesübungen, welche gleichsam die Ritterspiele seiner Jugend waren. Das Studium der Rechte auf der Universität zu Göttingen, und die schon vorher gemachte Bekanntschaft mit Gentz leiteten ihn auf die Staatswissenschaften, und dies um so mehr, als sein Versuch, eine neue philosophische Bahn zu eröffnen, wozu seine unreife und unvollendete Schrift vom Gegensatze dienen sollte, wirkungslos vorüberging.

Doch hegte er den Wahn, ein eignes philosophisches System gefunden zu haben, noch geraume Zeit, und setzte so hohen Werth auf den vermeinten Fund, daß er einem Freunde, der ihm eine Geliebte abwendig gemacht, zur Strafe dieses Vergehens nun auch die neue philosophische Lehre vorenthalten wollte, worüber der Freund und die Geliebte sich doch leicht trösteten! —

Dem Namen nach bei der kurmärkischen Kammer angestellt,

benutzte er die mit diesem Verhältnisse leicht zu verbindende Freiheit, um sich in Lieblingsstudien, in Reisen und gesellschaftlichen Annehmlichkeiten zu ergehen. Gentz würde ihm das reizendste Vorbild gewesen sein, allein es erging diesem damals noch zu schlecht. Noch furchtsamer als Gentz, hatte Müller nicht einmal den Muth, die Welt keck zu genießen, und wenn er es doch that, so that er es mit Angst und Zurückhaltung und Reue. Dabei hatte er mit seiner dialektischen Kunst einen besondern Scharfsinn ausgebildet, überall die schwachen Seiten, den Schein, die Untreue aufzuspüren, und versagte sich nicht, die der Welt abgekämpften Waffen auch wieder gegen sie anzuwenden. So schrieb er, während er sich in Polen auf einem Landsitze mit allerlei Lebensreizen hinhielt, die schwerlich Billigung hoffen konnten, an seinen Vater die schönsten Briefe aus verschiedenen Hauptstädten, als befinde er sich auf einer unterrichtenden Reise. Indeß machte er auch wirklich eine Reise nach Stralsund, Schweden und Dänemark mit seinem Freunde Wiesel, der nächst Gentz den größten Einfluß auf ihn gehabt hat. Sie waren zur Zeit des berühmten Schloßbrandes in Kopenhagen, und Müller wußte später in Berlin rednerisch kühn und herrlich vorzutragen, welche Gefahr sie bestanden, welchen Muth sie gezeigt, welche Hülfe sie geleistet; ein Feuerlärm im Nebenhause unterbrach den Redner, der alles Vorgetragene plötzlich vergessen hatte, leichenblaß mit Angstgeschrei davonrannte, und sich nicht wieder blicken ließ! Auch Wiesel, den er in einem Briefe an Rahel mit scharfen Zügen meisterhaft schildert, entbehrte der leiblichen Tapferkeit, war aber ebenfalls ein dialektischer Künstler und Redner ersten Ranges, dabei jedoch ein Freigeist, der keine Zaghaftigkeit im Denken kannte, und keine Zuflucht nöthig hatte, auch nie den geringsten Zweifel hegte, seine Freigeistereien thätig auszuüben, sofern nicht äußere Rücksichten es verboten.

Eine zweite große Reise machte er in Gesellschaft Wiesel's im Jahr 1805 nach Wien, und soll hier in der Stille zur katholischen Kirche übergetreten sein, doch fürerst wohl mehr aus romantischem Trieb, der damals in Poesie und Kunst vorherrschte, als aus religiösem Drange; wenigstens ließ er

ſich durch die katholiſche Kirche nicht hindern, einer katholiſchen Ehefrau den Hof zu machen, deren Scheidung zu bewirken, und ſie zu heirathen.

Nach einiger Zeit, da Berlin ihm für ſein Treiben kein günſtiger Schauplatz dünkte, hielt Müller in Dresden über deutſche Litteratur Vorleſungen, und gab dann in Verbindung mit Heinrich von Kleiſt eine Zeitſchrift Phöbus heraus. Das prahleriſche Auftreten, welches beſonders auch den Namen Goethe's als eines Verbündeten mit ungeheuren Geſchützſalven den Leuten in die Ohren donnerte, konnte ſich in den ungünſtigen Zeitumſtänden nicht halten, obwohl man geſtehen mußte, daß Müller eine ſeltene Virtuoſität geiſtiger Beweglichkeit, eindringlichen Wirkens, und beſonders guten Tones der vornehmen Welt in ſeinen mündlichen wie ſchriftlichen Arbeiten vereinigte. Philoſophie und Litteratur an die höheren Kreiſe der Geſellſchaft zu bringen war niemand in Deutſchland jemals ſo geeignet erſchienen.

Er hatte ſich für Oeſterreich lebhaft ausgeſprochen, und wurde, da Sachſen mit Frankreich verbunden war, durch die ſächſiſche Polizei mit ſchnöder Härte fortgewieſen. Erbittert über dieſe Schmach ging er nach Berlin zurück. Hier hielt er Vorträge über Friedrich den Großen, die ſehr beſucht wurden. Bald aber ließ er ſich auch hier in politiſche Thätigkeit ein, welche den damaligen preußiſchen Regierungszwecken ſcharf entgegen war. Einigen Edelleuten, die ſich den Maßregeln des Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg widerſetzten, lieh er ſeine Anſichten, ſeine Feder, und reizte ſie zu heftigen Schritten an, während er zu gleicher Zeit bei dem Staatskanzler eifrigſt eine Anſtellung in der Verwaltung nachſuchte. Von dieſen merkwürdigen, tief eingehenden, geſchickten, und — es giebt hier kein milderes Wort — perfiden Betreibungen wird in dem Leben Hardenberg's umſtändlicher zu reden ſein. Jedoch nach beiden Seiten mißlangen Müller's Anſchläge; die Edelleute wurden verhaftet, und Müller, der zwar ein Wartegeld erlangt hatte, aber die Anſtellung ausbleiben ſah, ging mit dem Aerger über ſeine verfehlten Hoffnungen, und mit dem ausgeſprochenen Vorſatze

nach Oesterreich, sich hier einen festen Standpunkt zu gewinnen, und gegen den Staatskanzler zu schreiben.

Letzteres versuchte er in seinen agronomischen Briefen, die in Friedrich Schlegel's deutschem Museum gedruckt wurden; in Wien wußte man ihre Bedeutung nicht, die jedoch in Berlin nicht unbeachtet blieb; Müller beklagte sich gleichwohl, daß ihm dem Weggezogenen und Abtrünnigen das preußische Jahrgeld fernerhin nicht mehr ausgezahlt wurde, das er wenigstens so lange, als er noch nicht in Oesterreich angestellt war, fortbeziehen wollte. In Wien sah er sich von Gentz und einigen anderen Freunden mit Eifer aufgenommen, und auch der höchsten Staatsbehörde nachdrücklich empfohlen, er kam in die Gesellschaften des hohen Adels, und bekannte sich offen zur katholischen Kirche. Trotz dieser günstigen Umstände gelangte er doch erst nach einiger Zeit, und hauptsächlich durch das beharrliche Andringen von Gentz, zu einer wirklichen Anstellung im österreichischen Staatsdienst.

Wir können hier seinen Verhältnissen, Einwirkungen und Schriften nicht einzeln nachgehen. Eifrig und beredt wie Gentz, von diesem selbst verbürgt und gepriesen, dabei jünger und schmeichlerischer, und überdies katholisch, was Gentz wohl billigte aber nicht mitmachte, wurde Müller bald für seinen älteren Freund ein unbequemer Nebenbuhler, und sah sich von ihm mehr gehemmt und beseitigt, als gefördert, wiewohl im Ernste niemand daran denken konnte, den staatserfahrenen, eingewohnten Gentz durch den ungeübten Ankömmling zu ersetzen. Aber auch in Müller's eigener Geistesart lag viel, was ihm von größerem Schwunge in Staatsgeschäften abhalten mußte. Außer dem Mangelhaften, das hier etwa aufzuzählen wäre, wirkte in viel größerem Maße seine Stärke selber ein, das ächte und tiefe Bedürfniß in ihm zu einem höchsten Wahren und Heiligen. Dieses Bedürfniß wurde in ihm stets dringender und reiner, und wenn die Art und Richtung, ihm Befriedigung zu verschaffen, auch hellerem Sinne nicht gemäß war, so muß doch das Streben selbst in Müller mit Ehren anerkannt werden. Seine katholische Denkart war durchaus aufrichtig, treu, ernst, keiner Verläugnung fähig, dagegen jedes Opfers, und vor allem war sie wirklich

katholisch; er suchte nicht, wie Friedrich Schlegel dies that, eigne Vorstellungen in die Dogmen hineinzulegen, und diese hiedurch erst in rechte Bedeutung zu stellen. Die weltliche Autorität jedoch konnte seinen kirchlichen Eifer nicht stets billigen und noch weniger gebrauchen, und nach einiger Beschäftigung in der Staatskanzlei, wo seine glänzendsten Arbeiten doch mehr beunruhigten als genügten, wurde ihm ein Posten ermittelt, der ihn zwar aus der Hauptstadt entfernte, aber dafür durch selbstständige und dem Ehrgeize schmeichelnde Stellung befriedigte.

So kam denn Müller, unter allseitiger Zuständigkeit, als österreichischer Generalkonsul nach Sachsen, und nahm seinen Sitz in Leipzig, wobei ihm die Genugthuung, in demselben Lande, das ihn schmachvoll ausgewiesen, mit amtlichen Ehren eines großen Staates bekleidet zu erscheinen, von nicht geringem Werthe war, außerdem auch die Nähe von Preußen ihn reizte, denn hier hatte er noch ansehnliche Verbindungen, und durfte hoffen durch dieselben auf das Vaterland, das er verlassen, in einem Sinne zu wirken, der dort keineswegs gültig war, aber es zu werden trachtete. Daß er auch als österreichischer Resident bei den Höfen des Hauses Anhalt beglaubigt wurde, gab seinen Verhältnissen neue Stützpunkte. Seine Thätigkeit machte sich bald bemerkbar. Er stand in lebhaftem Briefwechsel mit Männern und Frauen in Berlin, welche mit den Ideen, die sie von ihm empfingen, eifrig wucherten, und dem Gange der Behörden des eignen Landes dadurch oft entgegenwirkten. Müller wurde nicht ohne Grund beschuldigt, manche Beziehungen Preußens mit beinah feindlicher Herbheit behandelt zu haben. Ist es gegründet, daß die unverhältnißmäßigen Schwierigkeiten, welche Anhalt-Köthen dem preußischen Zollwesen machte, größtentheils durch Müller's Betrieb erhoben worden, so würden, sofern die deßfallsigen Verhandlungen der erste Keim zu den nachherigen außerordentlichen Erfolgen und Ausbreitungen der deutschen Zollvereinigung gewesen sind, jenem Betriebe, wenn auch nicht mit Absicht, doch in der That, nur Preis und Dank zu widmen sein.

Doch übernahm sich Müller in seinem Eifer, und konnte

zuletzt die Richtung, die er seiner Thätigkeit gegeben hatte, nicht mehr behaupten. Ein Aufsatz in Friedrich Schlegel's Zeitschrift Concordia, führte die Lehren der Kirche in ungewöhnlicher Weise auf das Gebiet der Staatsverwaltung, und wurde in Wien nicht nur der weltlichen Behörde, sondern auch der geistlichen anstößig. Müller nahm den Tadel unterwürfig hin, und entsagte gleich aller weiteren Schriftstellerei. Dieser Sturm war beschwichtigt, aber ein neuer brach aus. Die von preußischer Seite dringend erhobenen Beschwerden, daß Müller seine amtlichen Verhältnisse mißbraucht, gegen sein ehemaliges Vaterland in feindlichster Weise zu wirken, mußten in Wien Gehör finden, und seine Abberufung wurde verfügt.

Von Leipzig wieder nach Wien versetzt, und dort keineswegs in Ungnaden aufgenommen, sondern mit dem Beinamen von Nitterburg in den Adelstand erhoben, und auf's neue in der Staatskanzlei angestellt, war Müller im Begriff einen neuen Anlauf zu nehmen, als er im Januar 1829 durch den Tod übereilt wurde, in Folge des Schreckens und der Theilnahme, welche ihm die aufeinanderfolgenden Nachrichten verursachten, daß in Dresden Friedrich Schlegel und in Wien noch unerwarteter die Fürstin von Metternich plötzlich gestorben. Die zarte Reizbarkeit seines empfindlichen Gemüths ist selbst in dieser fassungslosen Schwäche mit Rührung anzuerkennen.

Unsere Schilderung hat manches nicht eben Löbliche aufnehmen müssen, kommt aber um so lieber schließlich auf die schönen Vorzüge zurück, die mit und in jenem sich darstellten. Die Aufrichtigkeit der religiösen Ueberzeugungen Müller's ist schon erwähnt worden; er gab dem Unbefangenen stets den Eindruck, der bei den Frommen heutiger Art so selten ist, den Eindruck des wahren und tiefen Ernstes. Aber auch die persönliche Liebenswürdigkeit, die ihm eigen war, gehörte nicht der Oberfläche, sondern stieg aus den Tiefen des Gemüths hervor, aus gütiger Freundlichkeit für jede lebendige Gegenwart. Wie scharf auch seine Feder war, wie bis zur Frechheit sich seine Behauptungen schriftlich aufspreizten, sein Umgang und Gespräch waren fast immer das Gegentheil.

Mit seinem unerschöpflichen Handhaben des äußeren Scheines, sowohl ihn zu vernichten als hervorzubringen, bildete sein tiefgehender Ernst einen Gegensatz, der schon durch sich selbst die wunderbarsten Wendungen bewirkte, so daß man oft mit Ueberraschung sich von ihm vertheidigt sah, wo man auf Angriff gefaßt war: und seinen doch mitspielenden Schärfen gesellte seine Furchtsamkeit und sein versöhnlich weicher Sinn eine Anmuth und Zartheit, ein schmiegsames Einlenken und schmeichelndes Begütigen, daß er in solcher Erscheinung einer der angenehmsten und hinreißendsten Menschen genannt werden konnte.

Einiges von diesen Eigenschaften schimmert auch in seinen Briefen durch, wiewohl der schriftliche Ausdruck dieses Wesens immer nur ein schwacher Abglanz des persönlichen bleiben wird.

1835.

Frau von Grotthuß und Frau von Eybenberg.

Wer weiß noch von diesen beiden Schwestern? von ihrer glänzenden Erscheinung, ihrer vielfachen Lebenswirkung? Nur wenige Zeitgenossen dürften übrig sein, die davon zeugen können. Doch sind jene Namen manchen Blättern eingeschrieben, welche nicht so schnell verwelken werden; und schon dadurch sind wir angesprochen, ein solches Andenken auch mit einigen Lebenszügen auszustatten.

Sara und Mariane Meyer gehören zu den zahlreichen Beispielen eigenthümlicher Auszeichnung und merkwürdiger Schicksalswendung, worin eine ganze Berlinische Zeitgenossenschaft sich als eine wunderbar anziehende und energische, in ihrer Art wohl einzig zu nennende Erscheinung darstellt. Der Geist des achtzehnten Jahrhunderts, die Regierung Friedrichs des Großen, der Boden von Berlin, und die durchgreifende Wirksamkeit Moses Mendelssohn's und Lessing's, waren insgesammt erforderlich, eine solche Blüthe hervorzurufen und gedeihen zu lassen, die schwerlich in gleicher Weise sich fortsetzen oder erneuern wird.

Die genannten beiden Schwestern hatten in großem Reichthum und glänzender Ueppigkeit, mit allem erdenklichen Aufwand vornehmer Erziehung und bildenden Unterrichts, eine glückliche Jugend verlebt. Beide waren sehr schön, von feinster Sitte und reizender Liebenswürdigkeit. Die ältere, Sara, vereinigte lebhaften Geist und außerordentliche Herzensgüte, die schönste Bildung, Kenntniß fremder Sprachen und

Litteraturen, Geschmack in Künsten, und alles sonstige Wissen und Können, welches für gesellschaftlichen Glanz und häusliches Wohlbehagen geeignet ist. Sie hörte in ihrer Jugend Schmeicheleien von Lessing, in späterer Zeit von Herder, dann standen Frau von Genlis, der Fürst von Ligne und Goethe mit ihr im freundlichsten Verkehr. Nach einer ersten frühen Verheirathung und manchem Wechsel des Geschickes, wobei sogar der sonst wenig erhörte Fall einer rückgängig gewordenen Taufe sich ereignet hatte, heirathete sie einen reichen liefländischen Baron von Grotthuß, mit welchem sie in vieljähriger glücklicher Ehe und lange Zeit in erwünschten ansehnlichen Verhältnissen lebte. Frühe Zwistigkeiten, welche schon den Entschluß zur Scheidung hervorgerufen hatten, waren durch den rührenden Eindruck einiger Schilderungen von Feßler's Mark-Aurel glücklich überwunden worden, wie Frau von Grotthuß dem Verfasser in einem Brief aus Berlin dankbar kund gab, und er in seiner eigenen Lebensbeschreibung selbstgefällig erzählt.

Ihre sehr milden und nachgiebigen Eigenschaften wirkten angenehm und hülfreich für Andere, zuletzt aber nachtheilig auf sie selber zurück. Sie gewöhnte sich, allzu wohlgefällig ihren eignen Werth und seine Wirkungen zu betrachten, und da sie hierin nicht nur von Anderen immerfort anerkannt sein wollte, sondern auch ihre Selbstzufriedenheit auf alle Weise aussprach, so gerieth sie mit zunehmenden Jahren auf den Gipfel der Eitelkeit, welchen Rahel in Denkblättern vom Jahre 1805 so treffend bezeichnet hat. Späterhin ging diese Selbstgefälligkeit sogar einmal in Geistesstörung über. Dieses Unglück wurde zwar wieder beseitigt; allein das Grundübel der Eitelkeit war zu tief gewurzelt, um je wieder aufhören zu können, und wurde ihren Freunden und Nächsten sehr lästig, ohne doch jemals die Achtung und das Wohlwollen untergraben zu können, welche ihrem wirklich gebildeten Geiste und ihrer wahren Herzensgüte nicht zu versagen waren. Besonders blieben Rahel und Graf Christian Bernstorff, bei aller scharfen Einsicht und Beurtheilung, ihr beharrlich zugethan und thätig um sie bemüht. Sie starb als Wittwe am 11. Dezember 1828 zu Oranienburg, wo ihr Mann, nach-

dem er durch Krieg und anderes Unglück sein Vermögen eingebüßt, in seinen letzten Jahren das Postamt verwaltet hatte. Anderthalb Jahre vor ihrem Tode war sie beschäftigt, eine Anzahl Briefe von Ramler, Gedike, Zöllner, Biester, Stolberg, Schiller, Elise Reimarus, Gräfin Genlis, Fürst von Ligne, Frau von Stael und Anderen zur Herausgabe zu ordnen, allein diese Papiere sind durch Unkunde späterhin größtentheils verbrannt worden, und nur wenig — zum Glück die meisten von Goethe, die weil er noch lebte, nicht für jene Sammlung bestimmt waren, fanden sich in dem Nachlasse.

Schöner noch und weit anziehender war die jüngere Schwester Mariane Meyer. „Ihre Augen — schrieb 1799 aus Dresden Otto von Manteuffel an seinen Freund Thiriot — sind die schönsten, die jemals am Himmel oder auf der Erde geleuchtet haben.“ Sie hatte weniger Gutmüthigkeit, und weniger Narrheit, doch nicht geringere Ansprüche als jene; ihr überlegener Geist und ihre kalte Weltklugheit ließen sie nur besseren Anschein behaupten, und bei ihrem Thun und Wirken möglichst den eignen Vortheil in's Auge fassen. Allein hiebei mochte sie doch keineswegs auf weitaussehende Berechnung eingehen; Plane und Opfer waren ihr verhaßt, sie wollte die Gegenwart benutzen und genießen; eine Zukunft zu bereiten fiel ihr nicht ein. Sie hielt ihre Gedanken und Vorsätze stets auf das Nächste gerichtet, und über das eigene Leben hinaus wollte sie nicht sorgen. „Après moi le déluge!“ pflegte sie oft zu sagen, und ihr schöner Mund, ihr heiterer Sinn, der die Gegenwart so glücklich auszustatten wußte, gaben dem harten Spruch eine Anmuth, die für den Augenblick ihm allenfalls beistimmen ließ.

Natürlich fehlte es dieser Schönheit nicht an Huldigungen. Graf Christian Bernstorff, damals bei der dänischen Gesandtschaft in Berlin, war leidenschaftlich von ihr eingenommen, und gab nur nach langem Widerstreben und vieler Pein die Hoffnung auf, eine dauernde Verbindung mit ihr zu knüpfen. Auch Goethe hatte für sie die lebhafteste Neigung, die nach überstandenem Schwindel der Verliebtheit als auf-

merksame Beachtung fortdauerte. Er schreibt im Sommer 1797 an Schiller: „Auch ist die berühmte Mariane Meyer hier; es ist Schade, daß sie nicht einige Tage früher kam, ich hätte doch gewünscht, daß Sie dieses sonderbare Wesen hätten kennen lernen.“ Die entschiedenste und dauerndste Eroberung aber machte sie an dem Fürsten von Reuß, der als österreichischer Gesandter viele Jahre in Berlin lebte. Nach seinem Tode — er starb schon 1799 — ergab sich, daß er mit ihr förmlich verheirathet gewesen, und die Wittwe war vollkommen berechtigt, als Fürstin von Reuß aufzutreten. Die fürstlichen Verwandten wußten sie jedoch zu bewegen, gegen festgesetzte ansehnliche Vortheile jenem Titel zu entsagen, und dafür den Namen von Eybenberg zu führen. Sie lebte dann meistentheils in Wien, in den angesehensten Kreisen, und wurde auch selbst ein Mittelpunkt angenehmer und bedeutender Geselligkeit.

Die beiden ausgezeichneten Schwestern, Fanny von Arnstein und Cäcilie von Eskeles, beide gleichfalls aus Berlin und derselben Herkunft wie Frau von Eybenberg, standen in Wien an der Spitze der glanzvollsten Häuser, und beherrschten mit steigendem Erfolg einen ausgebreiteten Gesellschaftskreis. Schon beide mit einander wetteifernd, fanden sie die neue Rivalin und Landsmännin unbequem, und begünstigten sie nicht. Gegen den Reichthum und Einfluß dieser Verhältnisse war in demselben Gebiete nicht aufzukommen, Frau von Eybenberg mußte hier zurückstehen, rächte und entschädigte sich aber, indem sie nur höher emporstieg, und fast nur in Verbindungen lebte, die jene ihr beneiden mußten. Die Prinzessinnen von Kurland, die Familien Ligne und Clary, und viele andere des ersten Ranges und Ansehens, waren ihr vertrauter Umgang, und dieser hatte immer den Vorzug eines auch geistigen Schimmers, der in den anderen Kreisen bisweilen zu fehlen schien.

Ihre Schönheit erhielt sich lange durch alle Leiden und Einbußen hindurch, welche der Wechsel der Ereignisse und Jahre ihr zuführte; als Krankheit und Verfall sich einstellten, mußte sie auch diese traurigen Bedingungen eines ihr ungewohnten Lebens aufnehmen und verarbeiten.

Im Jahre 1805 machte Frau von Eybenberg eine Reise nach Italien. Dies war für sie eine glückliche Zeit des höchsten und reinsten Genusses; die Luft, die Lebensart, die Gegenstände der Kunst, die Eigenthümlichkeiten des Landes, der Wechsel der Menschen, alles entsprach ihrem Sinn, ihrer Stimmung. Nur ihre Gesundheit blieb angegriffen, und bedurfte, besonders nach der Rückkehr, steigender Sorgfalt und steter Pflege. Durch die Unfälle, welche im genannten Jahre Oesterreich und im folgenden auch Preußen trafen, erlitten sowohl die Vermögensumstände als auch überhaupt die Lebensverhältnisse der Frau von Eybenberg manchen Verlust. Sie hatte nun mit Schwierigkeiten und Mühsalen zu kämpfen, welche ihr früher ganz unbekannt geblieben waren. Eine in ihrer Familie einheimische Prozeßwuth, die sich auf ausschweifende Vorstellungen und gewaltsame Illusionen stützte, verschlang bedeutende Hülfsmittel, durch welche ein sinkender Wohlstand noch zu erhalten gewesen wäre. Sie entging diesem Wahn und seinen Folgen nicht, wußte sich aber auch in den stärksten Bedrängnissen muthig zu fassen und leidlich einzurichten. Wer sie in dieser späteren Zeit sah, dem mußte ihr ganzes Wesen allerdings eine merkwürdige Erscheinung dünken, und konnte nicht immer leicht zu entziffern sein. Große Schärfe des Verstandes und unglaubliche Lässigkeit des Gemüths, muntere Lebenslust und überdrüssige Entsagung, thätige Sorge, sich das Leben noch so angenehm und ergiebig zu machen als möglich, und eiskalte Gleichgültigkeit, wenn ein Versuch nach dem anderen fehlschlug, schienen immerfort in Widerspruch mit einander; ihre Langeweile war unterhaltend, ihre Selbstsucht wohlgefällig; sie gelangte zu nichts, denn sie verfolgte keinen Plan; aber sie regte sich und Andere stets zur Thätigkeit auf, denn sie hatte immerfort Zwecke, viele und mannigfache, die der Augenblick gab und nahm. Sie machte kein Hehl aus ihren Gesinnungen, nach welchen sie auf keine Freundschaft rechnen konnte, und doch blieben ihr edle Freunde bis an ihr Lebensende zugethan. Gentz hatte sich früh von ihr losgesagt, behielt aber doch ein reges Interesse für sie, das seine Freunde und Jünger Adam

Müller und von Buol gern von ihm annahmen und beharrlicher fortsetzten. Frau von Eybenberg starb im Jahre 1814 zu Wien, wo sie bis zuletzt, zwar beinahe in Armuth, doch nicht ohne Anstand und Wirksamkeit gelebt hatte.

Frau von Grotthuß war in früheren Jahren öfters von bedeutenden Männern aufgefordert worden, als Schriftstellerin aufzutreten. In französischer und deutscher Sprache hatte sie Erzählungen, Dramen, moralische und sogar politische Aufsätze versucht, besonders ihre französischen Arbeiten wurden sehr geschätzt.

Frau von Eybenberg schrieb ungern, und faßte sich auch in Briefen gern möglichst kurz; doch gab es auch von ihr eine Sammlung handschriftlicher Blätter, welche die Besitzer ungemein werth hielten und nur in vertrautem Kreise mittheilten. Es waren dies sogenannte Bildnisse oder Karakterschilderungen von Personen aus der Gesellschaft, und die Schärfe und Richtigkeit dieser Zeichnungen erregte Bewunderung und Furcht, denn freilich hatte bei den meisten eine feindliche Menschenkenntniß den Griffel geführt. Auch ihr eignes Bild soll sie in dieser Art mit größter Meisterschaft schonungslos gezeichnet haben, nachdem Frau von Stael, entsetzt über diese grausame Darstellungsgabe, geäußert habe, diese werde gewiß nie das eigne Bild versuchen.

Wir werden hier unwillkürlich an Mad. du Deffand erinnert, diese merkwürdige Egoistin der französischen Gesellschaftswelt im vorigen Jahrhundert, welche mit Voltaire und Horatio Walpole in Verkehr stand, wie Frau von Eybenberg mit Goethe und dem Fürsten von Ligne, ebenfalls den gefälligsten Umgang für die Menschen hatte und die feindlichste Auffassung, sich gleicherweise alles Blickes auf die Zukunft entschlug, und nur für die Gegenwart leben wollte; und die im Grunde wohl nicht schlimmer war, als viele ihrer Zeitgenossen, die sich besser zu stellen wußten! —

Wir können diese kurze Schilderung nicht erwünschter beleben, als indem wir die Briefe Goethe's an Frau von Grotthuß und einige an Frau von Eybenberg gerichtete — die sich noch gefunden haben — mittheilen, welche nicht nur

für die Empfängerin das vortheilhafteste Zeugniß sind, sondern auch manches sonst Bemerkenswerthe, und unter anderen ein Wort über Frau von Stael enthalten, das neben dem Besten, was über die ausgezeichnete Frau je gesagt worden, seine Stelle verdient.

1837.

Briefe von Goethe an Frau von Grotthuß.

1.

Weimar, den 9. Februar 1797.

Was werden Sie ſagen? wertheſte Frau, wenn ich Ihnen erzähle, daß zu eben der Zeit, als Ihr freundliches Röllchen auf dem Wege zu mir war, ich ihm entgegenreiſte und mich Ihnen näherte. In Leipzig und Deſſau hielt ich mich einige Zeit auf und, wäre nicht die traurige Nachricht von dem Tode des, auch mir ſo theuern, Königlichen Prinzen eben erſchollen, ſo hätte ich mich wohl verleiten laſſen, weiter zu gehen, Berlin zu beſuchen, mich an den kunſtreichen Darſtellungen des Carnevals zu ergötzen und aus der großen Maſſe intereſſanter Menſchen, die ſich dort befinden, zu den wenigen Freunden, deren ich mir daſelbſt ſchmeicheln kann, vielleicht noch einige zu erwerben. Bei meiner Rückkunft empfing ich Ihre Arbeit doppelt freundlich, ſowohl als ein Beweis Ihres in der Ferne fortdauernden Andenkens, als auch als ein Zeugniß Ihrer völlig wieder hergeſtellten Geſundheit, denn wie wollte man ohne eine glückliche Harmonie ſeiner Kräfte ein ſo angenehmes Werk hervorbringen, als dasjenige iſt, das Sie freundſchaftlich für mich gearbeitet haben. Verzeihen Sie, wenn ich Sie nicht ſogleich über deſſen Ankunft beruhigte, denn ich wollte nicht einen bloßen Empfangſchein überſchicken, ſondern zugleich noch etwas mehr ſagen, und dazu erwartet man denn lange eine Stimmung, die nicht kommt, wenn man ſie nicht zu erſchaffen weiß. Ihr zweiter Brief beſtimmt meine Unentſchloſſenheit, und ich eile, Ihnen für das ſchöne Geſchenk zu danken, das mich ſo

oft an Ihr Andenken, Ihre gute Meinung und Ihr Talent erinnern wird. Wie sehr danke ich Ihnen zugleich für den Antheil, den Sie an meinen Arbeiten nehmen. Da ein Schriftsteller sich muß gefallen lassen, daß so manches wunderlich genug genommen und beurtheilt wird, so findet er sich freilich sehr getröstet, wenn seine Arbeit einmal bei einem gebildeten Individuo als Naturprodukt wirkt, und zwar in seiner ganzen Breite und Tiefe. Bald sehen Sie wieder ein episches Gedicht von mir, dem ich eine so gute Aufnahme auch in Ihrem Zirkel wünsche, als die Neigung stark ist, womit ich es angegriffen habe und nun bald zu vollenden hoffe. Grüßen Sie Ihre Freundin Rahel Robert, deren ich mich noch recht gut erinnere, und gedenken meiner bei guten und trüben Tagen, in der lebhaften Stadt sowohl wie auf dem stillen Lande. Goethe.

2.

Weimar, den 28. März 1801.

Durch die glückliche Ankunft Durchl. des Herzogs werde ich auf's neue an den Dank erinnert, den ich Ihnen für Ihren freundschaftlichen Brief und für die angenehme Gabe noch schuldig bin*). Sie haben mir durch Beides eine recht große Freude gemacht, und mir einen schätzbaren Beweis Ihres Andenkens gegeben.

Da ich kein fleißiger Korrespondent bin, und meine alte Untugend, des Schweigens gegen Abwesende, mit den Jahren immer zuzunehmen scheint; so bleibt mir nichts übrig, als desto fleißiger an einigen Arbeiten zu sein, welche, früher oder später, denen, die mir wohlwollen, einiges Vergnügen machen können.

Erhalten Sie mir Ihren Antheil an meinem Dasein, das sich wieder befestigt, und an meinen Produktionen, durch die ich am eigentlichsten mit der Welt zusammenhänge. Leben Sie recht wohl und glücklich und gedenken mein unter den Ihrigen. Goethe.

(Nach Berlin.)

*) Sie hatte ihm eine Tasse gesandt, geschmückt mit Bildern aus seinem Tasso.

3.

Weimar, den 1. Februar 1806.

Ihr lieber Brief mit der zugefügten Gabe hat mich auf das angenehmste überrascht und zugleich erinnert, daß ich der guten Schwester auch noch eine Antwort schuldig bin, die mir ihren glücklichen Eintritt in Italien notificirte. Wie sehr freut mich's, daß Sie noch an mich denken, und jetzt nicht verschmähen, als Marianens Stellvertreterin, mir die gewohnten fremden Leckerbissen zuzusenden. Was ich von Ihren Zuständen bisher erfragte, hat mir immer viel Vergnügen gemacht, denn ich vernahm, daß Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl manches gelungen ist, worüber Sie sich zu erfreuen haben, wovon mir denn auch Ihr Brief das beste Zeugniß gibt. Ich schreibe in diesen Tagen an Herrn von Humboldt nach Rom und werde ein Blatt an unsre liebe Mariane mit beilegen. Ich wünsche, daß sie sich nach ihrer Art gesund, d. h. leidlich befinde, um das manche lange ersehnte Gute genießen zu können, in dessen Nähe sie sich jetzt befindet. Fahren Sie fort meiner zu gedenken, und bleiben Sie überzeugt, daß ich mich sehr oft der guten Tage erinnere, wo wir zusammen an der Töpel manches nicht wieder zu erlebenden Vergnügens genossen. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl und bleiben mir gewogen.

Goethe.

(Nach Berlin.)

4.

Weimar, den 28. Oktober 1810.

Sie sollen, theuerste Freundin, recht herzlichen Dank haben, daß Sie uns durch Ihren lieben Brief, dem wir lange hätten zuvorkommen sollen, auf eine so freundliche Weise beschämen. Wir freuen uns zu hören, daß Sie mit dem Erfolg Ihrer Badekur nicht ganz unzufrieden sind. Nachdem wir in Freiberg, Chemnitz und Löbichau Bergwerke, Fabriken und schöne Damen besucht, sind wir in Weimar angelangt, und wurden daselbst von Hof-, Theater- und

Gesellschaftsangelegenheiten sogleich umfangen, so daß unser Blick nach außen für die erste Zeit ganz umnebelt war. Selbst jetzt geht es noch ein bischen bunt her. Verzeihen Sie also diesem eiligen Schreiben.

Das mitgetheilte höchst merkwürdige Blatt werde ich wohl verwahren, es soll nicht aus meinen Händen kommen. Lassen Sie von Zeit zu Zeit etwas von sich hören und geben uns einige Nachricht, besonders auch, wie es mit dem akademischen Wesen in Berlin aussieht.

Nach der Ankündigung ist dieser ehrwürdige Körper sehr disproportionirt. Nimmt die medicinische Facultät, wie billig, den unteren Theil des Rumpfes ein, so muß man sagen, daß es ein wohlbeleibter Körper ist. Anderer Bemerkungen enthalte ich mich. Doctor Riemer empfiehlt sich zum allerbesten, dankt für das Andenken, und wünscht auch seine Freunde Ihnen immer empfohlen.

Nun aber empfehle ich Ihnen meine Küche, und meine Tafel, für welche Sie mir zu rechter Zeit einige Leckerbissen zu senden versprochen haben, als da sind: Kaviar, Sander und Dorsche. Mögen Sie mir eine förmliche Rechnung Ihrer Auslagen senden, so verbinden Sie mich ungemein und geben mir Muth, Sie um Fortsetzung solcher Gefälligkeiten zu bitten. Aus unseren mittelländischen Gegenden können wir kaum etwas Anderes als papierne Aequivalente anbieten. Leben Sie recht wohl und bleiben Sie unserer aufrichtigen dankbaren Anhänglichkeit überzeugt.

Goethe.

Dem Herrn Gemahl die besten Empfehlungen.

G.

(Nach Berlin.)

5.

Weimar, den 7. Dezember 1810.

Die schöne Tasse zum Andenken der verehrten Königin, welche als ein Kenotaphium bei mir stehen soll, und der überschöne Beutel, welcher gleichfalls als Kenotaphium in meinem Schatze liegt, weil des Goldes nicht hinreichend

übrig ist, ihn zu füllen, sollen mir liebe Erinnerungspunkte bleiben an das Wohlwollen meiner Freundin.

Sie empfangen heute nur diese wenigen Worte des Danks, welcher sich auch auf Ihren liebenswürdigen Brief erstreckt. Die Tochter Jephtha*) wird diesem Blatt bald folgen; das Stück ist vielleicht aufführbar, wenn der Verfasser noch einiges daran thun will, warum ich ihn ersuche. Nächstens erhalten Sie eine Abschrift eines sehr artigen Elogiums, das der Prince de Ligne meinen Wahlverwandtschaften gegönnt hat, von welchen die französische Uebersetzung zu ihm gelangt ist. Für heute leben Sie recht wohl.

G.

(Nach Berlin.)

6.

Weimar, den 6. Dezember 1810.

Heute soll, theuerste Freundin, nicht von Leckerbissen, am wenigsten von den Spickgänsen, die Sie uns so appetitlich in der Ferne zeigen, die Rede sein; auch nicht von allem anderen Freundlichen und Guten, daß Ihr lieber Brief enthält; sondern, wie Sie schon aus der Inlage sehen, von dem Schicksal der Tochter Jephthä. Auf Ihre Anregung habe ich sogleich das empfohlene Trauerspiel aus den Flözschichten poetischer, theatralischer und literarischer Anhäufungen, die sich um mich herum aufbauen, hervorgesucht, habe solches mit Vergnügen gelesen, und halte die Aufführung nicht ganz unmöglich; doch wünschte ich, der Verfasser thäte vorher Folgendes daran:

1) Könnte er eine Anzahl Verse herausnehmen, oder, wie man sagt, streichen; so würde es dem Stück günstig sein, weil es etwas zu lang spielte. Ich fühle zwar selbst, daß es schwer halten wird, weil die Scenen gut gearbeitet sind, und sich nichts Ueberflüssiges findet; allein hier und da läßt sich doch wohl eine kleine Amplification und mehrere Ausführlichkeit wegnehmen, ohne daß das Ganze Schaden leidet.

*) Trauerspiel von Ludwig Robert.

2) Wären die vier Krieger in zwei Personen zusammen zu ziehen, und diesen bestimmte Namen zu geben. Kein guter Acteur mag gern als bloßer Statist erscheinen, und das, was die Krieger zu sagen und zu thun haben, ist zu bedeutend, als das man es wagen sollte, durch vier Personen es ausrichten zu lassen, wo gewöhnlich einer oder der andere schwach bleibt oder gar sich lächerlich macht.

3) Nun noch ein Hauptpunkt. Der Verfasser hat wohl gefühlt, daß er bei dem Gelübde Jephtha's sich besonders angreifen müsse, und hat es auch deshalb, damit es sich vom Anderen gleichsam absondere, in gereimte Verse gebracht; allein aufrichtig zu sagen, so hat mir diese Stelle zu wenig Gehalt und die gereimten Trochäen zu wenig Würde. Die Achse, um die sich das ganze Stück dreht, sollte etwas derber sein. — Dieses legen Sie dem Verfasser an's Herz, und er wird leicht fühlen und einsehen, wie es gemeint ist.

Soviel für heute. Ich füge weiter nichts hinzu, damit diese Sendung nicht aufgehalten werde. G.

7.

Weimar, den 15. Februar 1811.

Es ist nichts billiger, als daß ich mit der Recension der vortrefflichen Gaben anfange, die uns nach und nach durch Ihre Güte geworden sind. Den kostbarsten Spickgänsen folgten die trefflichsten Sander, und diesen nunmehr der beste Kaviar, welcher jemals gefischt und eingesalzen worden. Durch Ihre Nachricht von dem Einweichen des getrockneten habe mich wirklich auf einen hohen Grad der Geschmackkritik erhoben gesehen, so daß ich einen, ehe der Ihrige ankam, hier an Tafel genossenen wenigstens für mich im Stillen für aufgefrischt erklären konnte. Haben Sie für diese Gaben den besten Dank, und lieben uns nicht weniger, wenn wir Ihnen etwas gourmand erscheinen sollten.

Für alle mir gegebenen Nachrichten soll gleichfalls meine aufrichtige Dankbarkeit hiermit ausgesprochen sein. Auf die Tochter Jephtha's warten wir mit Verlangen und hoffen sie

gut zu geben. Von unsern bisherigen Unternehmungen soll nachher die Rede sein.

Wegen des Anliegens der Madame Crayen*) habe ich sondirt. Aber Spanien ist jetzt ein sehr wunder Fleck auf der Landcharte, und ich traute mir nicht weiter zu gehen. Läßt sich etwas bewirken, so erfahren Sie es gleich.

An die gute Schwester habe ich schon lange einen lustigen Brief geschrieben, und darin Ihre Gaben detaillirt und gerühmt. Ich entbehre jedoch seit langer Zeit ein Lebenszeichen von ihr: nun, da ich höre, daß sie krank gewesen, erkläre ich mir's eher, und bin deswegen nicht weniger in Sorgen. Sagen Sie ihr das Allerschönste und empfehlen mich ihr, auch Herrn von Grotthuß. Das Beste wünschend.

Goethe.

(Nach Berlin.)

8.

Weimar, den 4. April 1811.

Schon lange wäre es meine Schuldigkeit gewesen, Ihnen liebe treffliche Freundin, zu schreiben; ich wollte es aber nicht eher thun, als bis ich von unserem Jephtha etwas sagen könnte. Nun läßt sich wenigstens vermelden, daß in der nächsten Woche Leseprobe sein wird, und das Uebrige wird sich dann auch machen. Die Wünsche, welche der Verfasser geäußert hat, habe ich vor Augen.

Heute Abend geht ein Kästchen an Sie ab, welches Ihnen, wie ich wünsche, zur Freude gereichen möge. Es sind zwar meist alte Bekannte; aber auch diese werden Sie nicht unfreundlich aufnehmen**). Wie sehr wir Ihnen für die Wiedersendungen dankbar gewesen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Wenn ich nicht wüßte, wie thätig Sie für Ihre Freunde im Großen und Kleinen sind, so würde mich Ihre Gefälligkeit beschämt haben. Sagen Sie mir auch einmal wieder ein gutes Wort von sich und ihrer lieben Schwester, von der

*) Ein Sohn der Frau von Crayen diente in den weimarischen Truppen, die mit den Franzosen nach Spanien hatten ziehen müssen.

**) Er schickte ein Exemplar seiner Werke an sie.

ich so lange nichts gehört habe; erzählen Sie mir etwas von Berlin, vor allem Anderen aber lassen Sie mich wissen, was Ihre Pläne für den Sommer sind. Leben Sie recht wohl und gedenken Sie meiner.

Goethe.

9.

Weimar, den 17. April 1811.

Meine Sendung vom 4. April wird nunmehr wohl, theuerste Freundin, in Ihren Händen sein. Möchten Sie darin den Wunsch, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern, und wenigstens den Willen einer Dankbarkeit für so manches Gute und Freundliche, gewahr werden.

Das Gegenwärtige hat die Absicht, Ihnen ein paar Personen bekannt zu machen, die Ihre Aufmerksamkeit verdienen. Es ist Herr und Madame Wolff, beides Mitglieder unseres Hoftheaters, welche nach Berlin kommen, um Gastrollen zu geben: Ich wünsche, daß sie auf einem fremden Schauplatz, und ohne ihre gewohnte Umgebung, den Beifall finden mögen, den sie so oft bei uns verdienen.

Herr Robert hat gewiß auch einige Gefälligkeit gegen sie. Beide haben Rollen in seinem neuen Stücke. Die Leseprobe ist noch vor ihrer Abreise gehalten worden, damit die Vorstellung gleich nach ihrer Rückkunft, vor sich gehen könne. Unser Capellmeister Müller componirt die Chöre.

Den guten Crayen, der Sie interessirt, scheint der Herzog auf alle Weise zu begünstigen; wenigstens sendet er ihn nach Teplitz voraus, damit er, wegen seines verwundeten Arms, der Kur desto länger genießen könne.

Was für Absichten haben Sie für dieses Jahr? Die schöne Frühlingsluft macht schon einige Reiselust in mir rege.

Zum Schlusse will ich nicht vergessen, Sie auf eine kleine Arbeit von mir, Pandora, aufmerksam zu machen. Es ist ein etwas abstruses Werkchen, welches durch mündlichen Vortrag gehoben werden muß. Herr Wolff und seine

Frau werden sich ein Vergnügen daraus machen, Sie einen Abend damit zu unterhalten.

Leben Sie recht wohl, und gedenken Sie mein.

Goethe.

(Nach Berlin.)

10.

Weimar, den 6. August 1811.

Nur mit Wenigem beantworte ich, wertheste Freundin, Ihren lieben Brief von Teplitz. Er beruhigt mich zwar nicht über den Zustand Ihrer trefflichen Schwester; aber doch war mir ein Lebenszeichen von Ihnen höchst erwünscht. Mein Sommer ist mir froh und glücklich genug vergangen; hätte ich nur von Freunden, denen ich so innig verbunden bin, bessere Nachrichten vernehmen können; ja damit das Schlimmere zum Schlimmen komme, waren auch die trüben Berichte nur unbestimmte, wodurch sich das Zweifelhafte meines Zustandes nur vermehrte.

Die Haupturſache, warum ich nicht nach Teplitz ging, war die, daß mir das Baden in Karlsbad dieses Jahr außerordentlich wohlgethan, und ich eine Reise, die mich weiter vom Hause führte, für unräthlich finden mußte. Daß ich Sie in Teplitz zu sehen hoffte und mir mancherlei Lust und Gutes davon verſprach, davon ist ein kleiner Stier von Erz Zeuge, den ich schon hatte hinſchaffen lassen, in der Absicht, durch Ihre Vermittelung dasjenige dies Jahr in Dux tauſchweise zu erlangen, was voriges Jahr sich durch Schenkung nicht wollte erhalten lassen. Wie viel Anderes wäre noch wünſchenswerth geweſen, theils in der Wirklichkeit, theils in der Erinnerung zu wiederholen.

Wir empfehlen uns Ihrem freundſchaftlichen Andenken auf's angelegentlichſte, lassen Sie bald etwas von sich und Ihrer theuern Schwester vernehmen und bleiben meiner aufrichtigen Anhänglichkeit verſichert. G.

Ich lege das neueste vom Jahr bei, einen Prolog, der heute in Halle bei dem Antritt unserer Schauſpielergesellſchaft daſelbſt gehalten wird. Möge es Ihnen in Teplitz

nicht an guter geselliger Würze fehlen. Sie führen sie zwar immer bei sich, aber es ist doch auch wünschenswerth, daß uns einiges erwiedert werde.

(Eigenhändig.)

Ihrem Herrn Gemahl meine besten Empfehlungen.

(Nach Dresden.)

11.

Weimar, den 8. Januar 1812.

Vor Zeiten bestand bei mir die löbliche Einrichtung, daß ich wenigstens vor Ende des Jahres meine dringendsten Briefschulden abzuthun suchte; gegenwärtig aber ziehen sie sich immer mehr in's neue hinein. Am meisten drückt mich schon einige Zeit, Ihr Schuldner zu sein, und das will ich denn auch nicht länger tragen. Zwar könnte ich zu meiner Rechtfertigung aufrichtig versichern, daß ich gerade, weil Sie und Ihre theure Schwester mir immer gegenwärtig waren, am wenigsten dazu gelangen komte, Ihnen zu schreiben. Ich brauche Ihnen nicht zu versichern, wie nahe es mir geht, die verehrte Kranke in einem solchen peinlichen Zustand zu wissen, und wie ich von einer doppelten Empfindung hin und wieder gezogen werde, indem ich einmal zu erfahren wünsche, wie sie sich befindet, und sodann wieder befürchten muß, von einem schlimmeren und gefährlicheren Zustand unterrichtet zu werden. Auf diese Weise, darf ich wohl sagen, bin ich immer um Sie beide beschäftigt, und wenn mir der Ort anschaulich wäre, wo sie sich befinden, so würde an der wirklichen Gegenwart wenig fehlen. Lassen Sie jedoch, beste Freundin, mich es nicht entgelten, und geben Sie mir bald Nachricht von einem Zustande, der mich so sehr interessirt. Empfehlen Sie mich der theuren Leidenden auf das beste und haben Sie tausend Dank, daß Sie so treulich die Stelle so vieler abwesend Theilnehmenden vertreten.

Von mir habe ich wenig zu sagen, wenn ich auch wollte. Das tägliche äußere Leben verschlingt das innere dauernde; und keins von beiden will seine Rechte fahren lassen, worüber denn beinahe alle beide verloren gehen.

Sie fragen, meine Beste, nach dem Trauerspiel Jephtha. Es ist damit eine eigene Sache. Wir haben es mit großer Sorgfalt vorgestellt, aber es nicht über die zweite Repräsentation gebracht, und ich glaube nicht, daß es sich auf dem Repertorium halten wird. Die Ursache davon liegt darin, daß ein gebildetes Publikum wie das unsere, das alle bedeutenden Stücke sehr genau kennt, dem Verfasser des Jephtha gar zu leicht nachkommen kann, wo er seine Gestalten, seine Situationen und Gesinnungen herhat; und doch geht es mit den drei ersten Acten noch so ziemlich. Da man aber in dem vierten auf eine unangenehme Weise an Lear erinnert wird, und im fünften ein vergeblicher Pomp nur zerstreuend wirkt; so will das Stück niemals bis an's Ende die Zuschauer festhalten, obgleich die Verse ganz gut sind, und eigentlich nichts Ueberflüssiges sich in der Ausführung befindet; weshalb es mir auch im Lesen ganz wohl gefiel.

Soll ich aufrichtig sein, so hat das Stück noch einen Fehler, der tiefer liegt, nicht leicht erkannt, aber durchaus empfunden wird: es ist dieser. Wenn die hier behandelte Fabel einigen Werth haben soll, so mußte die Tochter Jephtha's ein häusliches Mädchen sein, es sei nun aus öffentlicher oder Privatsitte; der Vater muß sie gar nicht als aus- und eingehend denken können, indem er das Gelübde thut, und ihr erster durch kindliche Liebe erregter Schritt muß ihr den Tod bringen. Diese gute Dina aber läuft vor wie nach im Lande herum, und erinnert an ihre Namensgenossin, welche auch besser gethan hätte zu Hause zu bleiben als nach Sichem zu gehen und die Töchter des Landes zu besuchen; wobei sie denn ganz natürlich den Söhnen des Landes in die Hände fiel.

Vielleicht macht dieses Stück bei einem Publikum, das weniger mit unseren theatralischen Produktionen bekannt ist, eine gute Wirkung: denn ob ich gleich, beim ersten Durchlesen, die Parallelfiguren und Stellen recht wohl bemerkte, so waren sie mir doch nicht zuwider, weil ich nicht einsehe, warum man nicht das Gute auf eine andere Weise verknüpft und bearbeitet wiederbringen soll. Verzeihen Sie meiner Aufrichtigkeit; ich wollte aber nichts verschweigen, was ich bei den

mehreren Proben und einer zweimaligen Aufführung bemerkt hatte. Ich schließe mit den besten Wünschen und Hoffnungen.

Im Vertrauen auf Ihre thätige Freundschaft lege ich ein Verzeichniß bei von Personen, deren eigene Handschrift ich besitze. Sie sehen daraus, daß mir noch manche verstorbene und lebende Wiener abgehen. Fällt Ihnen irgend ein solches Blättchen in die Hände, so heben Sie mir's auf, bis ich es gelegentlich aus Ihren lieben Händen, oder durch einen Reisenden erhalten kann. Nochmals das beste Lebewohl.

Goethe.

(Nach Dresden.)

12.

Karlsbad, den 22. Juni 1812.

Wie sehr danke ich Ihnen, meine theuerste Freundin, für das Vertrauen, das Sie hegen, daß ich an Ihnen und an Allem, was Ihnen lieb und werth ist, Theil zu nehmen niemals aufhören werde. Ich will nur bekennen, daß ich längst auf Nachricht von Ihnen gehofft habe. Aber auch das erkenne ich dankbar, daß Sie meinen Wunsch gegenwärtig erfüllen. Die Nachricht von Ihrer geliebten Schwester Befinden ist mir um so erfreulicher, als ich bisher darüber in einer peinlichen Ungewißheit bleiben mußte. Möchte doch Ihre Gegenwart auch Ihrem fürtrefflichen Gemahl eben so heilbringend sein. Sie gehorchen auch diesmal Ihrer zwar schweren, aber eben so edeln Bestimmung, mehr für Andere als für sich zu leben, dafür Sie aber auch mit Liebe und Achtung reichlich belohnt werden.

Ihre Güte, unter so vielen und dringenden Sorgen, auch meiner kleinen Wünsche zu gedenken, muß mir unschätzbar sein. Mögen Sie mir den gehaltvollen Beitrag zu meiner handschriftlichen Sammlung, da diese Blätter wohl nur ein klein Volum haben, mit der reitenden Post schicken, wenn nicht irgend bald eine Gelegenheit ist, sie vielleicht durch einen dresdener Badegast an mich gelangen zu lassen.

Die Einladung des Grafen Palffy beschämt mich; wie gerne möchte ich ihr gehorchen! Aber die Fähigkeit zu solchen Entschlüssen vermindert sich bei mir von Jahr zu Jahr, und ich kann es nicht mehr weiter bringen, als meine Zeit unter Weimar, Jena und Karlsbad zu theilen. Lassen Sie es aber ja gelegentlich an dem schönsten Danke nicht fehlen.

Was meine Stücke betrifft, so hat Herr Generaldirector Iffland das Geschäft gefällig übernommen, solche den Theatern welche sie wünschen, zukommen zu lassen. Da er mit allen Bühnen in Connexion steht, so wird die Sache dadurch sehr erleichtert. Entschuldigen Sie mich also bestens, daß ich durch diese getroffene Verpflichtung mich an der unmittelbaren Erfüllung jener Wünsche gehindert sehe.

Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl angelegentlichst, und lassen mich hier noch etwas von sich vernehmen; bis zu Ende Juli trifft mich ein Brief noch immer bei den drei Mohren.

(Eigenhändig.)

Riemer ist in Weimar angestellt, und wird sich Ihres Andenkens herzlich freuen. An dem Schreiber des Gegenwärtigen habe ich abermals einen unterrichteten, thätigen Freund gewonnen.

Für immer der Ihrige
Goethe.

(Nach Dresden.)

13.

(Eigenhändig.)

Teplitz, den 2. August 1812.

Schon geraume Zeit bin ich in Ihrer Nähe, theuerste Freundin, und habe noch nicht den Muth fassen können Ihnen zu schreiben. Als ich Ihren lieben Brief, für dessen kostbare Beilage ich zum allerverbindlichsten danke, in Karlsbad erhielt, war mir leider schon der unersetzliche Verlust bekannt, von dem Sie noch nicht als Sie schrieben unter-

richtet waren. Frühere Nachrichten, durch Kurgäste von Wien, ließen mir wenig Hoffnung, wie traurig ist es aber zu vernehmen, das keine mehr sei. Sie kennen meine Liebe und Verehrung für Ihre unvergeßliche Schwester, ich kenne Ihre Anhänglichkeit. Lassen Sie sich das, was Sie noch gegen das Ende für sie gethan, bei diesem Verluste zu einem Trostgrunde dienen, den die entfernten Freunde entbehren, und wenden mir um so mehr Ihr Wohlwollen und Ihr Vertrauen zu, als ich es von jener Seite zu entbehren lernen muß. Die besten Wünsche für das Wohl Ihres Herrn Gemahls, dem ich mich angelegentlich zu empfehlen bitte, und noch tausend Dank für das Uebersendete.

Goethe.

(Nach Tharant.)

14.

(Eigenhändig.)

Teplitz, den 28. Juni 1813.

Sie erhielten, meine treffliche Freundin, auf Ihren lieben Brief keine Antwort, weil der schätzbare Inhalt durch die Ereignisse vereitelt worden, und in jenen Tagen nichts zu erwiedern wußte. Daß Sie aber bei dem allgemeinen Leiden noch mit dem besondersten und schmerzlichsten belegt sein sollten, wie hätte ich mir das denken dürfen. Es gehört Ihre grundgute und dauerhafte Natur dazu, um das zu überstehen, möge der Genesende sich neben und mit Ihnen bald freudig wiederherstellen. Lassen Sie mich Ihnen beiderseits empfohlen sein. Das Bildchen Laudon's ist wirklich allerliebst, und soll meine Sammlung, frisch eingefaßt, nächstens zieren. Der Brief nach Wien ist besorgt. Wir erwarten den Herzog. Wie sehr wünsche ich Sie auch hier zu sehen.

Gedenke ich des 24. Aprils, so weiß ich nicht, was ich denken soll, und doch denke ich gern an den erleuchteten Punschabend. Er bleibt mir ein lichter Punkt. Das beste Lebewohl!

Goethe.

(Nach Dresden. Sie hatte ihm vor der Schlacht von Lützen wegen Theilnahme der Erbprinzessin von Weimar an den Frauenvereinen geschrieben.)

15.

Weimar, den 1. Dezember 1813.

Was ich für Sie seit mehreren Monaten gefürchtet, was ich bei vielfachen Erkundigungen theilweise vernommen, davon giebt mir nun Ihr lieber Brief leider eine vollständige Gewißheit. Wären Sie nicht, verehrte Freundin, mit dieser seltsamen Mischung von Stärke und Zartheit, von Uebersicht und Gefühl begabt, so würden Sie so große Uebel nicht ertragen können. Möge, wie sich die dresdener Luft wieder reinigt, auch um Sie der Himmel heiterer werden und in besseren Tagen die Gesundheit Ihres werthen Gatten sich glücklich herstellen.

Die ungeheuern Schicksale sind, verhältnißmäßig, gelind an uns vorübergegangen, und ich war, mit allen denen mir zunächst Verbundenen, durch diese unruhigen Wochen wenigstens gesund, und man half sich wechselsweise selbst die schlimmsten Stunden ertragen.

Wo man hin sieht und hört, woher auch Briefe zu uns gelangen, Alles klingt wieder von Jammer und Noth, und nur die Hoffnung, daß aus diesem Chaos eine neue Ordnung der Dinge hervortreten werde und müsse, erhält noch die Jüngeren aufrecht, indem die Aelteren es wahrscheinlich finden, daß sie erst aus glücklicheren Regionen auf dieses neue Glück herabsehen werden.

Sagen Sie mir von Zeit zu Zeit, wie Sie sich mit Ihrem theuren Gemahl, dem ich mich bestens empfehle, befinden.

Möchte ich, wie von dem lieben Dresden, so auch von Ihnen Beiden eine wachsende Wiederherstellung vernehmen.

G.

(Eigenhändig.)

Und nun noch eine aufrichtige Versicherung wahrhafter Anhänglichkeit. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, das sind die einzigen Schätze, an denen wir uns erfreuen dürfen, da alles Andere ein ungünstiger Augenblick zu verschlingen droht. Von Dr. Weigel hörte ich, er sei in Erfurt, aber in der Stadt. Man habe ihn diesseits verlangt, der Commandant ihn aber verweigert, jedoch zugesagt, daß er selbst im äußersten Falle ihn nicht mit in die Citadelle nehmen wolle. Möge auch er gerettet werden!

(Nach Dresden.)

16.

Weimar, den 7. Februar 1814.

Als ein zwar nicht gieriger, aber doch seit geraumer Zeit von ausländischen Leckerbissen nicht heimgesuchter Tischfreund, wollte ich die, durch den buntgefiederten Kourier angekündigten, nordischen Wohlthaten erst abwarten; allein da diese bis jetzt noch nicht angelangt, so will ich nicht länger säumen, Ihnen, vortreffliche Freundin, für das gütige und erquickliche Andenken meinen besten Gruß und die Anerkennung Ihres theuern Wohlwollens zu erwiedern.

Man enthielte sich gern jetzt alles Blickes in die Ferne, da man mit dem Nächsten auf mancherlei Weise bedrängt ist, wenn nicht das Glück der Sieger in Südwesten und das Schicksal der Freunde in Nordosten unsere Theilnahme und Aufmerksamkeit gewaltsam an sich zöge. Jene machen unserem Herzen täglich mehr Luft, da sie unseren Hoffnungen immer voreilen; hingegen fühlen wir uns beengt und betrübt, wenn wir an diese gedenken, und ihnen im Geiste nur leere Wünsche, und in Briefen nur gehaltlose Worte zusenden können. Und so hält die Freude den Schmerz im Gleichgewicht, und wiegt ihn zuletzt denn doch auf, weil sich Erwartungen hervorthun, die vielleicht nie gegründeter und von mehr nachhaltiger Kraft unterstützt waren.

Lassen sie uns also, theure Freundin, diese letzten Wintertage als frühlingweisagend betrachten. Es müßte seltsam zugehen,

wenn nicht bald das Beſſere von allen Seiten hervortreten ſollte. Iſt indeß dem Beobachter nicht ganz erfreulich, wie ſich die befreiten Deutſchen ſchon wieder literariſch gegen einander benehmen, ſo muß man denken, daß dies nun einmal die Art der Nation iſt, ſobald ſie von fremdem Drucke ſich befreit fühlt, unter ſich zu zerfallen. Was mich betrifft, ſo erlauben mir glückliche Umſtände und Ereigniſſe, einen ganz engen Zauberkreis um mich her zu ziehen, in welchem ich, nach alter Gewohnheit, meinen ſtillen Beſchäftigungen nachhänge, das was ich zeitlebens vorgenommen wieder aufnehme, um das Brauchbare davon meinen zwar wunderlichen, jedoch immer geliebten Landsleuten aufzubewahren.

Möge ich von Ihnen und Ihrem theuren Gemahl bald recht viel Wünſchenswerthes vernehmen.

(Eigenhändig.)

Riemer, deſſen Hand Sie wohl in dieſem Blatte erkennen, grüßt zum ſchönſten. Möge ich Ihnen immer empfohlen ſein.

Goethe.

(Nach Berlin.)

17.

Weimar, den 17. Februar 1814.

Schon mehrmal iſt es mir ſo ergangen, daß, wenn ich mich, nach langem Zaudern, endlich entſchloß lieben Freunden zu melden, daß eine zugedachte Gabe nicht angekommen, ſogleich nach abgeſendetem Briefe das Erwartete glücklich eintraf; und ſo ging es auch jetzt mit den fünf köſtlichen Gänſebrüſten, die in einem Körbchen glücklich anlangten, und vortrefflicher ſchmecken, oder zu ſchmecken ſcheinen, als alle ſonſt genoſſene. Seit den letzten von Ihnen erhaltenen ſind keine wieder in meine Speiſekammer gekommen, und die Köſtlichkeit derſelben bezeugt vorzüglich Riemer, der ſich die Abende wieder fleißig bei mir einfindet, und mir mancherlei vorbereiten hilft, was Ihnen dereinſt auch Vergnügen machen ſoll, zugleich mit mir dankt, und ſich Ihrem theuern Andenken beſtens empfiehlt.

Laſſen Sie mich, nach einer ſo ſchmackhaften leiblichen

Speise, ohne gesuchten Uebergang, von einer gleichfalls wohlbereiteten geistigen Speise reden! Ich meine das Werk de l'Allemagne, von Frau von Staël; Sie haben es selbst gelesen, und es bedarf also meiner Empfehlung nicht. Ich kannte einen großen Theil desselben im Manuskript, lese es aber immer mit neuem Antheil. Das Buch macht auf die angenehmste Weise denken, und man steht mit der Verfasserin niemals in Widerspruch, wenn man auch nicht immer gerade ihrer Meinung ist. Alles was sie von der Pariser Societät rühmt, kann man wohl von ihrem Werke sagen.

Man kann das wunderbare Geschick dieses Buches wohl auch unter die merkwürdigen Ereignisse dieser Zeit rechnen. Die französische Polizei, einsichtig genug, daß ein Werk wie dieses das Zutrauen der Deutschen auf sich selbst erhöhen müsse, läßt es weislich einstampfen; gerettete Exemplare schlafen, während die Deutschen aufwachen, und sich, ohne solch eine geistige Anregung, erretten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wundersamen Effect. Wäre es früher da gewesen, so hätte man ihm einen Einfluß auf die nächsten großen Ereignisse zugeschrieben, nun liegt es da wie eine spätentdeckte Weissagung und Anforderung an das Schicksal, ja es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geschrieben wäre. Die Deutschen werden sich darin kaum wiedererkennen, aber sie finden daran den sichersten Maßstab des ungeheuern Schrittes, den sie gethan haben. Möchten sie, bei diesem Anlaß, ihre Selbsterkenntniß erweitern, und den zweiten großen Schritt thun, ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst, nicht, wie bisher einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken, und, wie jetzt die ausländische Sklaverei, so auch den inneren Partheisinn ihrer neidischen Apprehensionen unter einander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren, in wiefern dieses möglich sei, wollen wir die ersten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten.

Dem freundschaftlichsten Lebewohl füge ich einen wiederholten aufrichtigen Dank hinzu. Goethe.

(Nach Dresden.)

18.

Weimar, den 23. April 1814.

Sie haben mir, verehrte Freundin, erstlich durch Ihren herzlichen und geistvollen Brief, sehr frohe Stunden gemacht: denn selbst wenn man mit Freunden Leiden und Sorgen theilt, so wird dadurch die köstliche Empfindung genährt, daß eigentlich nur in der Theilnahme das wahre Glück besteht.

Nun senden Sie mir auch etwas leiblich Genießbares, das ich so lange entbehrte: denn außerdem, daß ich mir solche Dinge zu verschaffen etwas unbeholfen bin, so liegen die österreichischen Staaten mir in der Einbildungskraft sehr viel weiter, als andere Länder und Städte von derselben Entfernung. Gegen diese Täfelchen sende ich Ihnen ein anderes*), das ich im Stillen zu genießen und zu verheimlichen bitte, das Ganze wird erst in drei, vier Wochen an den Tag kommen. Möge mich das alles in Ihre Nähe versetzen und die Kürze des gegenwärtigen Schreibens bestens entschuldigen.

Goethe.

19.

Weimar, den 7. Juli 1814.

Ihr lieber theilnehmender Brief, verehrte Freundin, ist mir kurz nach Herrn Liebich's zutraulichem Schreiben übergeben worden. Auch Ihnen danke ich für das Vertrauen, das Sie zu mir hegen. Um Ihnen nun die Lage, in der ich mich befinde, bekannt zu machen, folgt hier eine Abschrift der Antwort an Herrn Liebich, worüber ich mir, wenn das Stück, wie zu hoffen, anfangs Augusts in Ihren Händen ist, Ihre freundschaftlichen Gedanken erbitte.

(Folgt die Abschrift.)

Hier, verehrte Freundin, was ich in Erwiederung Ihres theilnehmenden Schreibens geschwind absenden will. Daß

*) Er sandte einen Theil von Dichtung und Wahrheit.

ich so lange geschwiegen und nicht für den gefühlvollen und einsichtigen Brief über meinen dritten Theil geantwortet, werden Sie mir gewiß verzeihen, wenn Sie bedenken, daß Vorgemeldetes alles in sechs Wochen, unter mancher äußeren Unruhe, fertig werden mußte. Möchten Sie das Werklein bei seiner Erscheinung mit Gunst aufnehmen. Tausend Lebewohl.

Goethe.

(Nach Dresden.)

20.

Weimar, den 16. November 1814.

Ihr lieber Brief, meine theure Freundin, langt eben so freundlich bei mir an, als Beiliegendes abgeschrieben ist, welches meinen theilnehmenden Freunden, nach so langer Pause, einige Nachricht von mir geben soll; nehmen Sie es günstig auf, und begleiten mich auf meinen Irrfahrten mit günstigen Gesinnungen. Daß Sie wohl sind, und immer lebhaft an allem Guten und Edeln Theil nehmen, haben mir einige Freunde vertraut, die das Glück hatten, Ihnen in Tharant zu begegnen. Von Riemer kann ich Ihnen sagen, daß er glücklich verheirathet ist, und daß ihm Ihre Grüße und Gaben in diesem Augenblicke doppelt werth sind. Nun aber leben Sie wohl. Empfehlen Sie mich Ihrem theuern Gemahl und gedenken mein wie immer.

Goethe.

(Folgt das Reiseblatt gleichlautend mit dem einem Briefe vom 8. November an Friedr. Aug. Wolf beigelegten.)

(Nach Wien.)

21.

Weimar, den 2. Februar 1815.

Auf ein wenig Hypochondrie deutet es, meine theure Freundin, wenn man glaubt, es wolle etwas Besonderes bedeuten, wenn unsere Vertrautesten manchmal schweigen.

Ich habe mich vierzehn Tage in Jena aufgehalten, und an dem Orte, den ich in zwei Jahren nicht gesehen, manches zu beobachten und zu thun gefunden. Nach den rollenden Kriegsgefahren und der unabläßigen Einquartierung, die über genannten Ort weggegangen, war es wirklich, als wenn man nach der Auferstehung wieder zu den Seinigen käme. Riemer hat vielleicht eine noch gültigere Entschuldigung, wenn auch er schwieg, wenigstens hielt man sie im Evangelium schon für hinreichend. Er hat nämlich ein Weib genommen, und zwar ein sehr hübsches, niedliches, das einen wackeren Mann schon einige Zeit beschäftigen darf. Das erste Küchengeschenk, welches die junge Frau erhielt, waren denn die Gänse, welche, so wie die unsrigen, auf Ihre Gesundheit haushälterisch nach und nach verzehrt werden.

Mögen Sie von Ihren Empfindungen und Gedanken irgend etwas schriftlich mittheilen, so senden Sie es nur gerade an mich, damit in dem Kreise unserer Weimarischen Natur-, Kunst- und Sittenfreunde wir uns an diesen noch immer langen Abenden erbauen.

Erlauben Sie, daß ich für diesmal mit den herzlichsten Wünschen schließe. Vielleicht kann ich, wenn der Schnee schmilzt, mit etwas frischem Grünen wieder aufwarten. Ihrem Herrn Gemahl mich angelegentlichst empfehlend.

(Eigenhändig.)

Gesundheit und Heiterkeit!

Goethe.

Briefe von Goethe an Frau von Eybenberg.

1.

So eben ſchließen wir einen Brief an die gute Schweſter nach Berlin, in welchem, wie überhaupt in unſerer Korreſpondenz, von den ſchönſten Leckerbiſſen die Rede iſt, von Kaviar, Dorſchen, Sandern, Schelfiſchen, beſonders aber Spickgänſen, welche uns aus einer grauen, pommerſchen Ferne gar freundlich entgegen leuchten. Außerdem iſt aber auch von Tragödien die Rede, beſonders gegenwärtig von der Tochter Jephtha's, und auf welche Weiſe dieſes gute Kind geopfert werden ſoll. Dem Protégé unſerer lieben Grotthuß darf es nicht übel gehen, und ſo wollen wir uns ſeiner Produktionen redlich annehmen.

Die Oper „Achille" iſt denn endlich ſehr gut und glücklich aufgeführt worden; wir haben ſchon zwei Repräſentationen gehabt, welche die ſämmtliche beiwohnende Welt in Erſtaunen geſetzt haben. Jederman iſt entzückt, und Brizzi ſelbſt verſichert, nicht leicht ein ſolches Enſemble gefunden zu haben. Die Oper wird noch zweimal gegeben, und dann tritt er ſeine Rückreiſe nach München an.

Daß in dieſen Tagen nicht viel Weiteres iſt von mir gethan undgeleiſtet worden, können Sie wohl denken. Indeſſen, daß doch etwas geſchehe, redigire ich die Hackert'ſche Biographie, von der ich, wenn ich mich nicht irre, Ihnen früher Etwas vorgeleſen habe. Man erſtaunt wirklich über das Schlaraffenleben, welches der Künſtler damals in Italien und beſonders in Neapel führte, und mit einer ſonderbaren Empfindung erinnert man ſich, daß man auch mit an dieſem Tiſche geſeſſen hat.

Wie gedachtes Büchlein den Künstlern, so muß Gleim's Leben von Körte, welches eben herausgekommen, allen Denen willkommen sein, die sich für deutsche Litteratur interessiren. Es ist äußerst interessant, diesen braven Mann so viele Jahre immer auf gleiche Weise wirken zu sehen. Hätte er so viel Talent gehabt, als Karakter, so würden ihn seine Werke zum ersten Range in der Dichterwelt erheben.

Ich würde noch von manchen anderen, ähnlichen Produkten schreiben, wenn ich nicht wüßte, daß solche Vögel sich nicht leicht nach dem lustigen Wien verlieren, und man sieht erst recht, wie weit diese Kaiserstadt von uns entfernt liegt, wenn man sich von solchen Dingen unterhalten will, die hier viel und dort nichts gelten. Uebrigens will es scheinen, daß es mit den Bankozetteln bald wie mit der Litteratur aussehen wird.

Der Prinz de Ligne hat an den Herzog einen äußerst lustigen Brief geschrieben. Ich lasse hiebei die Stelle kopiren, welche meine „Wahlverwandtschaften" betrifft. Sie rechnen mir diese kleine Eitelkeit nicht hoch an; da sich so viele Gegner alle Mühe geben, dies Werklein zu diskreditiren, so mag es wohl auch erlaubt sein, unter Freunden was Freunde denken mitzutheilen.

„Aidé d'une bonne traduction, j'ai lu avec admiration les affinités électives; et je plains les hommes begueules, et les femmes qui souvent le sont moins, de n'avoir pas trouvé, au lieu d'immoralités qui n'existent pas, tous les secrets du coeur humain, le développement de mille choses qu'on n'a pas senties, parcequ'on ne réflechit pas, des tableaux du monde, de la nature, et des portraits piquants et neufs, Lucienne dans un genre et Mitler dans un autre. Quel chef-d'oeuvre, même en français, que les tablettes d'Ottilie! et que de profondeur, et d'attachant, et d'imprévu dans cet ouvrage, où il y a la plus grande supériorité sur ceux des autres nations! — J'éspère et Vous aussi sûrement, Monseigneur, que le Major et Charlotte se consolent un peu à présent, et que s'ils ont des petites fantaisies de part et d'autre, ils se les confient: car c'est là la seule manière d'être heureux en mariage. etc."

Hierauf folgen einige Honnetetäten für des Autors Persönlichkeit, wie es einem so gewandten Welt- und Hofmanne geziemt. Treffen Sie den Prinzen irgendwo, so sagen Sie ihm etwas Freundliches und Verbindliches in meinem Namen.

Zum Schlusse will ich Sie ersuchen, mir einige Nachrichten von Freund Humboldt zu geben, den ich, wenn Sie ihn sehen, schönstens zu grüßen bitte. Sobald ich zu einer Art von Ruhe komme, erhält derselbe auch wieder einmal einen Brief von mir. Ein paar Worte von ihm würden mich sehr erfreuen. — Manches Andere, was mir noch einfällt, verspare ich bis zum nächsten. Was übrigens Post- und Polizeimeister nicht zu wissen brauchen, versteht sich von selbst.

Den 10. Dezember. (Wahrscheinlich 1807.)

Goethe.

2.

Wie man den Vogel an den Federn, den Löwen an den Klauen erkennt, so erkennt man die Freunde an den Lanzen, die sie wohl gelegentlich für einen brechen. Es geziemt Ihrem Karakter, Ihre Ueberzeugung nicht zu verbergen und ich freue mich, daß Sie gerne bekennen, wie Sie von mir denken, es ist aber auch lebhaft wechselseitig.

Was Sie mir für Beaulieu geben mögen, empfangen er und ich mit dem schönsten Danke. Senden Sie mir noch Alles hieher, ich bleibe noch acht Tage und dann geb' ich Anweisung mir's nachzusenden.

Von dem Italiener lassen Sie sich die nächsten Preise von jedem Steine melden und zeigen mir sie an. Man hat alsdann noch die Wahl, ein und den anderen zu behalten.

Was soll ich aber sagen, daß ich Sie zu Ende Ihrer Kur und dieses schönen Sommers in solcher Sorge sehe, wie sich die öffentlichen Angelegenheiten wenden können? Und was das allgemeine Schicksal für Einfluß auf Sie haben wird? Möge das drohende Gewitter vorübergehen! Ist es Demonstration, ist es Ernst, wer kann das ahnden?

Empfehlen Sie mich der Prinzeß Sollms Hoheit

zum schönsten und besten so auch den wohlwollenden Freundinnen.

Sagen Sie mir, wie lange unser Herzog noch in Teplitz bleibt, oder ob er schon weg ist? Empfehlen Sie mich ihm zu Gnaden und Hulden, wenn er noch neben Ihnen wandelt.

Von mir kann ich so viel sagen, daß ich meine Tage gerade so zubringe, als wenn ich erst mein Fortkommen in der Welt suchen wollte. Ich bin unausgesetzt auf allerlei Weise fleißig. Möge dadurch Ihnen auch einmal eine frohe Stunde werden. Adieu Beste.

Karlsbad, den 22. August 1808. Goethe.

3.

Wir nehmen zu guter Letzt noch ein großes Blatt, um unserer trefflichen Freundin recht in guter Form Abschied zu sagen. Um's Scheiden ist es übrigens eine böse Sache. Die ersten Tage denkt man immer noch die Gegenwart festzuhalten; wie wir denn auch anfangs durch eifriges Hin- und Wiederschreiben redlich gethan haben; dann stockt es aber doch, und wenn man sich zu einer gegenwärtigen, leidenden Freundin an's Kanape setzen kann, so kann man ihr in die Ferne nichts werden.

Lassen Sie uns also der Nothwendigkeit gehorchen und leben Sie recht wohl. Ich gehe morgen nach Franzenbrunn und habe mich sehr gefreut, heute noch ein Briefchen von Ihnen zu erhalten. Vielleicht hören wir noch wechselseitig von einander, ehe uns die Poststationen weiter aus einander rücken.

Was die Kriegsgerüchte betrifft, so möchte ich Sie gerne beruhigen. Ich müßte mich sehr irren, oder Sie haben vor Endigung Ihrer Kur nichts zu besorgen. Reisen Sie alsdann gelassen nach Wien zurück. Wer weiß, ob sich die Götter dieses Ninives nicht noch erbarmen, worin „so viele gute Menschen zu bedauern wären, nicht weniger so vieles Vieh." Siehe Buch Jonä am Schluß.

Also nochmals Ihnen und Ihrer liebevollen Umgebung ein herzliches Lebewohl. Auf alle Fälle schreibe ich sobald ich nach Weimar komme. Thun Sie dasselbige von Wien aus. Wir empfehlen uns beide bestens und danken zum schönsten für alles erwiesene Gute.

Karlsbad, den 29. August 1808.

Goethe.

Ludwig Achim von Arnim.

Ludwig Achim von Arnim verschied zu Wiepersdorf, im Ländchen Bärwalde, am 21. Januar 1831 im neunundvierzigsten Jahre seines Alters durch einen plötzlichen Nervenschlag.

Schon früh durch wissenschaftliche Kenntnisse und gebildeten Geist ausgezeichnet, lieferte er bereits als Jüngling im Gebiete der Naturforschung bedeutende Arbeiten, deren Werth noch jetzt anerkannt wird und erst neuerdings wieder zur Sprache gekommen ist. Sodann feuriger zur Poesie gewendet, nahm er in ihr einen eben so kühnen, als wunderbaren Schwung, der seine eignen Bahnen suchte und fand.

Seine Weltanschauung erweiterte er darauf durch Reisen und Aufenthalt in der Fremde, sowohl im Auslande, als auch besonders in Deutschland selbst, dessen verschiedene Länder und Volksstämme ihm durch Neigung und Einsicht ganz eigen vertraut und heimisch wurden. Aus dieser tiefen Empfindung und Würdigung deutscher Volksart ging sein verdienstliches und fruchtbares Bemühen um die Lieder hervor, deren herrliche Sammlung er gemeinschaftlich mit Clemens Brentano, seinem nachherigen Schwager, in dem berühmten, auch von Goethe mit gebührendem Preis angezeigten Werke, des Knaben Wunderhorn genannt, mit geistreicher Sorgfalt herausgegeben.

Aber auch seine eigene Poesie entfaltete nun ihre Schwingen glänzender. Die Gräfin Dolores, Halle und Jerusalem, die Novellen und Schauspiele mannigfacher Gestalt, welche nach und nach erschienen, sind Werke eines so heiteren, als tiefen Genius, dem es jedoch beschieden war, in einer auffallenden

Sonderbarkeit gegen das Publikum dazustehen, welche aufzuheben dieses keinen Drang und der Dichter selbst kaum den Willen hatte, daher das Verhältniß zwischen beiden nicht das lebendig durchgreifende und ausgebreitete werden konnte, wozu doch die Anlagen sonst so überschwänglich vorhanden waren und einige Nachgiebigkeit von einer oder der anderen Seite nothwendig hätte führen müssen.

Inzwischen hatten schwere und langwierige Unfälle das Vaterland betroffen, und Arnim wurde von ihren Wirkungen in seinem Gemüthe wie in seinen persönlichen Verhältnissen ernstlich heimgesucht. Ein unglücklicher Vorfall wirkte verhängnißvoll auf sein ganzes folgendes Leben. Als Grundbesitzer und Landwirth dem Drucke der Zeitumstände vorzüglich ausgesetzt, hatte er mit allen Verwickelungen und Bedrängnissen zu kämpfen, welche den ausdauernden Haushalter, den Vaterlandsfreund, den sorgsamen Familienvater wechselsweise in Anspruch nahmen.

Unter großen Sorgen und Arbeiten, mit Selbstverläugnung dem glänzenderen Anreiz entsagend, und nur die unerläßlichste, nächste Pflicht erfüllend, sah er endlich die Tage der Befreiung, die Herstellung des geliebten Vaterlandes, dessen großer Sache er die reinste Gesinnung gewidmet hatte, wenn gleich ein besonderes Mißgeschick ihn für dasselbe thätig aufzutreten immer verhindert hatte.

Ein neues Aufleben begann in dem wieder gewonnenen Lebensraum nun auch der deutschen Litteratur. Arnim hatte die schönsten und gehaltreichen Gaben, die er im Sturm und in der Stille der Zeiten gleicherweise gepflegt, den erwartungsvollen Landsleuten darzubieten; allein die Befremdung, um nicht zu sagen die Entgegensetzung, zwischen Autor und Publikum hatte sich auf keiner Seite gehoben und wollte sich auch jetzt nicht ausgleichen, die belebende Wechselwirkung zwischen beiden trat wohl mit ungemeiner Stärke, doch nur in vereinzelten Kreisen ein, der entsprechende allgemeine Erfolg unterblieb, und eine neue Stockung war nicht zu vermeiden. Doch werden die Kronenwächter, die Gleichen und so manche andere erzählende und dramatische Dichtung Arnim's immer bedeutende Denkmale einer großartigen Phantasie und außer-

ordentlichen Dichterkraft bleiben, deren volle Anerkennung vielleicht nun nicht mehr fern ist und gewiß nur um so glänzender zu erwarten steht, als sie den Späterlebenden sich neben dem Unwerthe so vieles Gleichzeitigen nur immer deutlicher hervorheben muß. Immer jedoch wird es tief zu beklagen sein, daß ein so großes dramatisches Talent seine volle Entfaltung und Wirksamkeit, aus Mangel einer eingreifenden und begeisternden Schaubühne, unserem gerade in diesem Fache so übelberathenen Zeitalter nicht beweisen durfte!

Ihn selbst vermochten in seiner einfachen Haltung, in seinem Gleichmuthe, der niemals einem Scheine nachhing, sondern unter allen Bedingungen nur dem inneren Genius folgte, keine äußerliche Mißstände noch Störungen zu beugen. In den Wissenschaften, in der Dichtkunst, in den Geschäften des bürgerlichen Lebens, wie in den Vergnügungen der Geselligkeit, überall nur dem Schönen und Geistigen, der Redlichkeit und Bildung zugewandt, war er eine stets erfreuende Erscheinung, deren Nähe Gehässiges verscheuchte und Geringes niederhielt, und das Element, in welchem er lebte, auch für Andere darbot.

Doch, was Arnim durch hohen und schönen Sinn, durch dichterisches Talent, durch persönliches Handeln und Anregen, als Stifter und Genosse mannigfach löblicher Thätigkeit, sowohl im Leben, als in der Litteratur, nach den verschiedensten Richtungen gewirkt und geleistet, ist hier nicht umständlich darzulegen. Hier sei nur noch erwähnt, daß er so thätig als anspruchslos, so eifrig als gelassen, allen Verhältnissen ein uneigennütziges, freies und kräftiges Gemüth zubrachte, allem Menschlichen offen, insbesondere aber dem Vaterländischen hold war, in dessen festem Grunde sein Wesen tief wurzelte und dabei über jede Schranke mit dem Geiste doch frei hinausblickte.

Durch Verwandtschaft, Freundschaft und jedes andere Band eines reichen Lebens den ersten und bedeutendsten Männern der Nation verknüpft, zählt sein Name in allen Gegenden von Deutschland verehrende Freunde und Angehörige, die sich vereinigen werden, um sein ehrenvolles Andenken mit treuer Neigung auch als ein allgemeines zu bewahren und zu erhöhen.

Wir schließen unsere Anzeige mit folgendem schönen, aus den Kronenwächtern entlehnten Gebete des Dichters, welches nun als eine merkwürdig prophetische Grabschrift, besonders auch durch die letzte Zeile erscheinen darf:

„Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich Dich, Herr, der Erde thue kund,
Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Muth:
Gieb Kinder mir, die aller Mühe werth,
Verscheuch die Feinde von dem trauten Heerd;
Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk' dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt!"

1831.

Ludwig Achim von Arnim und Moritz Itzig.

Ich glaube, es war bald nach seiner Verheirathung mit Bettinen, im Jahre 1811, daß Achim von Arnim die gräuelhafte Geschichte mit Moritz Itzig hatte. Bettine, als Frankfurterin im Judenhaß aufgewachsen, wollte in Berlin mit keinem Juden umgehen, machte aber doch eine Ausnahme für Mad. Sara Levy (hinter dem Packhof wohnend), wo eine gewisse ehrbarstolze Philisterei in ausgebreiteten und zum Theil auch vornehmen Gesellschaftsverbindungen sich geltend machte. Arnim hatte sich den Judenhaß gern angeeignet, und sprach ihn nach seiner Weise mit wunderlichen Späßen und in oft plumpem Muthwillen aus. Eines Tages war Bettine bei Mad. Levy zu einer großen Musik und Gesellschaft eingeladen, Arnim aber nicht, wie er denn auch nie seine Frau dorthin begleitet hatte. Plötzlich fällt ihm diesmal ein, er wolle auch hingehen, und weil ihm nicht nöthig dünkt, mit dem Judenhaus solche Umstände zu machen, so führt er die Sache aus, gleich wie er geht und steht. Eine funkelneue Mode, weite Pumphosen zu tragen, war eben aufgekommen, aber noch so ungewohnt und auffallend, daß sie noch als Ungezogenheit galt, und in keinem Fall anders als Vormittags auf der Straße erlaubt war. Arnim aber hatte die bequeme Tracht auch für den Abend beibehalten, und erscheint so in der zahlreichen, geputzten Gesellschaft bei Mad. Levy. Die Wirthin, die ihn gar nicht erwartete, betroffen und verlegen, nimmt sich bestens zusammen, Arnim aber thut ganz bequem, läßt kein Wort der Entschuldigung oder auch nur der Artigkeit hören, im Gegentheil, er macht

mißfällige Späße, verletzt durch seine Laune die Anwesenden, und verursacht eine peinliche Störung für den ganzen Abend. Ich glaube gern, daß er hiebei im Allgemeinen ohne Arg handelte, und nur eine geniale Dichterfreiheit auszuüben meinte; allein der Anmaßung, genial zu sein, gesellte er die Schuld, ohne Maß und Grazie zu sein, und hatte nun mit Recht zu verantworten, was er zu viel forderte, und was er zu wenig leistete! Als er endlich sich entfernt hatte, brach von allen Seiten der Unwillen gegen ihn aus, besonders da man von Mad. Levy hörte, er sei noch nie bei ihr gewesen, und dies das erstemal, daß er sie ungebeten und unerwartet besucht habe. Die ärgerlichen Pumphosen kamen auch in Betracht; genug, Mad. Levy schien in ihrem eignen Hause beschimpft und verhöhnt worden zu sein. Gegen solche Ungebühr hielt ihr Neffe Moritz Itzig es für Pflicht sie zu vertreten. Er schrieb daher folgenden Tages an Arnim sehr ernst und gemessen, um denselben wegen des unziemlichen Betragens gegen seine Tante zur Rechenschaft zu ziehen. Arnim, anstatt durch eine Entschuldigung alles beizulegen, wies das Ansinnen mit höhnischer Verspottung ab. Nun erfolgte eine Ausforderung zum Zweikampf. Das dünkte jenem doch zu arg, daß ein Judenjunge erst ihn lehren wolle, was sich schicke, und ihn dann noch gar herausfordere! Er eilte mit dem empfangenen Blatte auf das Casino, rief dort alle Gemeinheit des Vorurtheils und allen Dünkel des bevorrechteten Standes zu Hülfe, ließ sich von namhaften Edelleuten und Offizieren eine Art Gutachten und Zeugniß ausstellen, daß er sich mit einem Juden gar nicht schlagen könne, und sandte dies mit einem eigenen ausführlichen Schreiben an Moritz Itzig. Dieser, in gerechter Empörung gab ihm zur Antwort, wer den Degen so unedel und feig versage, den werde der Stock zu treffen wissen. Arnim achtete hierauf nicht weiter, ging mit stolzem Lächeln umher, und hielt die Sache damit für abgethan. Eines Nachmittags aber, da er baden wollte, und das Badeschiff bei der Kurfürstenbrücke eben betreten hatte, sieht er bei seinem Erscheinen einen jungen Mann aufspringen, und unmittelbar darauf, ehe er sich noch besinnen und fassen kann, fühlt er gewaltige

Stockstreiche auf sich eindringen, begleitet von zornigen Ausrufungen: „Niederträchtiger Schuft! Ehrlose Memme!“ Der riesengroße, starke Arnim schrie um Hülfe, und erst, nachdem die Herbeigeeilten sich des Angreifers bemächtigt hatten, entwand er sich der Züchtigung. Moritz Itzig aber nannte seinen Namen, und erklärte mit wenig Worten, welcher Art der Handel sei, den er mit dem angeblichen Edelmann habe, der sich nicht mit ihm schlagen, aber ihn beleidigen wolle. Arnim wählte auch jetzt wieder den Weg, der ihm den meisten Vortheil zu sichern schien. Er übergab die Sache dem Kammergericht. Die dort verhandelten Akten bekam Ludwig Robert später durch den damaligen Kammergerichtsrath Hitzig (gleichfalls Neffen der Mad. Levy) zur Einsicht, und schrieb darüber an seine Schwester Rahel, welche zu Frankfurt am Main war: — „Jetzt habe ich (es ist aber ein Geheimniß, denn es darf nicht sein) die Akten jener allerniederträchtigsten Arnim'schen Geschichte. — Denke Dir den Teufel als Schinderknecht, so hast Du ein schwaches Abbild von der Figur, die Arnim in diesem Prozesse macht. Er bittet, nachdem er die Prügel bekommen hat, er bittet das Kammergericht, ihn vor dem wahnsinnigen Judenjungen zu schützen, der von Jugend auf krank und hypochondrisch gewesen sei. — Wie niederträchtig feige! Wie schlecht gelogen! — Das Kammergericht sagt ihm aber auch in seiner Verurtheilung, daß von Wahnsinn nichts zu bemerken, daß er im Gegentheil sehr vernünftig sei. Der Brief an Itzig (worin er ihm die sauberen Gutachten der Herren Chasot, Arnim, Quast, Barnekow, Rothenburg, Bardeleben, Möllendorf, Röder I., Hedemann, überschickt) ist in einem süßlichen Predigerton, bittern Hohnes voll, neumodisch-ernst geschrieben. Er giebt ihm Lehren; er entschuldigt ihn; es thut ihm leid, daß er ihm die Beschimpfung nicht ersparen kann, es fehlt ihm an Frömmigkeit, sich dem nothwendigen Weltgesetze zu unterwerfen, aber er ist noch jung, er kann sich bessern, und darum will er ihm lieber diese Lehren geben, als das was diese Herren ihm diktirt haben, nämlich Maulschellen, Peitschenhiebe, und Stockschläge. — Der niedrige Möllendorf (der vor mir als einem Burschen von neunzehn Jahren gezittert hat) zeichnet sich

durch die Länge seines Votums, und durch den schlechten Spaß an so unrechtem Ort, am meisten aus. Hedemann ist darum der verachtungswürdigste in meinen Augen, weil er der Jüngste ist, und Fichte'n damals hörte." — Robert fährt in seinem Unwillen fort: „Aber ich exerpire jetzt die Akten, und will diese Geschichte in der Wahrheit mit allen ihren Dokumenten aufschreiben, denn sie soll gedruckt werden, mit allen Namen und Titeln. Das ist meines Amts, und da lasse ich den Fürwitz nicht!!" —

Das Kammergericht mußte natürlich den thätlichen Angriff bestrafen, that dies aber so gelind als möglich. Arnim trug die empfangenen Prügel, und diese Wendung, auf welche die hoffährtigen Adelsgesellen doch nicht gerechnet hatten, beugte ihren Uebermuth gar sehr. Sie hörten von allen Seiten die stärkste Mißbilligung, und ihnen selbst, denen die Standesehre noch eben so hoch gegolten hatte, erschien sie nun durch Arnim, der seinen Gegner, mit dem er sich nicht schlagen sollte, jetzt doch wenigstens todtstechen mußte, auf's tiefste befleckt. Sie schämten sich seiner, der nun auch ihnen für einen Feigling galt, und mieden ihn, er selbst aber zog sich mit seiner Schande auf sein Landgut zurück. Moritz Itzig aber, seines Verhaftes bald entlassen, zeigte sich überall in Berlin ganz unbefangen und. keck. Ihm sollte bald eine große Genugthuung werden!

Varnekow besuchte in dieser Zeit häufig Rahel, für deren Geist und Urtheil er die höchste Achtung hegte. Die Arnim'sche Geschichte konnte nicht unbesprochen bleiben. Rahel's redliche und tapfere Seele kannte keine Rücksicht, wo es die Wahrheit und das Recht galt. Sie unternahm es, auf die Gefahr, selber bittere Verhöhnung und Abfertigung zu erleiden, dem trotzigen Ritter und Offizier zu beweisen, daß die Sache vermeinter Ehre hier sehr unehrenvoll geführt worden sei, daß jeder, der sich in die Reihe stelle, und seinen Platz mit seinem Leben behaupten wolle, als ein Mann von Ehre anzuerkennen und zu behandeln sei, wer sich zum Zweikampf erbiete, der sei dessen auch würdig, und habe man dennoch die Irrmeinung, man dürfe sich mit ihm nicht schlagen, so müsse man schon deßhalb ihn nur um so zarter

behandeln, sich hüten ihn zu verletzen; das sei ritterlich und edel, hingegen gemein und pöbelhaft, einen solchen, den man unter sich glaube, höhnisch zu schimpfen. Barnekow fühlte sogleich die Wahrheit von Rahel's Vorstellungen. „Aber was soll ich denn nun machen?" rief er mißvergnügt aus. Was Sie nun machen sollen? versetzte Rahel, das will ich Ihnen sagen! Setzen Sie sich hin, und schreiben Sie an Moritz Itzig, Sie hätten eingesehen, daß Ihr dem Herrn von Arnim gegebenes Gutachten auf irrigen Gründen ruhe, und weit entfernt, noch zu behaupten, ein Edelmann brauche sich mit einem Juden nicht zu schlagen, böten Sie ihm für diese Aeußerung, sofern sie ihn beleidige, jetzt gleich mit den Waffen, die er wählen würde, Satisfaktion an." Barnekow hörte mit blitzenden Augen diesen Vorschlag an, der seiner innersten Gemüthsstimmung entsprach, und mit freudiger Seele schrieb er den Brief. Moritz Itzig, durch dies Erbieten überrascht und gerührt, erklärte dankend, schon in dieser Aeußerung die schönste Genugthuung empfangen zu haben. Nach Barnekow's Vorgang widerriefen noch mehrere jener Unterzeichner auf dieselbe Weise; doch, glaub' ich, nicht Alle. Aber auch die Hartnäckigsten, welche sich ihr Unrecht zu bekennen scheuten, wollten wenigstens nicht mehr Arnim's Helfer sein, und sagten sich von ihm los.

Für Moritz Itzig war noch eine größere Genugthuung verhängt, welche der Geschichte erst den wahren Schluß giebt. Das Jahr 1813 kam heran, und rief alle Preußen zu den Waffen. Moritz Itzig eilte in die Reihen der Krieger zu treten, zeichnete sich durch Tapferkeit aus, und fand den Tod in der Schlacht von Groß-Görschen. Im Gegensatze des Juden, der in den Krieg zog, blieb Arnim, der Edelmann, auf seinem Gute sitzen, ließ die drei Kriegsjahre verstreichen, und trug allen Schimpf der Zuhausgebliebenen. Ich weiß, es war mehr ein unglückliches Zusammentreffen widriger Umstände, das ihn abhielt, in den Krieg zu gehen, mehr Mangel an raschem Durchbrechen der Hindernisse, als wirkliche Feigheit und bedachte Absicht. Aber die Welt hielt ihm davon nicht Rechnung, und er empfand nun hart und bitter die wenigstens zum Theil unverdiente Schmach, die er

bei den Juden auch als unverdiente doch hatte richtig finden wollen, die Schmach, einem äußeren Schein und Vorurtheil grausam aufgeopfert zu werden! Er hat unsäglich davon gelitten; man sah ihn mit verachtendem Mitleid an, niemand wollte näheren Umgang mit ihm. Gneisenau wendete sich mit Widerwillen von ihm ab, und wurde nur erst allmählig durch die Frauen von Savigny und von Bardeleben, so wie durch Bettinen, an deren Laune er Gefallen fand, zu milderer Gesinnung gestimmt. Stägemann machte das beißende Epigramm: „Itzig und Arnim seien beide geblieben, jener bei Lützen, dieser hinter dem Ofen.“ Durch alle diese Erfahrungen kam indeß Arnim noch immer nicht zur rechten Erkenntniß; im Gegentheil bestärkte er sich in der Bitterkeit des Judenhasses, der aber fortan nur ihn selbst peinigte, und den er in hundert Fällen zu verläugnen gezwungen war. Denn, während er seinen Schwager Savigny, auf den er stolz sich stützte, durch einen Juden, den Doktor Gans, in seiner unangreifbar geträumten Stellung gründlich erschüttert sah, mußte er selbst, um die Aufführung eines seiner Stücke auf der Königstädter Bühne zu bewirken, sich demüthig um die Gunst mehrerer Juden, die dort Einfluß hatten, und noch dazu vergeblich bemühen! Das nenn' ich Geschichte, wie auch der Einzelne sie als ein Weltgeschick erfahren muß! — Arnim war in seinem Inneren gewiß nicht unedel; aber die Versäumniß wacher Prüfung, das faule Hinnehmen überlieferten Vortheils, und der Dünkel seiner Genialität, die er doch sehr überschätzte, wenn er sie auch nicht durchaus entbehrte, dies alles blendete und verwirrte ihn. Er trug die Strafe des Sichgehenlassens, in allen Richtungen, und hat besonders durch die Mißachtung gebüßt, die ihm als Schriftsteller widerfahren ist. Ich habe ihn oft bedauert, und ihm öfters aufzuhelfen gesucht. Vielleicht wär' es gelungen, hätte er länger gelebt! — Wie herrlich erscheint auch in dieser Geschichte wieder die theure Rahel! —

(Anfangs April 1836 im Bette geschrieben.)

Friedrich von Gentz.

Bei dem Namen gleich, den die Ueberschrift giebt, wird in Allen, die den Mann gekannt haben, eine lebhafte Bewegung, ein Reiz, eine Lust, ein Lächeln und Staunen der Erinnerung, ein Gefühl geistiger Gegenwart und hinreißenden Wirkens entstehen, die Fülle der großen Welt und der Ernst der Geschichtsereignisse wird sich dem Sinn darstellen, und neben allem diesen eine Unruhe und Sorge sich aufdrängen, wer es doch wagen dürfe, den wogenden Grund eines so vielfachen Eindrucks, den nur das Leben selbst vollständig erklären konnte, durch hingeworfene Umrisse zu einem festen Bilde zu gestalten? Sie werden Recht haben, die so fragen. So reichen Inhalt weckt jener Name bei den Vertrauten und Unterrichteten, daß diejenigen, die es nicht sind, kaum ahnden können, was ihnen mangelt und entgeht!

Wenn jeder Mensch mit eigenthümlichen Anlagen geboren ist, die sich aber nur in seltenem Fall entwickeln, sondern meist im Keim zerdrückt werden, oder in schwachen Regungen doch nur verkümmern, so muß das Hervortreten schon als eine Gunst des Geschickes gelten, wodurch eine Klasse höherer Menschen ausgezeichnet wird, welche man die wahrhaft geschichtliche nennen dürfte. Aber auch diese sind es in mannigfacher Abstufung. Viele Hochbegabte, von großer Kraft und Wirkung, bringen es nicht zu einem neuen Typus, sondern sind am Ende doch nur Wiederholungen, und militairische wie diplomatische Berühmtheiten in Menge schwinden auf diese Art wieder ein, wenn ihre Zeit vorüber; Andere können nur im Widerspruche mit ihrem Zeitalter und ihren Ver-

hältnissen sich fortmühen; Manchen ist nur ein Augenblick des höheren Berufes gegönnt, und das übrige Leben geht leer voran oder nach. Treten aber bedeutende Eigenschaften unter äußeren Bedingungen auf, die ihnen durchaus entsprechen, halten die Umstände und das Talent mit einander Schritt, findet dieses seine volle Entfaltung und behauptet sich in ihr, so sehen wir das reiche Schauspiel einer gelungenen Menschenblüthe, wie sie selten erscheint; und hat sich das Talent erst seinen Lebenskreis erringen müssen, war es nicht gleich anfangs in ihn gestellt, und zeigt es noch überdem mit den tiefsten und eigensten Gemüthskräften sich verschwistert, so ergeben sich Erscheinungen, die in ihrer Art schlechthin als einzige dastehen, und der Welt nicht leicht ein zweitesmal vorkommen.

Eine solche Erscheinung ist Gentz; es gab eine solche Gestalt, sie war Einmal möglich, sie leuchtete auf, und traf glücklich die Weltumstände, in denen sie gedeihen konnte; sie kann aber nicht wiederkehren, es müßten denn mit derselben Persönlichkeit dieselben Zeitläufte auf's neue zusammentreffen. Die Uebereinstimmung dieser Bezüge, ihr wechselseitiges Eingreifen in einander, sind die Bedingung eines solchen Daseins. Gentz ist ein Meteor am politischen Himmel unserer Zeit und auf dem deutschen Schriftstellerboden. Eine Stellung, wie er, hat noch niemals jemand gehabt, und wird niemand wiedererlangen. Ein bürgerlicher Autor schwang er sich zu fürstengleichem Leben und Ansehen, ein untergeordneter Beamter zu europäischer Wirksamkeit empor. Niemals ist der deutsche Schulstaub zu größerem Glanz aufgewirbelt, nie die pedantische Kraft in üppigere Fülle ausgeschlagen. Denn aller Trieb und Schwung in Gentz ist zuletzt doch einzig seine Schreibfeder, deren beredte Meisterschaft er zuerst in Druckschriften dargethan. Zu seiner Feder aber gehörte wieder der ganze Mensch, sein wundervolles Sprechen, seine Gaben des Geistes, seine Kenntnisse, seine Leidenschaften, und sogar seine Schwächen. Er hätte nicht schreiben können, was er geschrieben, hätte er nicht auch gelebt, was er gelebt hat. In ihm wirkte alles zu dem gleichen Ziel, einträchtig die entgegengesetztesten Richtungen, Arbeit und Genuß, Strenge

und Lässigkeit, Muth und Furcht. Das Talent ist in ihm von dem Menschen nicht zu trennen, dieser nicht von jenem. Auch hierin war ihm die glücklichste Uebereinstimmung zu Theil geworden. Er sah seine Thätigkeit wie seine Befriedigung unabänderlich in derselben Laufbahn vorgezeichnet, er konnte in ihr nicht wanken noch zweifeln, ihm war das Glück beschieden, keinen Theil seines Lebens an einen Irrthum setzen zu dürfen, keine unsichere Wahl vor sich zu sehen. Und so war er einer der wenigen Sterblichen, die man, im Ganzen und nach der großen Mehrheit der Tage und Jahre glücklich nennen kann! Suchen wir diesen merkwürdigen Mann in seinen eigenthümlichen Zügen näher zu betrachten.

Gentz wurde geboren zu Breslau am 2. Mai 1764. Diese Stadt war in jenem Zeitlaufe von seltener Fruchtbarkeit für die Kunst deutscher Rede. Sie gab der Welt drei große Talente, in welchen derselbe Funke nach sehr verschiedenen Lebensrichtungen leuchtete; Fleck betrat die Schaubühne, Schleiermacher bestieg die Kanzel und den Lehrstuhl, Gentz eröffnete sich die Säle der großen Welt und der Staatsverhandlungen. Die Laufbahn des Letzteren war ohne Vergleich die glänzendste und außerordentlichste; sie begann von geringen Anfängen. Sein Vater war bei der Königlichen Münze angestellt, hatte eine Ancillon aus Berlin zur Frau, und mit ihr vier Kinder. Friedrich war von den beiden Söhnen der jüngere. Die Erziehung entsprach den Anforderungen und Mitteln eines rechtlichen Bürgerhauses; für den Unterricht war durch die Stadtschule gesorgt. Friedrich aber zeichnete sich durch keine sichtbaren Anlagen aus, im Gegentheil schien seine Fassungskraft beschränkt, sein Sinn war träge, und in ihm weder Fleiß noch Eifer zu erwecken. Der Vater hatte sich zu den geringsten Erwartungen herabgestimmt, und war schon gewohnt, daß der Sohn wegen schlechten Lernens getadelt wurde und bei den Schulprüfungen wenig Ehre einlegte.

Eines Tages jedoch, da wieder eine öffentliche Prüfung Statt fand, und der Vater den zehnjährigen Sohn hinbegleitete, war dieser ungemein munter und zuversichtlich, der Vater aber nur desto mehr besorgt und auf einen schlechten

Ausgang gefaßt. Die Aufgabe war der Vortrag eines größeren Redestückes. „Aber Junge", — fragte der Vater unterwegs zu wiederholtenmalen, — „wirst du deine Sache denn können? getraust du dich auch recht, sie durchzubringen?" — „O ja", versetzte dieser, „damit will ich wohl fertig werden", und war sorglos guter Dinge, der Vater aber höchst verwundert; so hatte er den Knaben noch nie gesehen; allein die Gewißheit und Freude, welche derselbe über das unfehlbare Gelingen im voraus bezeigte, schienen nur auf Leichtsinn und Thorheit gegründet, und die beschämendste Demüthigung schien nicht ausbleiben zu können. Wie groß war daher nicht die Ueberraschung und das Erstaunen, als nach dem siebzehnjährigen Fleck, der eben in ähnlicher Uebung den einstimmigsten Beifall errungen hatte, nun der junge Gentz seine Rede mit klarer fester Stimme begann, mit Wärme fortsetzte, durch lebendigen Eifer und Nachdruck den ganzen Vortrag beseelte, und sogar mit dreister Kühnheit dem Schluß eine unvorbereitete Abänderung gab! Er und Fleck gewannen den ersten Preis, die Zuhörer waren entzückt, und beglückwünschten den Vater wegen des so herrlich begabten Knaben. Doch jener schüttelte den Kopf, und meinte, der unerwartete einzelne Erfolg beweise nicht viel, es stehe doch nur schlecht mit dem Jungen, der leider gar wenig Anlagen habe, und aus dem schwerlich etwas werde zu machen sein.

Diese Meinung mußte auch noch viele Jahre bestehen. Das erste Auftauchen einer seltenen Gabe wiederholte sich nicht, und es blieb in der nächsten Zeit keine Spur davon. Auch wie Gentz in der Folge zu Berlin, wohin sein Vater als Münzdirektor versetzt worden war, das Joachimsthal'sche Gymnasium besuchte, dann auf der Universität zu Frankfurt an der Oder die Rechte studirte, hatte er nach keiner Seite die geringste Auszeichnung, und in der Familie galt er für äußerst schwach an Geist, so daß er es in nichts über das Mittelmäßige bringen würde. Dagegen war seine lässige Sinnesart freundlich und gefällig genug, sein Gemüth nahm nicht Widriges auf, und seine Gutmüthigkeit hatte keine Gränzen; nichts behielt er für sich, seinen Schwestern schenkte er alles, was sie von ihm nur brauchen konnten; Geld be-

sonders hatte gar keinen Werth für ihn, er gab dessen immer bereitwillig, so lange er hatte, und oft mehr, als er durfte und vermochte; dafür schien er auch wenig zu achten, wenn ihm jemand aushalf.

Erst in Königsberg, wo er seine Universitätsstudien fortsetzte und die Vorträge von Kant hörte, widerfuhr seinem Wesen eine gänzliche Umwandlung. Die Klarheit und Stärke des kritischen Philosophen weckten ihn plötzlich aus seiner Dumpfheit, sein Verstand kam zum Durchbruch, mit dem Geiste wurden zugleich alle Lebensansprüche in ihm aufgeregt, und ein völlig veränderter Mensch, geistreich, lebhaft, kühn und gewandt, trat er im Jahre 1785 von Königsberg zurückkehrend in Berlin wieder auf, zum Erstaunen Aller, die ihn vorher gekannt, und zur Freude der Seinigen, denen schon seine Briefe diese Veränderung einigermaßen angedeutet hatten.

Ein hübsches Geschichtchen, aus der Zeit seiner Rückkehr von der Universität, darf hier nicht unerwähnt bleiben, es ist bezeichnend für die Art des Vaters und für die des Sohnes. Gentz hatte von seinem Vater bei der Abreise nach Königsberg eine Bibel geschenkt bekommen, mit der Ermahnung fleißig darin zu lesen. Als er wiederkehrte, fragte der Vater nach der Bibel, der Sohn zeigte sie gutes Muthes vor. Der Vater aber schüttelte den Kopf, und indem er die durch den Goldschnitt noch zusammenhängenden Blätter von einander löste, zog er zwischen zweien derselben einen Wechsel hervor, der zum Lohne des Lesens hier eingelegt, aber von dem Sohne nicht gefunden noch geahndet worden war.

Er begann nun seine praktische Laufbahn in gewöhnlicher Weise, wurde als ein guter Kopf anerkannt, und schon im Jahre 1786 bei dem Königlichen Generaldirektorium als Geheimer Sekretair angestellt, wo er in Geschäftsarbeiten sich durch Fleiß und Umsicht auszeichnete, und bald als Kriegsrath eine höhere Stufe betrat. Eine in Königsberg angeknüpfte, den Wünschen des Herzens entsprechende und auch in weltlichen Aussichten vortheilhafte Verbindung hatte Hindernisse gefunden. Seine bald nachher in Berlin bewirkte Verheirathung, mit einer gebornen Gilly, sollte ihn bürgerlich noch mehr befestigen; allein der Versuch einer Häuslichkeit, welche

seinem ganzen Wesen widersprach, mißglückte völlig, und das Band wurde in der Folge gelöst. Daneben reizte ihn die gesellige Welt mit allen ihren geistigen und sinnlichen Genüssen; er huldigte den Frauen, besuchte die Schauspiele, und war überall zu finden, wo Geist und Gemüth sich in behaglicher Lebensfülle darboten. Seine Einführung in die angenehmsten Kreise der höheren Gesellschaft geschah durch Herrn von Schack, einen der glänzendsten und tüchtigsten Kavaliere damaliger Zeit, Rittmeister im Regimente Gendarmen, der den Mangel an Schulbildung durch natürlichen Verstand, Klugheit, Witz und Gewandtheit reichlich ersetzte, und recht wohl wußte, wen er in seinem Schützlinge empfahl und förderte. Das eigentliche Element desselben war das Gespräch in aller Beweglichkeit der mannigfachsten Form: zu erörtern, zu untersuchen, zu begründen, zu überführen, in allem Wechsel des Tons und der Dialektik, mit heiterer Laune, mit scharfem Unwillen, mit kurzen Schlagreden, mit wallender Ausführung, immer angeregt, leicht begeistert und entzückt! Diese Lust zu diskutiren wurde durch den Wohlklang seiner Stimme, die Wärme seines Ausdrucks und die Eleganz seines Benehmens durchaus liebenswürdig. Auch die Frauen hörten ihn gern, denn seine Beredsamkeit verschmähte keinen Gegenstand, ergriff mit Vorliebe die persönlichsten Bezüge. Wenn er, der wohlgebaute, rüstige und lebhafte junge Mann, mit sanft und weich blickenden Augen, mit einer edeln Dreistigkeit, die doch wieder von einer Art vornehmer Scheu begleitet war, für eignes Anliegen zu sprechen oder die eigne Neigung auszudrücken hatte, so war seinen strömenden Worten kaum zu widerstehen, und Männer und Frauen ließen sich von seiner schmeichelnden Rede hinreißen und bethören. Sein Umgang war ein Genuß, seine Liebe ein Reiz, dem viele Gunst werden konnte, hätte er diese nicht doch meist als die auserlesenste gewollt, die schwer, vielleicht unmöglich zu erlangen war.

Diesen Anlagen und Thätigkeiten ihren höheren Stoff zu liefern, eine würdige Bahn aufzuschließen, mußte ein Weltereigniß sorgen. Die französische Revolution begann im Jahre 1789, überall erwachte die regste Theilnahme, und

Gentz begrüßte die vielversprechende Erscheinung mit leidenschaftlichem Interesse. Jetzt wurden die wichtigsten Angelegenheiten des Staats, der Kirche, der menschlichen Gesellschaft überhaupt, die französischen Verhandlungen darüber, und aller Widerstreit der Meinungen und Urtheile, der sich daran entzündete, für Gentz der unerschöpfliche Gegenstand seiner Diskussionen, Erörterungen, Debatten, denen fürerst noch kein anderes Feld eröffnet war, als das Gespräch, dies aber in aller Freiheit und Sicherheit, die nur gewünscht werden konnten. Merkwürdig ist es, daß er, der späterhin die Revolution und ihre Folgen mit der größten Hartnäckigkeit und mit den stärksten Waffen bekämpft, anfänglich ihr größter Lobredner war, und selbst nachher, als er sich schon von ihr losgesagt und auf die Gegenseite gewendet hatte, noch lange Zeit einen Theil ihrer Richtungen und Grundsätze festhielt, und bis zum Ende seiner Lebenstage, bei erklärtestem Widerwillen, bei Drang und Gefährde jeder Art, die ihm die Erneuerung der Revolution brachte, immer noch in der Seele tiefe Verbindungsfäden hegte, die ihm zu dem Befeindeten einen Bezug ließen, wie ihn kein Anderer haben konnte. Einem gewissen Freiheitssinne, einem Anspruch auf Selbstständigkeit, einem Bedürfnisse der Untersuchung und Prüfung, einem höchsten Rechte der Vernunft und der Wahrheit hat Gentz niemals abgesagt, und wer ihn für einen Vertheidiger knechtischer Unterwürfigkeit und schnöder Willkür halten konnte, hat ihn nie gekannt oder verstanden.

Sein durchdringender Scharfsinn erkannte sehr bald die Wendungen, wo sein von idealen Vorstellungen nicht verführter, sondern auf positivem Staatsboden beharrender Geist von dem Gange der Revolution sich ablösen, einer gegnerischen Richtung beitreten mußte. Hiefür lieferte England ihm das Beispiel und den Anhalt. Wunderbar hatten sich in Gentz die Kenntnisse und Fähigkeiten seines künftigen Berufes eingefunden und ausgebildet. Das unerläßliche Werkzeug alles Verkehrs in der großen Welt, die französische Sprache, hatte er sich vollkommen angeeignet; er sprach und schrieb sie mit Leichtigkeit; aber auch des Englischen war er in gleichem Grade mächtig. Wie und wann er dies erworben, ist un-

bekannt. Eben so besaß er die Kenntniß der Staatsverfassung Großbritanniens, der Verwaltung, der Finanzen und sonstigen Bedingungen dieses Reiches, wie damals vielleicht niemand auf dem Festlande. Aus der Mitte dieses seltenen Besitzes erhob sich für ihn ein neuer Standpunkt, und als Vorbild und Leiter Burke. Die Schrift dieses großen Redners über die französische Revolution machte den größten Eindruck auf Gentz, verwandelte seine ganze Denkart. Durch die Uebersetzung, welche er davon lieferte, wirkte er mächtig auf seine Zeitgenossen. Burke erhielt durch Gentz einen neuen Schwung, und beide Namen sahen sich auf lange Zeit zu gleichem Ruhme vereint. Jetzt warf sich Gentz mit fruchtbarer Thätigkeit völlig in das Fach der politischen Schriftstellerei. Er gab eigne Schriften und Abhandlungen, er übersetzte aus dem Französischen und Englischen, er übernahm die Leitung einer Zeitschrift, gründete später eine eigne. Seine litterarische Thätigkeit wurde schon damals durch den Staatsminister Grafen von der Schulenburg-Kehnert mit ansehnlicher Geldhülfe unterstützt. Er prüfte und bekämpfte mit siegreichem Scharfsinn, mit warmer Beredsamkeit die neuen Grundsätze; zum Theil freilich, indem er sie dem Gegner entriß, und auf eignem Boden aufpflanzte! Denn er hegte noch immer starke Freiheitsgesinnungen, und stellte ihre Ansprüche kühn genug auf. Er schrieb gegen den damals mächtigen Minister Grafen von Hoym die schärfsten Denkschriften, worin dessen Verwaltung Schlesiens schonungslos angeklagt wurde. Er ließ an den König Friedrich Wilhelm den Dritten bei dessen Thronbesteigung ein Schreiben drucken, worin er dem jungen Könige politischen Rath zu geben wagte, und ihm besonders die Freiheit der Presse dringend empfahl; eine Kühnheit, zu welcher ihm der Graf Mirabeau durch ein ähnliches Schreiben an Friedrich Wilhelm den Zweiten das Beispiel gegeben hatte, die aber in dem Unterthan und Diener nur stärker auffallen mußte.

Sein persönliches Benehmen war in gleichem Grade dreist. In Erörterungen und Debatten galt ihm kein Ansehen der Person, er bewies Ministern und Generalen ihre Schwäche, und stieß manche gefährliche Eitelkeit an. Er fühlte sich den

Ersten und Größten in Staatssachen gleich, und war empört, wenn leeres Amts- und Rangwesen ihn untergeordnet behandelte. Einem Minister, der ihn ungebürlich hatte warten und dann doch abweisen lassen, nahm er einen prächtigen Band aus der im Vorzimmer aufgestellten Büchersammlung mit, warf ihn auf die Erde und trat mit Füßen darauf, und als sein Freund Wiesel ihn so fand, erzählte er mit Unwillen sein Mißgeschick, indem er ausrief: „In diesem Augenblicke kann ich gegen den Menschen ja nur diese elende Rache haben!" Doch als der Freund auflachte, und dies neue „jus gentium" höchst lustig fand, war auch der Grimm leicht wieder in gute Laune versetzt.

Durch seine schriftstellerische Thätigkeit, seinen politischen Geist und Gehalt war inzwischen Gentz persönlich zu großer Bedeutung aufgestiegen, ohne daß seine äußere Stellung sich merklich verändert hätte. Zwar unter den Gelehrten und politischen Wortführern des Tages sah er sich durch seinen Abfall von der Revolution vielfach angefeindet, und die Wirkung dieses gegen ihn erhobenen Partheihasses hat er lebenslang fühlen müssen, aber in den höheren Kreisen der Gesellschaft, in der Hof- und Staatswelt, war ihm dafür ein schmeichelhafter Ersatz geboten. Mit Wilhelm und Alexander von Humboldt, mit Gustav von Brinckmann, Friedrich Schlegel und anderen vornehmen Geistern solcher Art war er schon lange in vertrauter Nähe; jetzt aber suchten insonderheit die Staatsmänner seinen Umgang, die fremden Gesandten bewarben sich um ihn; ein solcher Wortführer war ein unschätzbarer Gewinn für eine Sache, die mit den Waffen täglich schlechter verfochten wurde; man schmeichelte ihm, man pries ihn, und in der höchsten Klasse der Gesellschaft wußte er gleicherweise die Frauen und die Männer durch seine beredten Gespräche einzunehmen, durch seine eigenthümliche Geistesüberlegenheit zu fesseln. Die helleren Köpfe unter den Emigrirten suchten ihre Hoffnungen an ihm zu beleben, der Prinz Louis Ferdinand sah ihn mit aller Vertraulichkeit, der geniale Major von Gualtieri stellte ihn der schönen Königin vor, aus deren Munde er anmuthige Worte vernahm, der russische Gesandte, damals der ältere Alopeus, zeichnete ihn

aus, besonders aber versäumten die Gesandten von England und Oesterreich keine Gelegenheit, den Mann zu ehren und zu ermuntern, der ihrer gemeinsamen Sache so erwünscht und einzig die Kraft seines mächtigen Talentes lieh.

Der Wirbel eines solchen Lebens brachte genug Zerstreuungen und Genüsse; Gentz gab sich diesen in vollem Maße hin. In ihm war es längst entschieden, daß er den Mächtigen und Vornehmen nicht als ein demüthiger Sachwalter, den man abfindet, dienen wollte, sondern als einer, der durch sein Anschließen ihnen gleich würde, an ihren Vortheilen, Genüssen, Begünstigungen Theil hätte, und nur um diesen Preis konnte er sich ihnen hingeben. Wozu schon sein Naturell ihn unwiderstehlich hinzog, zu Genuß und Ueppigkeit jeder Art, zu leichtsinnigem Verbrauch aller eignen Mittel und sorglosem Rechnen auf fremde oder künftige, dahin vervielfachte sein neuer Lebenskreis ihm nun die Lockungen und Antriebe. Er machte Aufwand, scheute keinerlei Ausgabe, machte Liebschaften, gab Geschenke, besonders aber verthat und vergeudete er mit ihm selbst unbegreiflicher Leichtigkeit. Die geringe Besoldung, das mäßige Honorar seiner Schriften, die Hülfe des Vaters, alles dies reichte bei weitem nicht aus, um ein solches Leben zu tragen. Er machte Schulden, und die unausbleibliche Unordnung, die sich mit einer Lebensart verknüpft, deren Verlegenheiten nur auf Kosten größerer augenblicklich gehoben werden, und deren Ansprüche sich immerfort steigern, ließ ihn bald in ein Labyrinth gerathen, aus welchem kein Ausweg möglich schien. Die Last, anfänglich noch manchmal abzuweisen, legte sich endlich drückend auf, die Hülfsmittel waren erschöpft, die heftigsten Mahnungen ließen keine Ruhe, und die Noth des Augenblicks brachte zur Verzweiflung. Seine Scheu vor äußerer Gewalt, vor leidenschaftlich roher Ansprache, denen er sich ausgesetzt wußte, bildeten sich zur ängstlichsten Furchtsamkeit aus. Die ganze Lage war unleidlich. In den preußischen Verhältnissen, in den knappen, auf Ordnung und Sparsamkeit gegründeten Vermögenszuständen, die er um sich sah, war keine Rettung. Auch die politische Richtung ließ keine außerordentliche Glücksfälle hoffen, durch welche ein

Beruf und Talent, wie die seinen, aus der schmerzlich empfundenen Stockung befreit werden könnten.

Gentz beschloß unter diesen Umständen, seine preußische Laufbahn aufzugeben, und Berlin zu verlassen. Der österreichische Gesandte Graf Philipp von Stadion hatte ihm günstige Aussichten in Oesterreich eröffnet. In diese vortheilhafter einzugehen, suchte er noch ein anderes Verhältniß zu befestigen, das mit jenen wohl verknüpft werden konnte. Sein Namen war in England sehr gepriesen, seine Schriften hatten dort großes Aufsehen gemacht. Die herrschende Parthei sah in ihm eines der trefflichsten Werkzeuge ihres Einflusses auf dem Festlande. Ein Aufsatz über die englischen Finanzen, englisch von Gentz geschrieben, hatte den Minister Pitt mit Bewunderung erfüllt. Von dem englischen Gesandten Elliot in Dresden eingeladen, machte Gentz mit diesem eine Reise nach London.

Er hielt hier eine reiche Aernte; sein Ruhm, seine Fähigkeiten und sein Eifer trugen goldne Früchte. Die Minister Pitt und Grenville nahmen ihn mit schmeichelhaften Ehren auf, sie erkannten in ihm den außerordentlichen Geist, das staunenswerthe Talent, recht eigentlich geboren für die Krisis, in welche Europa sich immer tiefer versinken sah, vor allem geeignet, die Interessen Großbritanniens, die er wie kein Anderer begriff, mit denen des Festlandes zusammenzuschlingen und gemeinsam zu fördern. Die glücklichen Wochen, die er hier in der glänzendsten Gastfreundschaft verlebte, waren erfüllt mit großartigen Eindrücken, schmeichelhaften Bekanntschaften, wichtigen Vertrauungen, berauschenden Genüssen. Es fanden hier Anknüpfungen Statt, welche sein ganzes folgendes Leben hindurch fortdauerten. Die englischen Gewalthaber ließen es bei ehrenvoller Anerkennung nicht bewenden, sie thaten mehr für ihn. Sie gaben ihm, was ihm fehlte, und er bedurfte: Gold. Erst eine runde Summe, für den Anfang im Allgemeinen; dann auch die Zusicherung eines bestimmten Jahrgeldes. Er beschleunigte nun seine Rückreise, um in Oesterreich die Aussichten zu verfolgen, welche mit seinen hier empfangenen Antrieben zusammenstimmten. Als er zuerst wieder auf dem Festlande seine englische Baarschaft

in deutschen Währungen überschlug, dünkte ihn die Summe so unermeßlich, daß er sie nicht verbrauchen zu können glaubte, und so verschwendete er mit vollen Händen, rief jeden flüchtigen Genuß, jede spielende Ueppigkeit herbei, nur um sich der neuen Macht, die ihm gegeben war, bis zum Mißbrauche zu ersättigen!

So lebensfroh kam er im Jahre 1803 nach Wien. Hier nahm ihn eine großartige Welt, ein reiches und kräftiges Treiben auf, und er zeigte sich den anspruchsvollen Verhältnissen, in die er eintrat und von denen er umgeben war, durchaus gewachsen. Seine Anstellung hatte zwar nur mäßigen Schein; aber Titel und Rang, auch der ansehnliche eines Kaiserlichen Hofraths und die Erhebung in den Adelstand, konnten nie den Maßstab seiner Bedeutung und Wirksamkeit geben. Durchaus eigenthümlich mußte seine ganze Lage sich gestalten; seine Persönlichkeit, seine Verbindungen und die Art und Größe seines Talents brachten es mit sich, daß er nie zu untergeordneten Leistungen gebraucht wurde, sondern nur zu den höchsten und außerordentlichsten. Er fand ganze Zeiträume wo er unbeschäftigt in völliger Muße lebte, und theils als Schriftsteller seine Aufgaben selber wählte, theils durch bloßes Mitleben und Mitsprechen in den höheren Kreisen erwies, wie nützlich und werthvoll ein guter Kopf und heller Geist schon durch jenes ihnen wird. In den besonderen Verhältnissen, die sich für ihn ergaben, wurde es möglich und sogar schicklich, daß er längere Zeit gar nicht in Wien, sondern in Prag lebte, wo seine Lebensart und seine Thätigkeit ihr Element kaum verändert zu finden hatten. Die Verbündungen und Kriegsabsichten gegen Frankreich, die Bewachung der englischen und nordischen Verhältnisse, und die Beleuchtung der politischen Rechte und Interessen der Staaten, so wie die Aufdeckung der Gefahren, welche die gebieterische Willkür revolutionairer Gewaltherrschaft für Europa drohte, waren überall und immer der bleibende Gegenstand seiner beharrlichen Aufmerksamkeit, seines unermüdeten Fleißes. Es war ein Kampf der Selbstständigkeit und Freiheit, den er auf diese Art fortführte, mit großem Geistesmuthe, verkannt und verunglimpft auf der eignen Seite, als namhafter Feind

gehaßt und geschmäht von dem Gegner, der im Siege nur stets furchtbarer wurde. Gentz hat Meisterwerke geliefert in dieser Epoche, Schriften, die auch in ganz veränderten Zeiten immer wieder gelesen zu werden verdienen, gleich denen der großen Redner des Alterthums. Nicht nur ein hoher Geist athmet darin, sondern auch ein warmes von edler Leidenschaft ergriffenes Herz, ein großer Karakter, der auch in den Jahren tiefsten Unglücks, 1805 und 1806, unter Bedrängnissen und Gefahren nie wankte, sondern mit Entschlossenheit ausharrte, und seiner klaren Einsicht stets neue Quellen des Lichtes, der Stärke und der Hoffnung entströmen ließ.

Die Waffenerfolge Napoleon's beugten endlich das ganze Festland, und als die kräftigen Anstrengungen Oesterreichs im Jahre 1809 unterlegen waren, schien wirklich die Sache, welche für Gentz der Inhalt seines Lebens geworden war, weithinaus aufzugeben. Der Minister Graf von Stadion trat ab, unter dessen Leitung Gentz das letzte Manifest geschrieben und gleichsam die letzten Athemzüge deutscher Selbstständigkeit und Freiheit darin verhaucht hatte; die Verbindung mit England wurde völlig zerrissen, die Insel durch scharfe Gewaltmaßregeln wirklich abgetrennt von Europa. Schwer lastete dieser Zustand auf Gentz, dem nicht nur in Betreff der allgemeinen Angelegenheiten, sondern auch in seiner persönlichen die Einwirkung Englands ein unentbehrliches Moment war. Das Versiegen der Geldmittel, welche ihm von dort noch immer, wenn auch minder regelmäßig, zugeflossen, ließ sich um so weniger verschmerzen, als die Einnahmen in Oesterreich durch täglich verringerten Werth des Papiergeldes litten, und zu dieser Bedrängniß für Gentz noch die seiner früheren und neueren Schuldenverwirrung kam, so daß seine nun schon zur unerläßlichen Gewöhnung gewordene Lebensart von allen Seiten bedroht wurde. Ein früher Versuch, die dringendsten seiner Schulden in Berlin zu tilgen, wofür er die Summe von sechstausend Thalern eingesandt hatte, war durch den Bankerott seines Beauftragten verunglückt, und diese Summe verloren. Dieses Mißgeschick sah er als eine Weisung an, sich der Sorge um die Vergangenheit und die Zukunft so viel als möglich zu entschlagen, und sich nur um

die Gegenwart zu bekümmern, diese so reich auszustatten und zu genießen, als die Umstände es erlaubten. Allein die Sorglosigkeit rächte sich schnell an der Gegenwart, und er sah sich wiederholt allen Gräueln ausgesetzt, die aus der Doppelnoth hervorgehen: nicht zahlen und nicht borgen zu können. Daß er gleichwohl immer Rath zu schaffen wußte, und seine Lebensgewöhnung, seine Ueppigkeit und Verschwendung, wenigstens einigermaßen fortsetzte, dem Tage seinen Wunsch und seine Freude nie versagte, stets im Wirbel des reichen und vornehmen Lebens sich behauptete, darin ist nicht minder die Kraft seiner Persönlichkeit und das fortwirkende Gewicht seines Talents als die Gunst des Glückes und der Umstände anzuerkennen.

In dieser Zeit übernahm der Graf von Metternich die Leitung der politischen Angelegenheiten Oesterreichs, und an dieses Ereigniß knüpfte sich für Gentz eine neue Lebensepoche, in welcher seine Stellung eine feste Grundlage, seine Thätigkeit neuen Aufschwung gewann, sein Talent zu dem höchsten Glanz und Erfolg aufstieg, und sein ganzes Wesen man kann sagen zur Erfüllung kam. Wohl hatte er früh mit geübtem Scharfblicke die seltenen Eigenschaften dieses Staatsmannes erkannt und die künftige Größe desselben geahndet. In mancher Erinnerung lebt noch der Ausdruck der Bewunderung, mit dem er dessen Gesandtschaftsberichte aus Paris als eine Reihe meisterhafter Darstellungen pries, denen an Geist, an Klarheit und Ruhe, in diesem Gebiete wenig zu vergleichen sei. Seine Anerkennung betraf zum Theil auch solche Eigenschaften, die er in sich selber vermißte, denn Gentz, ohne Zweifel der gründlichste und beredteste Publizist, konnte sich als eigentlicher Diplomat nicht gleicherweise rühmen. In Metternich zum erstenmale fand er, was er bedurfte und bisher immer entbehrt hatte, einen Obern, durch dessen Leitung seine Thätigkeit sich zu einem Ganzen und Stäten ordnete, einen Vorgesetzten, dem er sich unbedingt anschließen und überlassen konnte.

Noch während Napoleon's Uebermacht erhob Oesterreich sich zu neuer Selbstständigkeit, und die Art selber, wie man sich mit der fremden Gewalt abfand und stellte, war eine

Schwächung dieser. Auch Gentz konnte diesen einstweiligen Zuständen, der aufgedrungenen Wirklichkeit nachgiebig, in gewissem Sinne zustimmen. Erst jetzt wurde sein Standpunkt ganz österreichisch, das Interesse dieses bestimmten Staates sein ausschließliches Augenmerk, und Wohl und Wehe desselben zu dem seinen. Auch hatte sich bereits eine erwünschte Verbesserung seiner persönlichen Verhältnisse ergeben. Anstatt der englischen Hülfsquellen eröffneten sich andere, nicht minder ergiebige; die Hospodare der Moldau und Wallachei nahmen Gentz, auf gültige Fürsprache, zum diplomatischen Beauftragten in Wien, ein Verhältniß, welches die größten und mannigfachsten Vortheile gewährte.

Die Geschichtsereignisse wälzten sich hierauf allmählig einer Wendung zu, deren Umfang im Jahre 1813 völlig sichtbar wurde. Das Manifest Oesterreichs, die Kriegserklärung gegen Napoleon, ist von Gentz verfaßt, und ein bleibendes Denkmal seiner Meisterschaft. Die Siege der Verbündeten waren Triumphe für Gentz; in der Sache, für die er gestrebt und gewirkt, sah er alle Mächte des Festlandes und diese mit England vereint, dem wieder aufgeschlossenen und wirksamen; von allen Seiten berührten ihn die Erfolge, die günstigen Entwickelungen und Früchte des großen Zusammenwirkens, das in seiner Person schon lange vorher ein gemeinsames Organ gehabt und noch jetzt in ganzer Stärke fand. Den hohen Namen, welche in jenen Begebenheiten durch Kriegs- und Friedensthaten in erster Reihe glänzen, schließt der von Gentz billig als einer der ersten nachfolgenden sich an.

Nach kurzem Genusse der Siegesfreude und des Wohlbehagens, — für Gentz fast schon in Ueberdruß gesteigert, — thaten sich die Arbeiten des Wiener Kongresses auf, bei welchem der Fürst von Metternich den Vorsitz führte, Gentz aber die Ergebnisse der Verhandlungen niederschrieb. Als Napoleon darauf wiedergekehrt und abermals überwältigt worden war, und ein zweiter Friedensvertrag in Paris verhandelt wurde, nahm auch Gentz an diesem Aufenthalte Theil, zum erstenmal die Scheu vor dem so lange feindlichen Lande und den dort noch möglichen Gefahren überwindend. Die

folgenden Kongresse von Aachen, Karlsbad, Wien, Troppau, Laibach und Verona, welchen eine Reihe von Jahren hindurch die wichtigsten Angelegenheiten Europas zur Berathung und Entscheidung anheimfielen, sahen gleichfalls Gentz in der gewohnten, eingeübten, fast nur einzig ihm zustehenden Thätigkeit.

Daß mit Napoleon's Besiegung der frühere Zustand der Welt nicht herzustellen war, daß die Wirkungen der Revolution in dauernde Gestalten übergegangen und noch immer thätig waren, hatte sich bald genug offenbart, und derselbe Kampf, in welchem Gentz bisher unermüdet alle Wechsel durchgemacht, mußte ferner aufgenommen werden, als ein Kampf des Bestehenden, der berechtigten Macht, gegen den Andrang gährender Meinungen und falscher Ansprüche. Hier zeigte sich Gentz abermals in seiner Meisterschaft und Rüstigkeit; frischen Muthes war er stets bereit, jede Herausforderung, die seiner würdig schien, anzunehmen. Auch in diesem Kampfe suchte er sich stets die Häupter aus, seinem Grundsatze getreu, jede Parthei nur in ihren höchsten Vertretern anzuerkennen. Das Volk, die Menge, und ihre unmittelbaren Interessen, ließ er von jeher unbeachtet; er läugnete sie nicht, aber er sagte, jeder Mensch müsse sich bescheiden, auf ganze Richtungen verzichten, und so habe er von jeher Volk und Volksthum außerhalb seines Faches und Berufes gestellt; er warte bei jeder Meinung, bis ein Anführer an ihre Spitze trete, mit dem es sich verlohne anzubinden, und gewöhnlich trete das schnell genug ein. Mit den Franzosen, denen bisweilen eine Abfertigung zu geben war, hatte er leichtes Spiel, ihre Ungründlichkeit gab stets Blößen, und ihre Stimme fand auch sonst Widerspruch; andere Gegner, unterrichtetere, nähere, traten unter den Deutschen auf. Gerade den mächtigsten und ihm gefahrvollsten stellte er sich entgegen, dem von ihm bewunderten, hochfahrenden Görres, dem gewandten, nachdruckvollen Lindner. Doch wie frei und würdig, mit welch edler Sprache und gutem Anstande, wußte er diese Streitigkeiten zu führen! Wie zu einem Ritterkampfe, und die Waffen anfangs zum Ehrengruße senkend, schritt er heran, und wo der Ausgang unentschieden bleiben mußte, behielt er wenigstens

den guten Anschein auf seiner Seite, welchen der geschickte Vortrag und das feine Benehmen so leicht erwerben. Nicht immer in derselben Weise wurde ihm erwiedert; es erhoben sich wüthende Pöbelstimmen gegen ihn. Doch diese, gleich der Verkennung, welche ihn so häufig auch von Seiten der Besseren traf, die rohen Anschuldigungen feiger und knechtischer Denkart, feilen und heuchlerischen Sinnes, konnten ihn tief schmerzen und kränken, aber nie irre machen noch entmuthigen.

Uebrigens begehrte er nicht, furchtlos und tadelfrei zu scheinen; er gab sich willig als der, der er wirklich war, mit allen Schwächen und Fehlern. Mit dem Vortheile der Sache, der er diente, glaubte er den seinen stets verbinden zu dürfen, und dies in einem Maße, das er aus der ihn umgebenden Welt nicht klein nehmen konnte. Er ließ sich seine Dienste bezahlen, und ungeheuer bezahlen; aber käuflich war er nicht, und gegen seine Pflicht hat er nie gehandelt. Er war so überzeugt von dem Egoismus der Anderen, daß er den seinen nur für eine Nothwehr, für eine Bedingung des Bestehens hielt, und den Mangel dieser Waffe wohl gar beseufzte, wo er sie an sonst wackeren Leuten zu sehr vermißte, denen er Theilnahme und Wohlwollen gewidmet hatte. Dem Vorwurfe der Feigheit beugte er sich am meisten, willig bekannte er sich zu der unüberwindlichen Furcht und Angst, denen er von vielen Seiten immer offen war. In seinem Berufe hat er nie des Muthes, noch der Kühnheit entbehrt, vielmehr zu allen Zeiten das Aeußerste gewagt. Aber er fürchtete Gewitter, See- und Bergfahrten, Waffengeklirr, Volksgeschrei, kurz alles und jedes, mit dem sich nicht reden ließ, und wo keine Argumente galten. Die Furcht vor dem Tode verbitterte ihm oft den höchsten Lebensgenuß, und er suchte jeden Gedanken an Altwerden und Sterben möglichst von sich abzuhalten. Ihn erschreckte jedes laute barsche Auftreten, jedes wilde trotzige Aussehen, ein Schnurrbart schon war ihm unheimlich, ein finsterer unwilliger Blick, den er nicht gleich deuten konnte, selbst bei seinen besten Freunden, machte ihn unruhig; ein schwarzes düsteres Gesicht neben ihm, mit starkem Schnurr- und Backenbart, konnte ihm eine ganze

Mahlzeit verderben, seine scheuen Seitenblicke peinlichst beschäftigen. Als Kotzebue durch Sand erdolcht worden war, erhielt Gentz einen fürchterlichen Drohbrief, er sei der Ehre, durch den Dolch zu sterben, gar nicht werth, ihm sei Gift bestimmt und schon bereitet, denn verurtheilt sei er längst als ein Verräther, der die Freiheit des Vaterlandes untergraben helfe. Der wohlfeile und so nach jenem Schreckensereignisse gewiß frevelhafte Scherz machte auf Gentz entsetzlichen Eindruck; er sollte bei einem fremden Gesandten, seinem bewährten Freunde, zu Mittag speisen, er ließ absagen, wagte acht Tage sich nicht aus dem Hause, und kaum zu essen, jeder Bissen, den er genoß, erregte ihm Schauder und Angst. Seine Empfänglichkeit machte ihn gar leicht zum Gegenstande von Mystifikationen, doch meist nur Freunde, die ihn liebten und würdigten, durften ein solches Spiel unternehmen, das denn fein und anmuthig blieb und eine heitere Wendung nahm. So wenn man ihn ein albernes Buch, mit eingeklebtem falschen Zueignungsblatt an ihn, entdecken ließ, da sich dann sein Verdruß und seine Beschämung in scharfsinnigen und rednerischen Beweisen ergoß, wie dergleichen ohne sein Wissen geschehen sei und ihm nicht zugerechnet werden könne; oder wenn ihm eine mißfällige Meinung, die er nicht hatte, angedichtet wurde, und er darauf seine wahre mit strömender Beredsamkeit darlegte.

Seine Furcht, seine Eitelkeit, seine Sinnlichkeit, und was man sonst an ihm tadeln mochte, kannte und gestand er selbst mit liebenswürdiger Offenheit, seine Fehler und sein Verhalten gegen sie hatten etwas Kindliches und sogar Kindisches, man konnte sie wohl strafbar finden, aber zugleich mußte man die Erbstücke der Menschennatur darin erkennen und entschuldigen; man durfte sie lieben, und nöthigenfalls beschützen. Er selbst hielt mit der Ueberlegenheit seiner geistigen Erscheinung die Fremden und Unvertrauten in scheuer Ferne; jeder Vorschnelle, der ihm zu nah getreten wäre, hätte aber auch von anderer Seite sich bald eingehalten gefühlt, denn die höchsten und tapfersten Männer, die herbsten und trotzigsten Sinnesarten, waren mit Gentz innigst befreundet und standen für ihn ein.

Seine Schwächen ihm abzumerken war nicht schwer. Wo er nicht im voraus fest entschlossen war zu schweigen, was er dann vollkommen konnte, überließ er sich gern der freisten Aufrichtigkeit, und sprach mit liebenswürdiger Offenheit Ansichten und Urtheile aus, die man von ihm in solcher Art niemals erwartet hätte. Sich zu verstellen, war ihm nicht gegeben; versuchte er bisweilen, mit Schlauheit jemandem etwas einzureden oder zu entlocken, so mißglückte es in den meisten Fällen. Ein englischer Gesandter behauptete, jedesmal zu wissen, wenn Gentz ihm etwas vorzuspiegeln oder ihn zu bearbeiten meine; dann nämlich blicke derselbe ihn gleich darauf verstohlen seitwärts an, um zu erforschen, ob er Glauben finde. Zuweilen gab er mit naiver Heiterkeit jeden Rückhalt auf. So richtete er einst an einen jungen Diplomaten, der ihm sehr ergeben war, dessen wiederholte Erfolge ihn aber verwunderten und fast neidisch machten, ganz vertraulich die Frage: „Sagen Sie mir, mein Lieber, was machen Sie den Leuten denn eigentlich weiß?“ Ei! dachte dieser, hältst Du, alter Grauer, das für die letzte Kunst? Da muß sie ja wohl auch Deine gewesen sein!

Ergraut war er freilich schon durch Zunahme der in Arbeiten und Weltleben hingebrachten Jahre. Sein Ehrgeiz, dem in einer gewöhnlichen Laufbahn viel zu wünschen geblieben wäre, hatte in Verhältnissen, die als einzig dastanden, die außerordentlichsten Befriedigungen erfahren. Ruhm, Einfluß, Ehrenzeichen, Geld, Wohlleben, fehlten ihm nicht. War es ihm schmeichelhaft, daß ihn, den aus unterem Stande Emporgekommenen, die vornehmsten und reizendsten Gunstbezeigungen anlockten, so gefiel er sich nicht weniger in dem Gelüst, den Reiz des Absonderlichen und Fremdartigen auch in unteren Regionen, und selbst in strafbaren, zu verfolgen, um einer doch meist nur kindischen Neugier schauerliche Eindrücke zu gewähren. Den durch die mannigfachsten Genüsse verweichlichten Sinnen durfte keine Behaglichkeit fehlen. Er umgab sich mit kleinen Annehmlichkeiten, er verschwendete Tausende für geringfügige Leistungen. Kindisch freute er sich seiner Fußdecken, Polster, Geräthe, Blumenarten, Papiersorten. Seine Ueppigkeit ging nie auf große Gegenstände und be-

deutende Einrichtungen, war aber unmäßig in kleinen Dingen. Schneller, als es in seiner ursprünglich starken und heiteren Natur begründet schien, überschlich bei solchem Hinschweifen des Lebens ihn Abspannung und Ueberdruß. Er fühlte Kränklichkeit und Verfall, er sah die Jugend entflohen, das düstere Alter nah; der Luxus körperlicher Sorgfalt mußte sich in nothgedrungene Fürsorge verwandeln, mit Seufzen bequemte er sich zu falschem Haar! In seiner Verstimmung mied er dann die Gesellschaft, die Geschäfte wurden ihm zuwider; kam irgend ein Uebel hinzu, das ihn persönlich berührte, ein Mißverständniß, eine Verlegenheit, eine Bedrohung, verdüsterte sich der politische Himmel, oder stockten die außerordentlichen Einkünfte, deren er nie genug haben konnte, so war seine Schwermuth gränzenlos, und er verzweifelte am Leben.

Aber jeder Sonnenschein von Gesundheit und Gedeihen rief auch wieder seine ganze Kraft, seinen Muth und Leichtsinn zurück. Gleich vergessen hatte er alle Klagen und Geständnisse, er läugnete in der nächsten Stunde die der vorigen ab. Kaum der Noth frei, worin er eben noch gezittert hatte, spottete er ihrer, verneinte sie denen, die sie noch fühlten. Die Hülfe, die er angesprochen, der Trost, den er empfangen, durften sein Gedächtniß nicht beschweren; sie zu erwiedern fiel ihm niemals ein. Er war den Gedanken und dem Sinne nach ein treuer Freund; wen er einmal geachtet, wen er geliebt, der blieb ihm für immer ein Gegenstand der Theilnahme und Neigung; aber zur That bedurfte er der persönlichen Anregung, sie mußte einen Reiz für ihn, für ihn einen Genuß haben. Der gegenwärtige Augenblick war ihm alles, er lebte ganz in dessen Macht und Gunst.

Ihm wurde das Glück zu Theil, durch eine wunderbare Wiederbelebung, wozu die Bäder von Gastein und Ischl besonders wohlthätig gewirkt, zu neuer Gesundheit und Kraft zu erstarken, und nach frühem Vorschmacke trauriger Alterserschlaffung neue Jahre eines kräftigen und muthigen Mannesalters zu erleben; was für jeden Menschen ein seltenes und außerordentliches Glück gewesen wäre, mußte von Gentz als ein hundertfaches begrüßt werden. Sein Geist erhob sich

zu neuer Thatkraft, die Welt erweckte ihm frischen Antheil. Er hatte nie aufgehört, mit Wissenschaft und Litteratur in Verbindung zu sein, und überhaupt seine Nebenzeit, während er außer den Geschäften alles nur lässig zu nehmen und sich trägem Nichtsthun zu ergeben schien, fruchtbar auszubeuten verstanden. Auch zum Schreiben war er stets eifrig geblieben, und als er längst aufgehört hatte Schriftsteller sein zu wollen, auch die Anlässe zu politischen Aufsätzen seltener wurden, trieb ihn sein angebornes Talent beinahe täglich zu schriftlicher Mittheilung an, und es war ihm Bedürfniß, wenigstens Briefe zu schreiben. Jetzt aber, in dem Bereiche seiner nächsten Tagesbezüge, sah man nicht nur ihn selbst mit Heiterkeit wieder erscheinen und der alten geselligen Vorzüge genießen, sondern auch seinen litterarischen Antheil einen neuen Aufschwung nehmen; bei jedem persönlichen Anlasse griff er mit Lust und Fülle zur Feder; ja man wollte seine Schreibseligkeit bald sogar übermäßig und fast beschwerlich finden!

Aber seinem solchergestalt erfrischten Alter waren noch gewaltige Schickungen zugedacht, sein Wesen gleichsam nur gestärkt worden, um den Gipfel aller seiner Lebensbeziehungen noch zuletzt als höchstes Dasein in Glück und Unglück zu erfahren. Gentz hatte das seltene Glück, seine letzten Lebenszeiten durch Liebe verherrlicht zu sehen; nicht durch eine gefällige Neigung, ein wohlwollendes Anschließen, eine reizende Bethörung, sondern durch eine ächte, volle, beglückende Leidenschaft. Mit seiner erneuten Gesundheit und seinem wiederbelebten Geiste war auch die ganze Kraft seines Herzens wiedergekehrt. Die Schönheit, die Anmuth und Liebenswürdigkeit eines holden Geschöpfes hatten ihn zauberisch berührt, und die erregte Flamme beleuchtete so glücklich seine eigne Liebenswürdigkeit, stellte so reich den unvertilgten Schatz seines Gemüths hervor, daß die schönbegabte Jugend freudig den ganzen Werth des Greises anerkannte, und seine Liebe erwiederte. Solch ein Begegniß in seinem ganzen Umfange zu würdigen, seine Schickungsmacht zu empfinden, sein Glück auszusprechen, war niemand so fähig und berufen als Gentz, dessen vertrauliche, diesen Gegenstand behandelnde Briefe wohl

eben so anzusehen und in gleicher Weise zu lesen und zu ehren sein dürfen, wie Goethe's römische Elegieen, denn von solchem Inhalt emporgehoben steht die Prosa in gleichem Range mit dem Gedicht.

In diese Zeit fällt seine höchste Empfänglichkeit für die Poesie, seine Freude an alten und neuen Dichtern, seine wunderbare Neigung für den ihm scheinbar widerstreitendsten, für Heine. Sein Geist sieht über die Zufälligkeiten des Tages, über die Richtung, welche der Weltlauf diesem Talente zugewiesen, erhaben hinweg, um nur dieses zu sehen, und läßt Licht und Wärme des dichterischen Schaffens auch von sonst feindlicher Seite bei sich ein. Und wahrlich vergebens hat man ihm den großartigen Sinn durch herabsetzende Bezeichnung zu mißdeuten, dem Dichter den ihm gewordenen Lobpreis zu verkümmern gesucht; es wird für Gentz immer ein günstiges Zeugniß sein, daß er Heine's Gedichte lieben konnte, und für Heine ein edles Blatt seines Lorbeerzweiges bleiben, einem Geiste dieser Art gefallen zu haben.

Im Glück und Stolze seines neuen Lebens, im Vollgefühle der Kraft, welche seinen Geist und sein Herz emportrug, fühlte Gentz anfangs die Gewitterschläge wenig, mit welchen eine neue Revolution in Frankreich plötzlich ausbrach. Sie mußten in starken und nahen Wiederholungen, in furchtbarer Aufzeigung ihrer unwiderstehlichen Folgen, in persönlichen Verlusten und Gefahren ihn treffen, um in sein Gemüth mit allen ihren Schrecknissen einzudringen. Jetzt aber fühlte er die ganze Gewalt derselben, er sah die Welt auf's neue einer Richtung überliefert, welche ein vierzigjähriger Kampf und fünfzehnjährige Siegesmacht nicht hatte bezwingen können, er sah die Aufgabe und Frucht seines Lebens zertrümmert, und am Schlusse desselben sich wieder in den Anfang einer Laufbahn versetzt, die zum zweitenmale zurückzulegen der Greis weder Muth noch Hoffnung haben konnte. Alle Stützen seiner Stellung schienen umgerissen, und eine öde bedrängte Zukunft ihm, nebst allem übrigen Entbehren, auch das des einzigen Glückes aufzuerlegen, das gerettet ein Ersatz für jedes andere hätte sein können, aber für sich allein kaum zu retten war. Lebhaft ergossen sich seine Bekümmernisse in beredten Klagen.

Er forderte Troſt und Rath, den aufzunehmen er kaum noch fähig ſchien.

Jedoch Beiſpiel, Zuſpruch und die nähere Betrachtung der Verhältniſſe ſelbſt, welche ſchon wieder zu feſterer Geſtalt übergingen, erhoben bald ſeinen Muth auf die Höhe, wo er ſich vormals behauptet hatte. Zum zweitenmale ſah Gentz die Revolution zu einer Wendung gebracht, bei welcher noch nicht alles verloren ſchien; und ſo wie ſchon früher einmal ſogar der Sieg vielfache Wirkungen des Ueberwundenen als Beſtehendes aufgenommen und beſtätigt hatte, ſo glaubte Gentz auch jetzt, daß mit der Revolution ein Stillſtand nicht unmöglich ſei, der einigen ihrer Wirkungen gleichfalls die Rechte von Beſtehendem vorläufig einräumte. In dieſem Sinne ſchrieb er einen denkwürdigen Aufſatz, den Inbegriff ſeiner letzten politiſchen Ueberzeugung, das Vermächtniß ſeiner Anſichten. Ob er darin Recht gehabt, ob ſeine Richtung oder ſeine Aeußerungsweiſe Tadel verdiene, mag hier unerörtert bleiben; die Thatſache nur ſei ausgeſprochen, daß Gentz durch jenen Aufſatz im Weſentlichen die Grundzüge der Staatsklugheit bezeichnet hat, welchen die geſammte europäiſche Politik ſeit Jahren wirklich gefolgt iſt, und denen ſie auch ferner folgen zu wollen ſcheint. Doch in mancherlei Widerſpruch mit Anſichten und Meinungen verwickelt, die dem tieferen Sinne nach wohl auch die ſeinigen waren, deren jetzige Anwendbarkeit er aber durchaus bezweifelte, und daher mit aller Lebhaftigkeit, ja wohl mit geſuchter und ſophiſtiſcher Entgegenſetzung beſtritt, ſah er zuletzt auch gegen ſich noch die Beſchuldigung auftreten, die ſo häufig ungerecht Statt findet, und von welcher Gentz gewiß vor vielen Anderen freizuſprechen iſt, daß er ſeinen früheren Grundſätzen abtrünnig geworden ſei, und die Farbe gewechſelt habe.

Gefaßt und geſtärkt lebte Gentz wieder den Geſchäftsarbeiten, die oft einen großen Theil ſeines Tages hinnahmen. Seine Muße widmete er ganz der Liebesneigung, welche ihn zu beglücken fortfuhr. Ein üppig ausgeſtattetes Gartenhaus mit reichem Blumenflor gewährte den lieblichſten Aufenthalt. Auch ſeine Einnahmen hatten ſich wieder mit ſeinen während der letzten Zeiten nur geſtiegenen Bedürfniſſen in's Verhältniß

gestellt, und aus wechselnden Hülfsquellen, zum Theil aus der unmittelbaren Freigebigkeit des Kaisers, welche für ihn nicht vergebens angesprochen wurde, zog er eben so große und größere Summen, als früher so manche andere Fundgrube geliefert hatte. Sein Leben konnte auf diese Weise in ebener Bahn noch geraume Zeit fortgehen. Er hoffte es, und gestand, daß er auf ein hohes Alter rechnete.

Indessen hatte er bereits das achtundsechzigste Jahr angetreten, und eine Bahn zurückgelegt, welche als eine vollständige, als eine an die Gränzen ihrer Aufgaben, Wünsche, und Hoffnungen, durch reiche und wiederholte Erfüllung glücklich hingelangte erscheinen durfte. Größeres schien er nicht mehr erfahren, Schöneres ihm nicht mehr begegnen zu können, als bis hieher geschehen war. In den Staatsgeschäften konnte die volle Gunst früherer Umstände schwerlich wiederkehren; seine Liebe hingegen wurde mehrmals durch längere Trennung und durch die Aussicht getrübt, daß die Zukunft solche nur stets entschiedener herbeiführen müsse. Allein noch genoß er einer guten Gesundheit, und ihn ängstete keine Furcht nahen Sterbens. Da erscholl unerwartet aus Weimar die Nachricht, Goethe sei gestorben. Goethe war dreiundachtzig Jahr alt geworden; Gentz hatte ihn niemals eigentlich geliebt, immer nur wider Willen ihn bewundert und verehrt; man hätte glauben sollen, dieser Tod würde sein Gemüth am wenigsten berühren. Gerade dieser jedoch erschütterte ihn durchaus. Er konnte nicht aufhören davon zu sprechen, und daß auch ein Goethe, einer der größten Männer aller Zeiten, sterben müsse, wirkte auf ihn wie ein Wunder und ein Entsetzen. Völlig außer Fassung brachte es ihn, daß dieser Tod nicht größere Wirkung hervorbringe, daß alles so weitergehe; mehrmals rief er aus, dies sei ja ein Weltereigniß, eine ungeheure Veränderung, daß Goethe nicht mehr da sei, und daß dieses Bewußtsein, diese Lebensgenossenschaft aufgehört habe. Seitdem faßte er den Tod näher in's Auge, und er selbst glaubte sich sterblicher. Vieles ordnete er jetzt in seinen Angelegenheiten, verbrannte den größten Theil seiner Papiere, unter welchen in eigner und fremder Handschrift die kostbarsten Schätze zu vermuthen waren.

Noch einige Zeit verstrich in erneuten Anreizungen des Lebens, noch mancher Tag warf einen lieblichen Schein; aber die Flamme selbst, indem sie heller leuchtete, nahte nur um so rascher dem Erlöschen. Ein allgemeines Sinken der Kräfte trat plötzlich ein. Gentz fühlte, daß er aus diesem Zusammenfallen sich nicht wieder aufrichten würde, er war gewiß, daß es mit ihm zu Ende ginge. Und der Schwache, der Muthlose, der sein ganzes Leben hindurch vor dem Tode gebebt, den die zufällige Mahnung an dies gemeinsame Geschick oft ganze Tage verstimmt hatte, der sah jetzt mit Entschlossenheit und Kraft dessen wirkliches Herannahen! Unverzagt blickte er ihm in's Auge, und fand die Schreckniſse nicht, die er gefürchtet. Mit starkem Geiste sprach er von seinem Zustande, der bald enden würde, bis dahin sollte man Geduld haben. Er sah den Fürsten von Metternich in gerührter Theilnahme an seinem Krankenlager; die treuste Pflege liebevoller Hände blieb ihm bis zum letzten Augenblick. Am 9. Juni 1832, ohne Schmerzen und fast ohne Leid, entschlief er sanft, denn in dem Maße, wie seine Kräfte, hatte auch seine Empfindung abgenommen. Wunder und Preis erweckte sein muthvolles Sterben, sein ruhiges Entschlafen; und die Gunst des Himmels, die ihm so vieles verliehen, schien ihr größtes Geschenk ihm bis zuletzt aufgespart zu haben.

Gentz war in der evangelischen Kirche geboren, und lebenslang in ihr verblieben; nie hatte er daran gedacht, katholisch zu werden. In seiner religiösen Denkart stand unerschütterlich der Geist der Aufklärung und des Vernunftglaubens fest, der im achtzehnten Jahrhundert allgemein vorherrschte. Das Sittengebot nahm er in einem weiteren und schlafferen Sinne, als die strenge Lehre Kant's, dem sein Geist beharrlich anhing, es vorschreibt; aber sein Gefühl blieb stets dem Menschlichen, dem Wohlthun und der Güte zugewendet; seine Nächsten zu erfreuen war ihm ein Bedürfniß; besonders liebte er zärtlich seine beiden ihn überlebenden Schwestern, sandte ihnen nach Berlin Geschenke, und schrieb ihnen oft. Er haßte niemanden, und wer ihn zu hassen schien, den suchte er zu begütigen; Ungerechtigkeit und Härte

auszuüben war er nicht fähig, außer wo Vergessen und Unterlassen, Leichtsinn und Zerstreuung, zu solcher Wirkung übergingen. Bemerkenswerth ist, daß alle vielfachen Schulden, welche Gentz in Berlin zurückgelassen, nach und nach vollständig abgetragen worden, und schon im Jahre 1815 getilgt waren. Zur Berichtigung aber seiner seitdem in Wien durch verschwenderische Sorglosigkeit wieder angehäuften Schulden reichte seine Hinterlassenschaft nicht aus. Noch ist merkwürdig, daß Gentz, der wiederholt auch in Finanzsachen gearbeitet und alle neuen Entwürfe, so wie jede wichtige Nachricht immer früh wußte, auf Benutzung des Börsenspieles kaum Bedacht nahm. Er zog es vor, klare, runde Summen aus freier Hand, ohne viele Rechnung und Ueberschlag, zu empfangen, niemals zum Mehren und Anhäufen, sondern stets nur zum eiligen Verbrauch.

Sein Tod machte allgemeinen Eindruck. Wohl strömten die Tagesfluthen, wie bei Goethe's Tod, ihre großen und kleinen Wogen darüber hin; aber die Welt, in welcher Gentz gelebt, wußte was sie an ihm verloren hatte. Dieser Verstand, diese Kenntnisse, dieses Talent, mußten überall, wo sie gewirkt, vermißt werden. Die Staatsmänner, die Gesellschaft, und vor allem die Freunde, widmeten ihm dauernde Erinnerung. Auch aus anderen Kreisen hallten ihm aufrichtige Klagen nach. Ihm hatte sich durch Vermittelung eines großen Geschäftshauses ein Briefwechsel mit einer hohen Person in Paris eröffnet, der zu dem vielen Seltenen und Wunderbaren gehörte, wodurch Gentzens Leben und Stellung immer als ganz einzig erscheinen mußten. Eines der Häupter jenes Geschäftshauses sagte nachher, als Gentz gestorben war, von ihm bedauernd: „Das war ein Freund! solchen bekomme ich nie wieder! Er hat mich große Summen gekostet, man glaubt es nicht, wie große Summen, denn er schrieb nur auf einen Zettel was er haben wollte, und bekam es gleich: aber seit er nicht mehr da ist, seh' ich erst, was uns fehlt, und dreimal so viel möcht' ich geben, könnt' ich ihn in's Leben zurückrufen!"

Was er im Ganzen gewirkt und geleistet, läßt sich mit äußerlichen Thatsachen nicht immer darlegen, sondern muß

geistig angeschaut und erwogen werden; hier ist der Ausspruch der Wissenden allein gültig, und sein Inhalt nicht zweifelhaft. Gentz war der erste, und lange Zeit der einzige, wahrhaft staatskundige Schriftsteller, der mit Talent und Nachdruck die Sache der Regierung und der herkömmlichen Ordnung gegen die Revolution und deren Nachfolger vertheidigte. Unaufhörlich brachte er neue und schlagende Gründe, gedrängte Schlußfolgerungen, unwiderstehliche Beweisführungen in den Kampf, um den schwierigsten Stand gegen öffentliche Meinung wie gegen herrscherliche Gewalt mit beharrlicher Ausdauer zu behaupten. Nur er, ein gewesener Bürgerlicher und früherer Anhänger der Revolution, nur ein solcher, stark noch gegen den Feind durch den Geist und die Waffen, die er von ihm herübergebracht, konnte mit solchem Vortheil in diesem Streit auftreten. Und auch als Mitstrebende genug in seiner schriftstellerischen Bahn nachfolgten, blieb er stets der Erste, durch Kraft und Sicherheit die Einen, durch Vornehmheit und Weltkunde die Anderen weit überragend. Seine Gedanken und seine Beredsamkeit liehen den Verbündungen der Mächte einen Glanz und Schimmer, deren Mangel oft nachtheilig war empfunden worden; seine wundervolle Prosa erhob den Ausdruck der Kabinette zu der Höhe britischer Rednerbühne. Sein Geist wußte die mannigfachsten Werkzeuge zu beseelen; in dem Organismus desselben fehlten vielleicht nur zwei äußerste Glieder: strenger Tiefsinn und rascher Witz; alles was zwischen diesen Endpunkten einzureihen ist, besaß er in reichster Ausbildung und Brauchbarkeit.

Gentz hatte keinen Nachfolger gehabt, und konnte keinen haben. Die Stellung, welche er genommen, war die seinige allein, das Erzeugniß seiner Zeit, seiner Eigenschaften, seiner Persönlichkeit. Sein jüngerer Freund Adam von Müller, der schon in Berlin sich ihm eifrigst angeschlossen hatte und später nach Oesterreich gefolgt war, wäre fähig gewesen, ihn nach einigen Seiten zu ersetzen, nach allen keineswegs; er wirkte aus anderen Gesichtspunkten, und strebte mit schwächeren Schwingen zu vielleicht höherem Ziel.

Wir schließen hier unsere flüchtigen Umrisse; sie können das Bild nur andeuten, zu dessen vollständiger Ausführung

der Zeichner stets noch andere Gaben wünschen dürfte als die seinigen; die reichen Lebensfarben eines Diderot, die scharfen Lichter eines Heine müßten hier behülflich sein, und doch möchte zuletzt noch immer ein Zusatz fehlen, den nur Gentz selber dem Bilde geben kann. Dieser aber wird nicht immer fehlen. Seine meisterhaften Schriften und Aufsätze werden gesammelt werden, seine herrlichen Briefe nicht verschlossen bleiben, und aus diesen selbsteigenen Zeugnissen wird alles über ihn Gesagte erst in sein wahres Licht und Verständniß treten.

1835.

Scholz.

Ein Sonderling, den wir mit einigen Worten ſchildern müſſen. Aus Breslau gebürtig, von angeſehenen Eltern, einigem Vermögen, guten gewöhnlichen Studien, ziemlichem Talent für auswärtige Sprachen, dabei von ſtattlichem Aeußern und wirklicher Schönheit des Geſichts, war er zum diplomatiſchen Fach gekommen, und fing unter dem Miniſter Grafen von Finckenſtein zu dienen an. Als Bürgerlicher durfte er ſich hier zwar wenig verſprechen, doch erwarb er durch Fleiß und Eifer den Beifall des Miniſters, und erregte den Gedanken, daß er beſonders brauchbar ſei.

In der That fehlte es ihm nicht an Bewegung, er wurde weit und breit umhergeſchickt, war in Paris, Madrid, London, Stockholm, St. Petersburg, im Haag, in Stuttgart, in Wien und Berlin, theils als Legationsſekretair, theils als Geſchäftsträger, zuletzt in Frankfurt am Main als Miniſter-Reſident. Niemals war man ſehr zufrieden mit ſeinen Leiſtungen, aber auch nicht ganz unzufrieden; er kannte die Geſchäftsformen, erfüllte ſie pünktlich, verſäumte keine Vorſchrift, nur entbehrte alles, was er that, des Zuſatzes, den eigner Geiſt und eigne Geſinnung, wenn auch in noch ſo kleiner Gabe, jeder Verrichtung geben müſſen, wenn ſie nicht als die eines todten Werkzeuges erſcheinen ſoll.

Nicht, daß Scholz ohne Geiſt geweſen wäre, oder ohne Geſinnung, allein er mochte jenen nicht anſtrengen, und durfte dieſe nicht ausdrücken. Er war ohne irgend ein Vorurtheil, die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts hatte in ihm feſte Wurzel geſchlagen und trieb immer neue Blüthen; Haß

gegen Pfaffen und Aristokraten, Liebe zur Freiheit und Gleichheit, Liberalismus jeder Art, erfüllten ihn leidenschaftlich. Seine vertraulichen Aeußerungen, wenn es erst bis zu diesen kam, setzten in Erstaunen, man glaubte einen Cato an Strenge und Muth vor sich zu haben, man besorgte, irgend eine gewaltige That möchte aus dieser Gesinnung unzeitig hervorbrechen.

Aber nichts war unnöthiger, als diese Besorgniß, nichts gefahrloser, als seine Denkart! Seinem Handeln traten, besser als die Fürsorge der Freunde und die Aufmerksamkeit aller Polizei es gekonnt hätten, seine eignen Mängel in den Weg, die sich in ihm zu positiven Eigenschaften ausgebildet hatten. An der Spitze stand die vollkommenste Faulheit, die so groß war, daß er um ihretwillen sogar fleißig sein konnte, indem er alles, was ihm die Annehmlichkeit seiner Lage sicherte, sorgfältig that und betrieb; hier kämpfte er gleichsam pro aris et focis, legte aber gleich die Waffen wieder ab, wenn es nicht mehr diesen Preis galt; daher that er nie mehr, als das gerade Nöthige; nie strebte er weiter, nicht dachte er mehr zu gewinnen, als er schon hatte, und, auf der Bahn des Ehrgeizes, zeigte er doch nie eine Spur von diesem.

In schwesterlicher Uebereinstimmung mit der Faulheit wirkte die entschiedenste Muthlosigkeit. Ein starker Einspruch, ein heftiger Trotz, eine drohende Grobheit, entwaffnete ihn auf der Stelle; aus eignem Bewußtsein war ihm aber nicht unbekannt, daß hinter den großen und lauten Worten nicht immer viel stecke, und so wagte er wohl, wenn er seinen Gegner zu kennen glaubte, auf Augenblicke ein kühnes Ueberbieten, das, wenn es gelang, ihm einen Anschein von Stärke gab; allein, wenn er sich unglücklicherweise irrte, und ein anderer Mann, als er sich ihn gedacht, vor ihm stand, so war sein Rückzug um so kläglicher, und bisweilen von bitterer Schmach begleitet. Einst auf dem Casino in Berlin — er war schon Legationsrath — übernahm er sich, und dachte seinen Gegner, den Theaterdichter Herklots, durch harte Worte zu schrecken, dieser jedoch gab ihm kurz und gut einen Stoß, daß der Puder umherstäubte, und alle Anwesenden erschraken. Scholz, nach der ersten Betäubung, verzog das Gesicht in

verdrießlichen Unwillen, trat an ein Fenster, öffnete es, und sagte, indem er sich hinauslegte, um auf die Straße zu sehen, mit gefaßter Unzufriedenheit: „Mit dem Menschen sprech' ich in meinem Leben nicht mehr!" Man sollte glauben, er habe Talleyrand's Regel, ein Diplomat dürfe nie heftig werden und nie anders als durch Noten einschreiten, schon vor jenem gewußt!

Die Faulheit hat, wie schon bemerkt, auch ihre Klugheit, und bringt sich theilweise zum Opfer, um sich größerntheils zu retten. Die hieraus hervorgehende Thätigkeit wird nothwendig pedantisch; die Pünktlichkeit tritt an die Stelle der selbstständigen, durch Urtheil und Willen geleiteten Anstrengung, sichert gegen Vorwurf, und lenkt lästige Weitläuftigkeiten ab.

Wenn man Faulheit und Pedanterei zusammengenannt, so hat man schon die Grundbestandtheile der Selbstsucht ausgesprochen. Scholz war ein vollendeter Egoist. Sein Wohl, sein Behagen, gingen ihm über alles, und er legte die allerkleinste seiner Befriedigungen unbedenklich in die Wagschale gegen die allergrößte Unlust von Anderen. Hierin war er fast großartig. Unter allen Umständen und Bedingungen mußte er sein tägliches Vergnügen haben; dies verschaffte er sich hartnäckig, und vertheidigte es bis zur Grausamkeit. Dies tägliche Vergnügen war mannigfach, aber zum Glück noch gewöhnlich und wohlfeil. Hatte er seine Geschäfte besorgt, die er haßte, so wollte er seinen Geist in Richtungen beschäftigen, die er liebte. Er hatte sich eine leidenschaftliche Neigung zur Mathematik eingeredet, besonders auch zur Astronomie; hier war überall Klarheit und Gewißheit, hier konnte sich kein Vorurtheil, keine Pfafferei und kein Aristokratismus verstecken; er schwelgte in diesen Gesetzen und Rechnungen! Doch war ihm weniger daran gelegen, diese Wissenschaften gründlich zu studiren und darin fortzuschreiten, als vielmehr in ihnen zu lustwandeln, mit Leuten vom Fach darüber zu sprechen, sich neue Besonderheiten vorsagen zu lassen, an denen er sich ergötzte. Auch liebte er sinnreiche Einfälle, Anekdoten, überhaupt Witz, konnte lange mit zufriedenem Lächeln einer neuen Gestalt dieser Art

nachsinnen, und viele Stunden darauf verwenden, einen solchen Stoff in deutsche oder französische Verse, beide gleich schlecht, zu verarbeiten. Doch weit mehr Kraft und Zeit widmete er anderen Gewohnheiten. Schach zu spielen, Weißbier zu trinken, Zeitungen zu lesen, zuerst die frischen, dann aber auch nachzuholende ältere — dazu hatte jeder Tag seine festen, unverrückbaren Stunden; besonders aber war die Mittagstafel, zu Hause oder bei Fremden, das wichtigste Ereigniß, und er schätzte nicht sowohl die Ueppigkeit vieler und kostbarer Speisen und Getränke, als vielmehr die sichere Bequemlichkeit eines ausdrücklichen, möglichst verlängerten Genusses, für den auch ein schlichtes Leibgericht vollkommen ausreichte.

Hier sehen wir freilich die Anlagen des Diplomaten mehr und mehr in die Gewohnheiten des Philisters hinabsinken, und die gefährlichen Uebergänge von den einen zu den anderen, — wo nicht vornehme Geburt und Sinnesart entgegenstehen, — sind leider offenbar. Dieser Mangel vornehmer Geburt wurde unserem Scholz einst bitter vorgeworfen. Als er in späteren Jahren eine Kleinigkeit wegen seines Wartegeldes zu bitten hatte, mißverstand ihn der Minister Graf von Bernstorff, und glaubte, da Scholz bescheiden seine lange Dienstzeit anführte und auch Madrids erwähnte, derselbe fordere den dortigen Gesandtschaftsposten, und zwar als eine Kleinigkeit, die ihm gar nicht entgehen dürfe. Der Graf gerieth in den heftigsten Zorn, die sichtbare Nullität des Mannes und die bedeutende schwierige Sendung, für die man kaum Rath wußte, wirkten als ein zu starker Gegensatz; er fragte mit Ungestüm, ob er wisse, was zu solchem Posten vor allem gehöre? Geburt gehöre dazu, vor allem Geburt, das solle er sich gesagt sein lassen! Da Bernstorff auf Scholz so losfuhr, so wich dieser zurück, und von dem lautscheltenden, immer das Wort Geburt wiederholenden Minister durch Vorzimmer und Flur verfolgt, kam er endlich zur Hausthür, die er eilig hinter sich zuwarf. Daß der gekränkte Demokrat auch hier sich gelobte, mit dem beleidigenden Minister fortan wo möglich nicht mehr zu sprechen, dürfen wir schon glauben!

Scholz hatte in seiner früheren Zeit als ein schöner und stattlicher Mann viel Glück bei Frauen, und ließ dasselbe nicht ungenutzt. Die berühmte und schöne Sängerin Marchetti war lange Zeit seine Geliebte. In Spanien hatte er manches Abentheuer, zu mühsam und gefahrvoll durfte aber keines sein. In Hamburg verheirathete er sich mit einer von ihrem ersten Manne geschiedenen Göttingerin, doch diese sehr schöne und höchst gebildete Frau hätte auf ein besseres Glück Anspruch machen dürfen; nach mehreren Jahren schwieriger Proben fanden beide Theile gerathen, sich scheiden zu lassen. Scholz hatte dabei noch ein weiteres Ziel vor Augen. Als er in seinen späteren Jahren als Minister-Resident zu Frankfurt am Main lebte, meldete sich ihm aus Cadix eine Spanierin, die er ehemals vertraut gekannt, aber ganz aus den Augen verloren hatte, mit einer allerliebsten Tochter von fünfzehn Jahren an; alte Neigung erwachte in Scholz, er dachte es sich als das schönste Behagen, von Mutter und Tochter zugleich sich pflegen zu lassen. Er ließ beide kommen, heirathete, und ging mit beiden, da er durch Einziehung seines bisherigen Postens eben auf Wartegeld gesetzt und in Muße war, nach Breslau und Berlin. Hier traten auch mit der Spanierin üble Verhältnisse ein; durch seine egoistischen Gewohnheiten mußte Scholz jedem Nahelebenden auf die Dauer unerträglich werden. Die Schönheit und Talente der Tochter freuten ihn ungemein; doch versuchte er abermals eine Trennung. Sie wurde ihm unerträglich, wegen der Bequemlichkeiten, die er nun entbehrte. In tiefstem Schmerz erzählte er weinend, daß er seine Wäsche nun selbst habe der Wäscherin zuzählen müssen, solche Qual und Mühe wollte er sich nicht zumuthen, und er eilte sich mit der Frau wieder auszusöhnen.

Eine Zeitlang schienen Mutter und Tochter nun zu herrschen; die kleinen Gewohnheiten ließ man ihm, wichtigere Sachen wurden seinem Willen entrückt. Der Graf von Bernstorff, der ungeachtet der erwähnten heftigen Aufwallung für Scholz nicht ungünstig gesinnt war, bewirkte ihm die Erlaubniß, seine Pension im Auslande verzehren zu dürfen.

Er lebte einige Zeit im südlichen Frankreich, in Spanien, dann in Italien, wählte zuletzt Rom zum Aufenthalt, und starb daselbst im Jahre 1833. In den letzten Zeiten hatte sein Egoismus, zäher und ausdauernder, als der Trotz der Spanierinnen, doch wieder Mutter und Tochter ganz unterjocht, und herrschte auf die widrigste Weise; die Mutter erkrankte und starb, die Tochter hatte beschlossen, mit ihrem noch ziemlich bedeutenden Erbtheil sich in ein Kloster zurückzuziehen. In Rom zu sterben, und Tochter und Vermögen dem Kloster zu überlassen, war für den preußischen aufgeklärten, demokratischen und philisterhaften Diplomaten noch eine Art romantischen Ausgangs, um den er sich indeß wenig bekümmerte, da er in seiner letzten Krankheit nur mit der Pflege und Labung seiner selbst beschäftigt war.

In allem Egoismus hatte Scholz doch ein gutes Herz und einen redlichen, treuen Sinn; nur durfte kein Widerstreit beide auf die Probe setzen. Bürgerliche Rechtschaffenheit war ihm heilig, und nie hat er eine Unredlichkeit verübt. An seinen Freunden und alten Bekannten hing er mit Zärtlichkeit, nie vergaß er ihrer, und gönnte ihnen alles Gute, wenn er es nur nicht erarbeiten helfen oder verantworten sollte! Auch seine Gesinnungen waren fest und unwandelbar, nur mußte man nicht verlangen, daß er sie zur Schau tragen oder durchfechten solle! So sehr er sich äußerlich bequemte, innerlich that er es nie, und es ist die Frage, ob er, bei einem gehörigen Aufschwung, oder dringender Nothwendigkeit, nicht seine zage Faulheit vielleicht überwunden, und der Welt eine heldenmüthige Standhaftigkeit hätte zeigen können.

Seinem Landsmanne Gentz verglichen, ergiebt sich ein merkwürdiges Licht für beide. Von demselben Ort und denselben Grundsätzen ausgehend, in fast gleicher Laufbahn, und mit fast gleichem Bedürfniß persönlichen Wohlbehagens, findet der eine, thätig und gewandt, die reichste Ausbeute der großen Welt, deren Gesinnung und Richtung er annimmt, und steigt zu Ruhm und Ehre, und dauerndem Namen auf, der andere, lässig und unbeholfen, seinen Ueberzeugungen

treu, sinkt in dunkle Mittelmäßigkeit des Genusses und in Unbedeutendheit zurück. Beide waren unvollkommene Invasion bürgerlicher Kräfte in die Vornehmheit; dem einen eröffnete sie sich, indem er die Ueberfülle seines Talents ihr als Opfer darbot, den anderen stieß sie ab, weil er für sie bei mangelnder Auszeichnung nicht einmal Unterwürfigkeit genug hatte!

Wilhelm Nolte.

Königlicher wirklicher Oberkonsistorialrath.

Gestorben zu Berlin, den 2. Juli 1832.

Wir haben den Verlust eines unserer edelsten Mitbürger, eines liebevollen und thätigen Menschenfreundes, in dem Hinscheiden des Mannes zu betrauern, dessen ehrwürdiger Name Ueberschrift dieser Zeilen bildet, und wir fühlen uns um so eifriger gedrungen, ihm einen Nachruf des Schmerzes und der Anerkennung öffentlich zu widmen, als er selbst, während eines schönen und verdienstvollen Lebens, welches für die Welt durch seltene Eigenschaften des Geistes und Herzens die segenreichsten Wirkungen rastlos ausübte, für sich keinen Gewinn in Ruhm und Namen suchte, sondern in stiller Würde und reinem Wandel bescheiden dahin lebte. Doch müssen wir an diesem Orte fürerst uns begnügen, den Umriß seines Lebens und Karakters in gedrängtem Ueberblicke darzulegen.

Johann Wilhelm Heinrich Nolte wurde am 27. November 1768 zu Berlin geboren. Er stammte aus einer achtbaren Bürgerfamilie, und der Vater, ein überaus redlicher und mit ungewöhnlicher Klarheit in die Verhältnisse des Lebens blickender Mann, sorgte eifrig dafür, durch guten Unterricht die frühzeitig sichtbaren Anlagen des Sohnes zu entwickeln. Dieser besuchte von der zartesten Jugend an die Realschule, ging mit einem reichen Vorrathe von Kenntnissen und Fertigkeiten zu dem mit dieser Schule in enger Verbindung stehenden

Pädagogium, dem nachmaligen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, über, und gewann hier insonderheit das Studium der älteren und neueren Sprachen lieb, worin er bald die ausgezeichnetsten Fortschritte machte. Ohne hinlängliche Mittel, eine Universität zu beziehen, und für die Erweiterung seiner Vorkenntnisse eifrig, hätte er gern noch länger die Schule besucht, als ein günstiger Umstand ihn unerwartet zur Universität beförderte. Die Oberkonsistorialräthe Teller, Büsching und Gedike prüften ihn gleichzeitig mit seinem Jugendgenossen Kiesewetter und einigen Anderen, und die Folge war, daß ihm das kurmärkische Stipendium auf drei Jahre und gleich darauf noch ein zweites zu Theil wurde. Er ging daher Ostern 1785 nach Halle, wählte das Studium der Theologie und hörte die wichtigsten theologischen Vorlesungen bei Nösselt, Knapp und Niemeyer, philosophische und philologische bei Eberhard, Jakob und Friedrich August Wolf, aber auch die Naturwissenschaften und die Geschichte zog er mit Eifer in den Kreis seiner Studien.

Um Ostern 1788 nach Berlin zurückgekehrt und noch schwankend, ob er die theologische Laufbahn verfolgen oder sich ganz dem Lehr- und Erziehungsfache widmen solle, nahm er, jedoch nur auf kurze Zeit, eine Lehrerstelle in einem vornehmen Hause an, worauf er, dem Minister Grafen von Hertzberg durch seine persönliche Erscheinung und seine vielversprechenden Fähigkeiten empfohlen, bei diesem berühmten Staatsmanne Sekretair wurde. Eine Anstellung in dem auswärtigen Departement konnte ihm hier nicht entgehen, und es ist kein Zweifel, daß in dieser Bahn seine Fähigkeiten volle Anerkennung gefunden haben würden; allein der Austritt seines Gönners aus den Geschäften vereitelte diese Hoffnungen. Er ließ sich dies nicht allzuleid sein, und kehrte gern zu dem Unterrichtsfache zurück, wo ihm, wenn auch minder glänzende, doch um so gründlichere Erfolge bestimmt waren. Er wurde im Jahre 1791 Lehrer an dem Pädagogium und der Realschule, wo er sowohl in den gewöhnlichen Schulgegenständen, als auch im Französischen und Englischen den vortrefflichsten Unterricht ertheilte. Im Jahre 1798 empfing er die Stelle eines Professors am Friedrich-Wilhelms-Gym-

nasium, wie auch eines Lehrers der deutschen Sprache, der Geographie und Geschichte bei der Königlichen medizinisch-chirurgischen Pepinière. Seine Klarheit im Vortrage, sein unverdrossener Eifer und seine freundliche Sanftmuth machten ihn seinen Zuhörern eben so nützlich als werth und angenehm, und selten hat ein Lehrer von einer gemischten Jugend so allgemeinen Dank und allgemeine Zuneigung eingeerntet.

Sein ausgezeichnetes Verdienst in dieser bis zum Jahre 1804 so glücklich fortgesetzten Thätigkeit blieb aber auch höheren Ortes nicht unbemerkt noch unbelohnt. Man schätzte seine Kenntnisse und Lehrgaben, mehr aber noch die schönen sittlichen Eigenschaften, welche ihn dabei beseelten, den reinen Antrieb und Eifer, die Gewissenhaftigkeit, den Fleiß, den sicheren und feinen Takt in Behandlung der Geschäfte und Menschen, den hellen Verstand und die feste Ausdauer, welche er in kleinen wie in größeren Dingen bewies. Er wurde deßhalb in die Oberbehörde des gesammten Unterrichtswesens berufen und in dem damaligen Königlichen Oberkonsistorium und Oberschulkollegium zuerst als Assessor, dann im nämlichen Jahre schon als Oberkonsistorialrath angestellt. Hier begann eine neue, ihm höchst erwünschte und unter seinen Händen überall fruchtbare Geschäftsthätigkeit, in welcher er sein übriges Leben hindurch getreu verblieben ist.

Die Unfälle, welche den preußischen Staat im Jahre 1806 trafen, erschütterten ihn sehr, stärkten aber zugleich seinen Muth in treuer Anhänglichkeit an König und Vaterland zu stets erneuter Hoffnung und zu jeder erhöhten Anstrengung und Hingebung. Der Frieden von Tilsit brachte große Veränderungen, wie in dem äußeren Bestande, so auch in der inneren Gestaltung des Staates hervor, und Nolte's bisheriges Verhältniß wurde dabei nicht günstig bedacht. Die preußische Regierung hatte nothgedrungen ihren Sitz längere Zeit in Königsberg gehabt, und es war natürlich, daß die in der dortigen Provinz vorfindlichen Männer an die Spitze der Geschäfte traten. Sie kamen nach Berlin mit dem Vorsatze, das noch übrige Alte rasch abzuschaffen und das nöthig erachtete Neue ohne viele Umstände einzuführen. In diesem etwas stürmischen Verfahren, das freilich durch die

Zeitlage vielfach entschuldigt war, geschah es auch, daß Nolte, von dessen bedächtigem Fleiße und strenger Maßhaltung manches Hinderniß befürchtet wurde, am meisten da, wo man schnell durchgreifen wollte, der aber in einer weniger allgemeinen Sphäre noch ausgezeichnete Wirksamkeit üben konnte, unerwartet durch die Auflösung des Oberkonsistoriums seine seitherige Stellung verlor, und eine neue in der geistlichen und Schulkommission bei der Königlichen Regierung in Potsdam zugewiesen erhielt. Dies geschah im Jahre 1809. Er empfand diese Kränkung, aus einer allgemeinen Landesbehörde zu einer provinziellen versetzt zu sein, sehr tief, und machte wiederholt seine gegründeten Vorstellungen deßhalb, jedoch ohne Erfolg. Zu seiner hohen Ehre können wir versichern, daß er trotz dieser gerechten Unzufriedenheit, seinem neuen Amte vom ersten Tage, wo er dasselbe antrat, ganz den gleichen Eifer und die gleiche Thätigkeit widmete, wie dem früheren, und daß er nicht einen Augenblick die Sache entgelten ließ, was ihm persönlich Unbilliges widerfahren war.

Auch wurde bald offenbar, daß man das Verdienst und den Werth des Mannes nicht nach Gebühr geschätzt hatte, und ihm ward dafür manche Genugthuung zu Theil. Der General von Scharnhorst und der damalige Geheime Staatsrath Wilhelm von Humboldt fanden Anlaß, dem Könige in einem Bericht über die Organisation des Militairschulwesens die besonderen Verdienste zu rühmen, welche Nolte sich als Kommissarius der Regierung um diese so wichtige als schwierige Angelegenheit erworben hatte, worauf jenen Beiden durch einen Königlichen Kabinetsbefehl ausdrücklich aufgetragen wurde, den würdigen Mann der ganzen Zufriedenheit des Königs zu versichern. Wilhelm von Humboldt entledigte sich dieses Auftrages durch ein besonders schmeichelhaftes, auch die eigenen Gesinnungen der Hochachtung und Anerkennung eifrig ausdrückendes Schreiben. Durch nachherige Verfügungen und Beförderungen, welche ihm den gewünschten Aufenthalt zu Berlin sicherten, und seine Stellung sowohl erhöhten als angenehmer machten, wurde die erlittene Widerwärtigkeit vollends ausgeglichen.

Im Jahre 1816 trat er in das neu errichtete Konsi-

storium der Provinz Brandenburg über, bei welchem er seitdem verblieb. In Januar des folgenden Jahres verlieh der König, ihm unter ehrenvoller Anerkennung seiner vielfachen Verdienste den rothen Adlerorden dritter Klasse. Im Jahre 1826 erhielt er die Auszeichnung, zum wirklichen Oberkonsistorialrath ernannt zu werden.

Der treffliche Mann, der nur in seinem Pflichteifer und in seinen menschenfreundlichen Neigungen lebte, der für sich nichts begehrte, als daß man ihn ungestört in seinem Berufe fortschreiten ließe, der seinen Vorgesetzten jede Achtung und Folgsamkeit, seinen Kollegen herzliches Zutrauen, seinen Untergebenen jede Sorgfalt und schonende Rücksicht bewies, sollte gleichwohl auch die Erfahrung machen, daß der Verein der edelsten Eigenschaften und der reinste, redlichste Wandel nicht gegen den Angriff der Tücke und des Unverstandes wahren, daß aber dennoch die eigenen Tugenden die sichersten und unfehlbaren Waffen bleiben, um einen solchen Angriff siegreich zurückzuweisen. Im Jahre 1811 nämlich wurde er durch ein Schreiben der damaligen Oberbehörde für den Kultus und öffentlichen Unterricht auf das äußerste betroffen und aufgeregt, indem solches, bei allgemeiner Anerkennung seines Verdienstes in Hinsicht der Oberaufsicht der Schulen, ihm zugleich die auffallende und unerhörte Mahnung ertheilte, den Vorstehern der verschiedenen Institute den freudigen Muth und den regen Eifer, deren sie bei ihrem Geschäft so sehr bedürften, nicht durch eine zu genaue Aufsicht zu benehmen, namentlich gelte dies von dem Taubstummeninstitute, dessen bewährtem Direktor Professor Eschke freiere Hand und größere Unabhängigkeit gelassen werden möge! Der Harmlose und Sanftmüthige konnte einen Augenblick staunen, aber nicht erschrecken, über die Ränke und die unbedachtsame Eitelkeit und Selbstsucht, die ihn hier zu verstricken und zu beschädigen drohten. Mit der vollen Kraft seines guten Bewußtseins erhob er sich, und trat der Behörde, welche sich durch einseitige Zuflüsterung hatte verleiten lassen, muthig und getrost entgegen. Mit bescheidenem Ausdruck, aber entschlossen und gründlich, setzte er die ganze Anklage in ihr gehöriges Licht, bewies Schritt für Schritt ihre Falschheit, und daß er,

weit entfernt in der angedeuteten Weise gefehlt zu haben, vielmehr sich den Vorwurf machen müsse, bei seiner Aufsicht der Schulen und Anstalten bisher leider noch allzusehr im Allgemeinen stehen geblieben zu sein. Und namentlich sei dies bei dem Taubstummeninstitute der Fall; denn, ungeachtet der verwickelten Angelegenheiten dieses Instituts, welche eine genaue Sorgfalt erforderten, habe er auch in der dringendsten Zeit kaum wöchentliche Besuche dort abzulegen vermocht. Er habe über dreihundert Schulen zu wachen; ihm lägen der Prüfungen so viele ob, daß er deren im vergangenen Jahre allein hundert und eine zähle; er habe seit der kurzen Zeit, daß die kurmärkische Regierung sich in Potsdam befinde, nahe an vierhundert Berichte, und unter ihnen einen, der allein zweihundertfünfzig Folianten betrage, erstattet; dabei habe er bei seinen vielen Geschäften nicht einmal einen Schreiber oder Boten zur beständigen Verfügung, und sei daher oft in Einer Person Dekretist, Expedient, und auch — wenn er nicht aus seiner Tasche zahle — Kanzlist, Aktenhefter und Bote. Unter solchen Umständen müsse er sich freilich von dem Vorwurfe, den er sich habe machen wollen, wieder frei sprechen; aber auch um so stärker den entgegengesetzten ablehnen, den man ihm aufgebürdet, und den er wie durch die That nicht verdiene, auch durch seinen Sinn niemals verdienen könne. Hierauf that er dar, daß die hämische Anschuldigung nicht von dem Vorsteher der Anstalt ausgehen könne, denn dieser habe ihn mit Beweisen der innigsten Freundschaft und Ehrerbietung überhäuft, seinen Rath und Beistand immer angerufen, ihm neuerlich erst ein Buch mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken zugeeignet, und ihm durch ein rührungsvolles Schreiben den Wunsch bezeigt, nie unter einem anderen Vorgesetzten zu stehen. Diese ganze Ausführung ist ein Meisterstück pathetischer und dialektischer Kraft, sie hält sich streng in der Linie der Vertheidigung, sie bezeichnet keinen Schuldigen namentlich, aber läßt hell das Strafschwert blinken, das denselben treffen muß, falls derselbe so schöne Versicherungen nur zu gleißnerischer Tücke mißbraucht haben sollte. Zuletzt fordert er mit Ernst und Nachdruck die gebührende Genugthuung für die stattgefundene

Kränkung seiner Amtsehre, und überläßt der Behörde, den falschen Angeber auszumitteln und nach Ermessen zu bestrafen. Ihm wurde die vollständigste Genugthuung wirklich zu Theil, und der widerwärtige Handel endete mit entschiedenster Rechtfertigung und glänzendstem Sieg, wobei seine Großmuth doch am Ende den Gegner im Dunkel noch gern entschlüpfen ließ. Dieser war in der That niemand anders als jener Eschke. Das Ereigniß war für beide Männer entscheidend; Eschke wagte nie wieder die Augen aufzuschlagen, Nolte hatte nie wieder eine Anfechtung solcher Art; die erlebte jedoch diente ihm und Anderen als ein tröstliches Beispiel, wie die gerechte Sache auch in die Hand des Sanften und Frommen eine unvermuthete Stärke und Geschicklichkeit legen kann. —

Seinen Geschäftsarbeiten wollte man bisweilen nachsagen, sie gingen in zu umständliche Erörterungen ein; man mußte ihnen dagegen auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie jedesmal von musterhafter Genauigkeit und Klarheit waren, und nicht leicht eine Lücke ließen, wo eine Vervollständigung der Gesichtspunkte, der Vorschläge und Gründe, oder sonst ein Zusatz möglich gewesen wäre. So war noch in der letzten Zeit seines Lebens von ihm der Plan zur neuen Einrichtung der Ritterakademie zu Brandenburg umständlich ausgearbeitet worden, über dessen bogenreichen Umfang man anfangs erschrak, nachher aber bekennen mußte, daß darin auch ganz und gar alles erwogen und geprüft, nichts vergessen oder flüchtig abgethan sei, und der strenge Geschäftsmann hatte die Befriedigung, daß sein Entwurf, nach langem Betrachten und Durchprüfen, völlig zweckmäßig befunden, und ganz ohne Aenderung und Zusatz genehmigt und ausgeführt wurde. —

Unmöglich wäre es, hier die Mannigfaltigkeit, den Umfang und die Schwierigkeit der Geschäfte und Arbeiten aufzuzählen, die ihm in seiner Stellung theils von Amts wegen oblagen, theils durch das Vertrauen seiner Mitbürger zugewendet wurden, theils durch freiwilliges Anbieten seines geprüften Rathes und seiner thätigen Hülfe sich anhäuften. Einige der gemeinnützigen Anstalten, wir nennen hier vor allen die Louisenstiftung, das Friedrichsstift und die Gewerbsschulen, —

welchen er Mitvorsteher und Theilnehmer war, haben in öffentlichen Blättern bereits ausgesprochen, was sie ihm verdanken, wie sie ihn vermissen; und von wie vielen Seiten noch könnten ähnliche Bekenntnisse geschehen, wenn überall der Gedanke und das Gefühl sogleich die beredten Worte fände!

Obgleich während seines ganzen Lebens vorzugsweise durch die nächsten Pflichtarbeiten und in praktischen Verhältnissen stets und stark beschäftigt, wußte der treffliche Mann doch einige Muße auch zu litterarischen Arbeiten zu benutzen. Er hätte als Schriftsteller, wäre ihm vergönnt gewesen, eigene größere Kompositionen zu liefern, unstreitig sehr bedeutend werden können, und seine Schreibart gehört auch jetzt zu den musterhaftesten im Deutschen; allein er hatte auch hier zunächst den praktischen Zweck der Verbreitung von Kenntnissen und der Erleichterung des Unterrichts im Auge. So entstanden außer einer schon in vielen Auflagen wiederholten Chrestomathie zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische, einer mit Anmerkungen versehenen sehr schätzbaren Ausgabe des Vicar of Wakefield und einer ähnlichen des Macbeth, insbesondere die trefflichen Handbücher der französischen und englischen Litteratur und Sprache, die er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Ideler bearbeitet und herausgegeben, und worin die gedrängten, aber alles Nothwendige und Karakteristische glücklich zusammenfassenden Lebensbeschreibungen der Autoren in solchen gegebenen Rahmen nicht selten wahre Meisterstücke geworden sind.

Seine äußeren Lebensverbindungen waren sehr einfach. Er hatte das Glück, seinen wackeren Vater, der in dem Sohne so schöne Hoffnungen erfüllt sah, bis zu dem Lebensalter von zweiundachtzig Jahren bei sich zu pflegen. Verheirathet war er nie. Mit einer einzigen Schwester, die ihn eben so heiß liebte, als sie ihn einsichtig zu würdigen verstand, lebte er in edlem häuslichen Verhältnisse glücklich vereint.

Einem reichen Kreise bewährter Freunde brachte er stets unveränderte Innigkeit und Treue zu; auch die Beziehungen der allgemeineren Geselligkeit belebten und erhöhten sich in seinem Umgange; die wohlwollende Heiterkeit seines Gemüthes, sein angenehmer Sinn und reich ausgestatteter Verstand

äußerten sich in den feinsten und gebildetsten Formen, und sein ganzes Benehmen und Gespräch stellten einen Mann dar, dessen auch die höchsten Klassen der Gesellschaft sich hätten rühmen dürfen. Seine Güte und Sanftmuth, welche doch dem Ernst und der Festigkeit, deren das Recht oder die Wahrheit bedarf, niemals Eintrag thaten, blieben sich auf höheren und niederen Stufen vollkommen gleich. Diese Eigenschaften waren bei ihm durchaus Tugenden, keiner Schwäche entspringend, noch solche erzeugend, mit dem erfreuenden Anschein auch das wohlthuende Wesen verbindend. Von ihm kann die seltene Versicherung gelten, daß er während seiner ganzen Laufbahn niemals einen Mitmenschen gekränkt, ihm aus Absicht oder Leichtsinn geschadet, ihn gehaßt, verkleinert oder gehemmt habe; vielmehr erschien er selbst Gegnern wohlmeinend, behülflich und zu jedem Guten freudig.

Wir dürfen uns zum Schlusse noch die Erwähnung gestatten, daß Nolte seit früherer Zeit mit großem Eifer und mit einer seinem liebevollen Gemüth entsprechenden Befriedigung dem Freimaurerorden angehörte, und in demselben zu den höchsten Stufen emporgestiegen war. —

In den Herzen derer, die ihn gekannt und geliebt, die mit ihm gearbeitet, die durch ihn gewonnen haben, wird er unvergeßlich fortleben, wie in dem Wirken selber, das von ihm ausgegangen, und dessen Segen noch bestehen wird, wenn auch der theure Name dabei nicht mehr im Einzelnen überall deutlich genannt zu werden vermag! —

1832.

Ludwig Robert.

Ludwig Robert wurde geboren zu Berlin im Dezember des Jahres 1778. Die wohlhabende und geachtete Familie, der er angehörte, führte damals den Namen Levin, den sie später mit dem Namen Robert-Tornow vertauschte. Er genoß im elterlichen Hause, das durch geistige Bildung und gesellige Verhältnisse vor vielen anderen ausgezeichnet war, eine sorgfältige Erziehung, und den Unterricht, welcher seinen vorzüglichen Anlagen zu entsprechen schien. Sodann besuchte er das französische Gymnasium. Den Versuch, sich dem Kaufmannsstand zu widmen, weßhalb er nach Breslau und Hamburg reis'te, gab er sehr bald auf, und lebte fortan ganz den freien Studien und dichterischen Arbeiten, zu welchen er die entschiedenste Neigung trug. In dem Gesellschaftskreise seiner Schwester Rahel fand er hiezu jede Anregung und Förderniß durch den belebten Umgang der interessantesten Männer und Frauen, welche damals in Berlin zu finden waren. Sein Sinn war aber in gleicher Weise dem philosophischen Nachdenken wie dem ästhetischen Bilden zugewendet, und neben Goethe wurde schon früh Fichte sein Leitstern auf dem Wege des Lebens und der Wissenschaft. Eine besondere Selbstständigkeit bewies er darin, daß er sich von dem Einflusse der Schlegel, die er beide persönlich wohl zu würdigen verstand, nicht fortreißen oder beherrschen ließ, sondern eine Bahn verfolgte, welche dem Karakter der früheren deutschen Litteratur mehr entsprach, und zu dem auch die spätere, in den ausgezeichnetsten Talenten der Nation, wieder zurückkehrte.

Die lyrischen Erstlinge seiner Dichtkunst erschienen in dem Musenalmanach von Chamisso und Varnhagen für das Jahr 1804. Sie wurden weniger günstig aufgenommen, als sie verdienten; vielleicht, weil sie auch in der Form weniger, als die der anderen jungen Genossen, jener Schule huldigten. Sein Eifer wandte sich aber bald vorzugsweise der Bühne zu. Ein Lustspiel, „die Ueberbildeten", dem er die Précieuses ridicules von Molière sehr glücklich zum Grunde gelegt, wurde in Berlin mit Beifall aufgeführt, wiewohl die satyrischen Scherze über die Schlegel'sche Schule und die Parodirung ihrer Formen ihm auch viele Gegner weckten. Der Musik wohl kundig, dichtete er eine Oper, „die Sylphen", die von dem Kapellmeister Himmel komponirt wurde, aber bei der Aufführung nur theilweise gefiel, weil Dichter und Musiker alles Maß auch des Guten und Besten, was man dem Publikum an Einem Abend aufzunehmen zumuthen darf, überschritten hatten. Das Gedicht aber ist mit großer Sorgfalt entworfen und ausgearbeitet, und darf auch ohne Hülfe der Komposition, als dramatisches Erzeugniß, mit vollem Rechte für sich bestehen.

Nachdem Robert einen Theil von Deutschland gesehen, und auch in Wien einen längeren Aufenthalt gemacht, besuchte er die Universität Halle, wo er jedoch den Vorlesungen wenig Geschmack abgewann, sondern meist eignen Studien und edlem Freundesumgange lebte. Er machte hierauf eine Reise nach Holland, und begab sich dann nach Paris, wo er ein dichterisch genußreiches und fleißiges Leben führte, bis ihn die Unglücksfälle Preußens im Jahre 1806 nach Berlin zurückriefen. Für die Bühne lieferte er hier zunächst wieder eine Uebersetzung, die des Trauerspiels „Omasis" von Baour-Lormian, welche, in trefflichen Alexandrinern gearbeitet, dieser Versart für den tragischen Gebrauch im Deutschen neuen Eingang verschaffen wollte. Eigne Hervorbringungen hielt er, wiewohl sehr fruchtbar und sonst auch gern mittheilend, aus der Oeffentlichkeit immer lange zurück; auch konnte die Rücksicht auf das Publikum ihn selten bei seinen Arbeiten bestimmen, die er im Gegentheil völlig frei, nach ganz persönlichen Antrieben und Stimmungen, oft nur für einzelne Gelegenheiten,

oder für einen kleinen Kreis von Hörern absichtlich einrichtete, und gerade an solchen Erzeugnissen das meiste Behagen fand. Doch übergab er der Bühne nun bald nach einander zwei eigne Werke, „Jephtha's Gelübde", ein Trauerspiel in Jamben, das in Berlin, Weimar, Hamburg, Mannheim und anderen Orten mit Beifall gegeben wurde, und dann „die Macht der Verhältnisse", ein Trauerspiel in Prosa, welches auf allen Bühnen Deutschlands eine große Wirkung hervorbrachte, und heutiges Tages hervorbringt; dasselbe ist ohne Zweifel die gehaltreichste, eigenthümlichste und kraftvollste seiner dramatischen Arbeiten.

In dieser Zeit hatte er sich auch durch Fichte's Umgang und Lehre vollkommen in dessen philosophischen Ansichten befestigt, mit welchen er seine glücklichsten Ueberzeugungen verbinden konnte, und denen er zugleich den leichtesten Uebergang zu den Lehren des Christenthums verdankte, welchen er seitdem mit ernster Wahrhaftigkeit, aber auch mit aller Freiheit eines protestantischen Forschers, anhing.

Die fruchtbare Thätigkeit seines philosophischen und dichterischen Geistes wurde durch die Kriegsbewegungen des Jahres 1812 unterbrochen. Geschäfte, welchen er sich aus Rücksicht für Andere freiwillig unterzog, führten ihn auf einige Zeit nach Polen, von wo er krank zurückkehrte. Im Frühjahr 1813, als Preußen sich gegen den Feind erhob, war auch Robert für die Sache des Vaterlandes begeistert, und verbreitete, noch unter des Feindes Herrschaft, und nicht ohne Gefahr, einen kräftigen Aufruf zum Kampfe. Er selbst hatte früher ritterliche Uebungen sehr geliebt, als Fechter und Turner große Geschicklichkeit gezeigt; in jüngeren Jahren würde der Kriegsdienst ihm eine willkommene Laufbahn gewesen sein. Jetzt, nicht jung genug, um unter den freiwilligen Jägern zu dienen, getrennt von den Freunden, bei welchen er eine ihm gemäße Stellung hätte finden können, krank und mißmuthig im Gefühl persönlichen Zurückstehens, mußte er sich der Verknüpfung ungünstiger Umstände fügen, und einen anderen Ausweg wählen, seine Gesinnung und seinen Eifer zu bethätigen. Er benutzte das Anerbieten des russischen Gesandten Grafen Goloffkin, der bei seiner Mission in

Stuttgart ihm eine diplomatische Thätigkeit eröffnete, welche für die gemeinsame Sache auf diesem Punkte so wichtig als ersprießlich sein mußte.

Mit ehrenvollster Anerkennung seiner geleisteten Dienste schied er noch während des Sommers 1814 aus diesem angenehmen und zu vertraulicher Freundschaft gewordenen Verhältnisse, indem er zu der freien Muße gern zurückkehrte, die seiner Lebensgewöhnung mehr als andere Vortheile nöthig geworden war. Den großen Ereignissen hatte inzwischen auch seine Dichtung eigenthümliche Darstellungen und Ergüsse gewidmet, und ein Theil der begeisterten Gesänge, welche später unter dem Titel „Kämpfe der Zeit" im Druck herauskamen, waren in Stuttgart gedichtet, und von dem Verfasser dort in gewählten Kreisen, und auch am Hofe, unter größtem Beifall vorgelesen worden.

Nach einigem Aufenthalt in Frankfurt am Main, sah er zuvörderst Berlin wieder, lebte dann einige Zeit in Breslau, wo er in Verbindung mit seinem Freunde Schall eine heilsame Wirkung auf die Schaubühne möglich glaubte, wohin seine Neigung, sein Nachdenken und seine Thätigkeit noch stets gerichtet waren. Doch lebten in seiner Erinnerung die angenehmen Eindrücke des Aufenthalts in Süddeutschland fort, und als seine Schwester ihren Wohnort auf längere Zeit in Karlsruhe hatte, folgte auch er den Einladungen, welche ihn dorthin und nach Stuttgart zurückriefen.

Hier lebte er darauf mehrere Jahre, im Genusse der glücklichsten Freiheit, angesehen und beliebt in den ersten Kreisen, die er doch fast mied und stets vernachlässigte, einzig seinen dichterischen Beschäftigungen nachhängend, und in vertraulichem Freundschaftsumgange nur seiner gemüthlichen Neigung folgend. Dabei nahm er an den Bewegungen der Zeit lebhaften Antheil, und sprach seine Gesinnung, die stets den Fortschritten der allgemeinen Entwickelung, dem Menschenwohl, der Sache vernünftiger Freiheit und ächter Bildung gewidmet war, bald in strengem Ernste, bald in scharfem Witz und heiteren Scherzen aus. Der Wechsel des Aufenthalts in den nahe liegenden Städten Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Baden, Straßburg, erhöhte

den Reiz eines Dichterlebens, dem nichts in der Welt zu fehlen schien, und das gleichwohl seinen besten Gewinn noch erst finden sollte.

Im Jahre 1818 lernte er seine künftige Gattin kennen, Friederike Braun, ausgezeichnet durch bewundernswürdige Schönheit, so wie durch seltene Vorzüge des Herzens und einnehmende Geistesgaben. Robert hatte früher nie an eine Heirath gedacht; jetzt war sein Entschluß, als er seine Neigung erwiedert fand, unwiderruflich entschieden. Doch erst im Jahre 1822 konnte die gewünschte Verbindung erfolgen, und gleich darauf wurde eine Reise nach Norddeutschland angetreten.

Er begab sich zuerst nach Dresden, wo er seine Schwester Rahel fand, welche den Aufenthalt in Karlsruhe seit ein paar Jahren wieder mit dem in Berlin vertauscht hatte; auch zog der Umgang mit Ludwig Tieck ihn besonders an. Hierauf lebte er einige Jahre in Berlin, und seine dichterische Thätigkeit wurde nun mehr und mehr auch eine litterarische, wozu die schon früher angeknüpfte freundschaftliche und geschäftliche Verbindung mit Cotta reiche Gelegenheit gab. Er nahm bestimmten und geregelten Antheil an mehreren Zeitschriften; besonders aber blieb die Schaubühne sein Augenmerk, für welche er nicht nur durch eigne größere und kleinere Erzeugnisse, die zum Theil, wie das Lustspiel „Blind und lahm", allgemeines Glück machten, zum Theil, wie das satyrische Stück „Kassius und Phantasus", dem gemischten Publikum nicht eingänglich genug werden konnten, sondern auch durch Uebernahme von mancherlei Arbeiten, zu welchen Talent und Selbstverläugnung vereint sein mußten, durch willigen Beirath, durch belehrenden Unterricht und durch öffentliche Kritik, wirksam blieb.

Diese Thätigkeit und Richtung erlitten durch eine abermalige Veränderung seines Aufenthalts, den er im Jahre 1822 auf einige Zeit wieder in Karlsruhe nahm, wenig Unterbrechung. Die Schaubühnen von Karlsruhe und Mannheim erfreuten sich seiner wohlmeinenden uneigennützigen Theilnahme. Eine mit seiner Gattin nach Paris unternommene

Reise blieb ebenfalls nicht ohne Frucht für die Angelegenheiten der Bühne und der Litteratur überhaupt.

Im Jahre 1827 kam Robert wieder nach Berlin, um sich daselbst, wie es schien, gänzlich festzusetzen. Ihm waren hier durchaus günstige Lebensverhältnisse beschieden; er genoß des reinsten und vollständigsten häuslichen Glückes durch seine liebenswürdige und liebevolle Gattin; seine Schwester war ihm eine sorgsame, zärtliche Freundin; er fand Achtung und Ansehen in jedem Kreise, den er besuchen mochte; sein Ruf als Dichter hatte sich ausgebreitet und befestigt. Auch in seinem Wirken für die Bühne zeigte sich erwünschte Förderniß, und seine Arbeiten für das Königsstädtische Theater schienen diesem einen neuen Aufschwung zu verheißen. Allein diese letztere Aussicht bestand nicht lange, und auch für das Königliche Theater, wo man durch frischen Willen die großen Hülfsmittel bisweilen zu einer würdigen und fruchtbaren Kunstanstalt organisirt zu sehen hoffte, mußten die eifrigsten Bestrebungen sich meist als vergebliche bekennen.

Die Juli-Revolution in Frankreich und die Zerrüttungen, welche sie in den Niederlanden und Polen zur Folge hatte, so wie die Unruhen, die in mehreren deutschen Ländern ausbrachen, wirkten auf Robert's Gemüth sehr verdüsternd. Seine Freiheitsliebe knüpfte sich an gesetzliche Formen, er wollte Erörterung, Fortschritt durch Einsicht; rohe Gewalt und wilde Zerstörung waren ihm verhaßt. Die Sache des Vaterlandes und des vaterländischen Königthums erregte seinen tiefsten Antheil, seinen reinsten Eifer. Indeß mußte er bald erfahren, daß Zeiten der Unruhe und Verwirrung es am meisten durch das Verkennen sind, welches sowohl die richtigen Grundsätze im Allgemeinen, als auch die Denkungs- und Verfahrungsart des Einzelnen trifft. Er sah die Mehrzahl der Menschen von ganz anderen Gesichtspunkten ausgehen, als die seinigen waren; seine Aeußerungen wurden mißverstanden, seine Triebfedern nicht begriffen; zwischen heftigen und blinden Partheimeinungen fand er für seine Ueberzeugungen und Urtheile selten eine Stätte. Mißmuthig zog er sich mehr und mehr in sein Inneres und auf einen kleinen Kreis

des Umgangs mit seiner Schwester, mit einigen jüngeren Verwandten und bewährten Freunden zurück.

In solcher tiefen Verstimmung überkam ihn noch der Eindruck der steten Annäherung des furchtbaren asiatischen Uebels, welches von Rußland und Polen her ganz Europa in Schrecken setzte. Als es unvermeidlich zu werden schien, daß die Cholera sich auch diesseits der Oder ausbreiten würde, faßte Robert den Entschluß, Berlin zu verlassen, und fürerst noch einige Zeit ruhigen Lebens und Dichtens zu gewinnen, fern von den Stürmen der politischen Welt und den Angriffen der mörderischen Seuche. Die Seinigen redeten ihm lebhaft zu, ja er konnte glauben, sie durch sein Beispiel zur heilsamen Nachfolge zu bewegen. So reis'te er im Sommer 1831 ab, und nahm seinen Aufenthalt in Baden, wo er auch den Winter zubringen wollte.

Die gehoffte Ruhe jedoch fand er auch hier nicht. Verdächtigungen seiner Denkart und abentheuerliche Mißreden folgten ihm aus der Heimath nach, und er glaubte öffentlich dagegen auftreten zu müssen. In Baden selbst waren die Gemüther höchst erregt, die Aeußerungen heftig und schrankenlos; er sah seine Meinung mit der ihn umgebenden noch mehr in Widerspruch, als dies in Berlin der Fall gewesen war, und mußte es geschehen lassen, daß Leichtsinn und auch mitunter Bosheit seinen redlichen Sinn laut verunglimpften. Stille dichterische Thätigkeit und sein glückliches Gattenverhältniß wurden in dieser Zeit um so mehr seine Zuflucht.

Der allgefürchteten Krankheit schien er glücklich entgangen, aber in dem bisher bewahrt gebliebenen Lande schlich ihn ein anderes Uebel todtbringend an. Er erkrankte im Juni des Jahres 1832 an einem Nervenfieber, das durch einen Rückfall tödtlich wurde. Er entschlief, nach vorausgegangenem mehrwöchentlichen Kampfe, gefaßt und sanft am 5. Juli, unter der treuen Pflege der trostlosen Gattin, die schon nach wenigen Wochen, von der gleichen Krankheit ergriffen, ihm nachfolgte!

Der Eindruck dieses doppelten Todesfalles wurde allgemein tiefschmerzlich empfunden. Dem ausgezeichneten Dichter und edlen Menschen, der schönen, holden Frau und lieblichen

Dichterin, — denn auch ihr war die Gabe des anmuthigen Liedes verliehen, — folgten aus der Nähe und Ferne viele herzliche Klagelaute, voll Anerkennung, Bedauern und Sehnsucht. Von den öffentlichen Nachrufen, welche uns bekannt geworden, fügen wir als Zeugniß ehrenvoller Theilnahme hier die beiden nachstehenden an, einen deutschen und einen französischen, die zugleich als bezeichnende Würdigung des Dichtertalents dienen mögen, dessen kritische Erörterung und Feststellung wir unsererseits hier nicht versuchen.

Noch im nämlichen Monate, da Robert geschieden war, sprach W. Häring über ihn im „Freimüthigen" unter anderen Folgendes:

„Der Schmerz um einen bewährten Freund, einen geistreichen Dichter, einen werthen Mitarbeiter dieser Blätter ist zu neu, unsere Zeit zu gemessen, um diese Nachricht für unsere Leser mit mehr als wenigen Andeutungen zu begleiten."

„Ludwig Robert ist in Berlin geboren, in den letzten siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, von begüterten Aeltern. Seine ausgebreitete Familie lebte hier im Wohlstande und ehrenvollen Stellungen. Auch er selbst gehörte zu der glücklichen Minderzahl deutscher Dichter, welche nicht mit dem Bedürfniß zu kämpfen haben. Ohne reich zu sein, konnte er sein Leben hindurch eine unabhängige Stellung behaupten."

„Seine Erziehung und seine Studien hat er größtentheils in Berlin vollendet. Vielleicht läßt sich — im guten Sinne — behaupten, daß sein beißender Witz nach seiner Vaterstadt schmeckt. Natürlich hatte er ihn auf seine geistreich feine Weise ausgebildet."

„Robert arbeitete langsam. Gedankenloses Phantasiren war ihm zuwider. Er mußte sich über alles, was er schuf, volle Rechenschaft geben können. Nur in dem Cyklus von Gedichten nach Napoleon's Sturz, „die Kämpfe der Zeit", erhob ihn die Bedeutung des Momentes zu dithyrambischem Schwunge, und diese Gesänge sind wohl poetisch das Werthvollste, was Robert geleistet."

„Sonst war seine Muse eigentlich eine epigrammatische,

ein Kind unseres reflektirenden Geschlechtes. In kurzen Sinngedichten, die von Mund zu Munde gehen, z. B. „Was ist das Publikum?" in kritischen Parodieen, z. B. das Gespräch der Königinnen, hat er Ausgezeichnetes geleistet."

„Es darf nicht geläugnet werden, daß ein großer Mißmuth, der bis zur Bitterkeit ging, dem Dichter das Leben verkümmerte. Die Mißverhältnisse des deutschen Theaters tragen hievon die Hauptschuld. Er hatte sich viel von dessen Fortschreiten versprochen, er hatte viel gehofft für dasselbe zu wirken (er hatte es in seiner Blüthe kennen gelernt!), und er mußte Zeuge sein seines schnellen Verfalls."

„Der Unmuth, wie man in blinder Thorheit die Rechte der Dichter verkannte, verschwendend in Garderobe, Dekorationen und dem anhangenden Tand, zu profitiren glaubte, indem man die längst kümmerlichen Honorarsätze für die Dichtungen noch herabsetzte (!) und dadurch dem Kunstwerthe des Instituts den Stab brach, übermannte ihn. Er konnte, lange von süßen Hoffnungen genährt, einem ihm sehr werthen Institute nicht so schnell und gelassen den Rücken kehren, wie die meisten unter den besseren deutschen Dichtern, die es längst aufgegeben, für die bunte Schau- und Gaukel-Anstalt, heut noch Theater genannt, ihre besseren Kräfte zu vergeuden. Er hoffte noch lange, er wollte nicht ohne Kämpfe davon gehen, und das war ehrenwerth."

„Besonders hatte er durch das neue Königsstädtische Theater zu wirken gehofft. Er fand nicht genügende Unterstützung. Auch war der Ruin dieses Theaters schon durch die zu breite Grundlage, auf der es errichtet, ausgesprochen. Indeß war die Zeit, wo er mitwirkte, die Blüthezeit des Schauspiels dort. — Hätten die damaligen Direktoren nur so viel als den einjährigen Gehalt einer Sängerin angewandt, um die produktiven Kräfte der Lustspieldichter einmal aufzumuntern und einigermaßen nur für die Arbeit zu entschädigen, so würde diese Anstalt vielleicht mit geringsten Kosten fortgedauert und geblüht haben."

„Unter seinen Lustspielen haben wohl diejenigen den meisten inneren Werth, welche im Publikum am wenigsten ansprechen, eine Erscheinung, die sehr nahe liegt, weil eine bittere Zeit-

satyre, wo das negative Element vorwaltet, wie z. B. sein „Phantasus und Kassius“ und sein: „Er wird zur Hochzeit gebeten“, vom Theater herab nicht anziehen kann.“

„Ein geistreicher Mann wie Robert, dessen reflektirendes Dichtertalent ringsum nach Gegenständen fühlte, konnte auch nicht fremd bleiben dem öffentlichen Leben. Er trat nicht positiv als Politiker auf, aber seine Schriften sind voller politischen Anspielungen; seine satyrische Geißel flog rüstig umher — ohne zu beleidigen. Allein ein Dichter und Politiker aus Fichte's Schule, der an Perfektibilität glaubte und ihr Heranmahen in jedem Zeitumschwunge zu gewahren meinte, mußte auch darin in der allerletzten Zeit bittere Täuschungen erfahren.“

„Robert gehört zu den außerordentlichen deutschen Dichtern, welche nicht jede Zeile, die sie schreiben, für den Druck bestimmen. Er dichtete für sich; viele Satyren, Xenien, ganze Parodieen, lagen in seinem Pulte, die er nur vertrautesten Freunden dann und wann mittheilte. Es gehörte zu seiner inneren Genugthuung, sich gelegentlich so Luft zu machen; dann aber wurde es verschlossen, um niemand zu beleidigen.“

„Er selbst war oft bitter, seine Satyre aber blieb nur witzig und scharf. Und doch darf von dem Menschen Robert gesagt werden, daß, wo er jener Bitterkeit Herr wurde, er liebenswürdig war und ein edles, wohlwollendes Gemüth zeigte. Friede seiner Asche!“

Die zweite, französische, Stimme ist die eines jungen liebenswürdigen Schriftstellers, Eduard de la Grange, welcher noch in der letzten Lebenszeit Robert's dessen Umgang in Baden genossen hatte, und in der Revue des Deux-Mondes sich über den Hingeschiedenen also vernehmen ließ:

Genève, 10. Août 1832.

Permettez-moi, monsieur, de consacrer, dans votre *Revue*, un souvenir à la mémoire de Louis Robert, de Berlin, qu'une mort prématurée vient d'enlever à ses amis. Il n'y a pas encore six semaines que, nous pro-

menant sous les délicieux ombrages de Baden-Bade, nous devisions ensemble sur la poésie et la littérature germaniques. Gravissant ces montagnes hérissées de noirs sapins, au milieu de ruines pittoresques des châteaux du moyen âge, il me lisait des vers que lui avaient inspirés les *Orientales* de Victor Hugo, et se plaisait a me faire remarquer la singulière facilité avec laquelle la langue allemande peut s'approprier les beautés de nos chefs-d'oeuvre romantiques; quelquefois, par une transition soudaine, s'élançant des régions de la poésie à celles de la philosophie, il me commentait des passages de Fichte, dont il avait été le disciple et l'ami. Sa conversation était tout-à-la fois piquante et instructive, son esprit aimable et enjoué, il y avait de la finesse dans ses observations et de l'atticisme dans ses critiques; mais elles glissaient sur les individus sans faire grâce aux ridicules. Robert appartenait au passé par les goûts et les liaisons de sa jeunesse. Véteran de l'école de Gœthe et de Tieck, dont il se montrait l'admirateur passionné, il avait milité pour eux, pendant vingt ans, dans les feuilles littéraires, comme un soldat qui défend ses chefs et ses drapeaux. Il a composé plusieurs comédies: l'une d'elle, *die Ueberbildeten*, dont le canevas est tiré des *Précieuses ridicules* de Molière, mais revêtu de couleurs empruntées aux mœurs et aux localités allemandes, a été jouée, pour la première fois avec beaucoup de succès, en 1804; depuis elle a été rajeunie dans ses détails et n'a pas obtenu moins de faveur: je citerai encore *Cassius et Fantasus*, pièce allégorique et satirique, dont le sujet est purement littéraire: Cassius est la caisse, et Fantasus l'imagination; enfin une tragédie bourgeoise, *die Macht der Verhältnisse* (la puissance des rapports), qu'on représente aujourd'hui sur la plupart des théâtres de l'Allemagne.

En 1817, Robert paya son tribut à l'enthousiasme de l'époque, par un volume de poésies sur les grands événemens qui, depuis 1813, avaient changé la face de l'Europe; mais sa lyre ne connut jamais la flatterie, il ne venait pas bravement au secours des monarques vain-

queurs, sa voix généreuse s'élevait comme celle de Jean-Paul en faveur des peuples: véritable patriote dans le bon sens de ce mot, et sincère ami d'une sage liberté, il tirait du passé des leçons pour l'avenir. Il publia ensuite successivement plusieurs nouvelles qui rappellent, par leur côté satirique, la manière de Cervantes, et les poésies épigrammatiques qu'il inséra dans les *Rheinblüthen*, en 1824 et 1825, sont presque toujours présentées sous la forme la plus heureuse.

Robert écrivait dans *les Annales critiques de Berlin*, et plus fréquemment encore dans le *Morgenblatt*, ou, depuis 1830, il avait publié les *Nouvelles lettres d'un mort*. C'était une suite à celles du prince Pückler qui eurent tant de vogue en Allemagne; Robert sut s'approprier ce cadre ingénieux: il datait cette correspondance, tantôt de l'autre monde, et tantôt de celui-ci, soit que l'ombre du dandy voyageur erre encore sur cette terre, soit qu'elle se promène de planète en planète. La veille du jour de notre séparation, il me montra une de ces lettres qu'il venait de terminer, elle était écrite de Saturne; j'y remarquai quelques allusions à Bœrne et au journal de l'église évangélique de Berlin; la tendance de cette feuille est une sorte de jésuitisme protestant, et Robert a toujours été l'antagoniste le plus décidé des piétistes et des mystiques modernes. Cette épître est d'ailleurs entièrement politique: c'est une argumentation judicieuse et serrée qui s'attaque également aux théories radicales et absolutistes. Les lettres précédentes traitaient des théâtres et de la littérature. Peu de temps avant que la mort ne le frappât, Louis Robert avait composé un prologue pour une représentation que les acteurs de Carlsruhe donnèrent à la mémoire de Gœthe. Ce sont les derniers vers qui soient sortis de sa plume. A le voir dans son intérieur, si plein d'aménité, et environné de tant de bonheur domestique, aurais-je pu croire qu'une existence si paisible et si douce se fût si tôt brisée? — Je lui avais fait lire *Stello;* il fut saisi d'un

tel enthousiasme pour le talent original et la verve créatrice de ce livre si profondément pensé et animé de couleurs si vives, que, malgré sa répugnance habituelle pour les traductions, il avait entrepris de le faire passer dans la langue allemande, croyant ne pouvoir plus richement doter la littérature de son pays qu'en y naturalisant un tel ouvrage.

1832.

Friederike Robert, geborne Braun.

In Schwaben erblühte dieses schöne Frauenbild, — der verbrauchte Ausdruck darf hier sich mit besonderem Rechte wieder darbieten, — in Schwäbisch-Gemünd, als Kind ehrbarer, wackerer, jedoch unbemittelter Eltern, denen ein zahlreicher Kindersegen weniger Glück als Sorge gab. Der Vater war zuletzt als Schulmeister, — dort Präzeptor genannt, — in Knittlingen angestellt, und obgleich er für seine Schüler dergleichen nicht eben brauchte, hatte er doch gute Bildung und litterarische Kenntnisse, die er wenigstens seinen eignen Kindern mitzutheilen suchte, dabei diese jedoch mit grausamer Härte mißhandelte.

Die wunderschöne Tochter, strahlend in Frische und Munterkeit der Jugend, aber in dem untergeordneten Kreise des heimathlichen Lebens, wo Schönheit bei Armuth wenig galt, ohne günstige Aussichten, mußte nach dem Willen des auch hierin strengen und zugleich eigennützigen Vaters eine Heirath eingehen, die den Umständen nach ganz vortheilhaft erschien, doch kein wahres Glück begründen konnte, ja selbst die erwarteten äußeren Vortheile nur spärlich leistete. Viele Jahre gingen in alltäglichem, geringen und doch wechselvollen Leben hin, unter Sorge, Unbefriedigung, Widerwärtigkeit und Pein. Die guten Anlagen blieben unentwickelt, die Ansprüche höheren Lebens niedergedrückt. Nur die Schönheit, die reine, hohe Schönheit, erhielt sich, bei allen Kämpfen und Verdunklungen der Tage, hell und klar in eigner Kraft; ungetrübt und unbezwungen leuchtete die zu besserem Glücke hin.

Die zu unwürdiger Fessel gewordene Verbindung wurde

endlich gelöst, und Mutter und Geschwister freuten sich liebevoll der wiedergewonnenen Tochter und Schwester.

Ludwig Robert hatte die schöne Leidende kennen lernen, und alsbald den Zauber ihrer Schönheit empfunden; noch mehr aber wurde er durch die ihm enthüllten Regungen ihres Gemüths ergriffen und durch die Vorzüge ihres munteren Geistes, die sich nun überraschend vor seinen Augen entfalteten. Durch seinen Umgang gepflegt und geleitet, gewannen ihre verabsäumten Eigenschaften nun schnell Gestalt und Wirksamkeit. Seine Zuneigung fand die glücklichste Erwiederung. Nach manchen Kämpfen und Bedenken, zu welchen die eigenthümlichen Verhältnisse der beiden Liebenden Anlaß gaben, erfolgte eine feste Verbindung, die fortan das Lebensglück beider wurde.

Man hatte für den Dichter gefürchtet, und das Schwabenmädchen Bürger's ihm warnend vorgehalten; man war für die schöne Frau besorgt gewesen, welche vielleicht erfahren sollte, daß Unglück, wie in niederer Wirklichkeit, auch auf phantastischen Höhen wachsen könne. Doch tiefe Neigung und festes Vertrauen führten sicher über alle Zweifel hinweg, und behaupteten und bewährten sich bis an's Ende.

Friederike Robert wurde und blieb die glücklichste Frau, das Glück und der Stolz ihres Gatten. Sie liebte und schätzte ihn über alles; ihr musterhaftes, harmlos freies und heiteres Benehmen ließ nie einen Schatten in seiner Seele entstehen; alle Huldigungen, die ihr mit Beeiferung immerfort dargebracht wurden, zeigten nur stets auf's neue, wie beneidenswerth sein Glück und wie fest begründet es war.

Robert verließ mit seiner Frau das südliche Deutschland, und brachte sie in die größere Welt, zuerst in seine Heimath, dann auch nach Paris. Er führte sie in Weimar zu Goethe'n, in Dresden zu Tieck, wo sie die Bewunderung und Liebe des ganzen Kreises erregte. Am reichsten erschloß sich ihr das Leben in Berlin, wo sie von allen Seiten die beeifertste Aufnahme, den glänzendsten Schauplatz siegender Erscheinung fand. Es ist wahr, ihre Schönheit besiegte jeden Zweifel, jeden üblen Willen durch die bloße Gegenwart; sie war schön im vollen Sinne des Wortes, schön, wie Raphael die

Schönheit mahlte, schön, um rings alles zu erhellen. Unter dem Namen der schönen Robert war sie weithin genannt und gepriesen; Dichter besangen sie, Heine, Graffunder, Fouqué, Achim von Arnim, Schall; Eduard Magnus mahlte ihr Bild, ein herrliches Werk, durch die treue Aehnlichkeit sowohl, als durch die Kunstmeisterschaft, über welches in einem Briefe von Rahel vom 27. Oktober 1826 so treffende als sinnvolle Bemerkungen mitgetheilt sind. Dieser allgemeine Eindruck der schönen Frau verstärkte sich nur in dem Kreise der näheren Freunde, wo sie Bewunderung und Liebe in erhöhtem Maße einärntete, und zwar hatte sie das Glück, noch mehr sogar als den Beifall der Männer, das Entzücken und die Gunst der Frauen zu gewinnen.

Frohe Laune und gefällige Munterkeit vermißte man nie in ihr; gegen Bosheit und Neid standen ihr auch wohl Waffen des Witzes zu Gebot. Eigentliche Talente der Kunst entbehrend, brachte sie der Geselligkeit mit bestem Erfolg die natürliche Gabe zu, die allemannischen Gedichte von Hebel, und andere Stücke in schwäbischer Mundart, mit gutem Sinn und frischem Ausdruck vorzutragen, und fand sich überhaupt nie behaglicher, als wenn sie völlig Schwäbin sein konnte und als Schwäbin sich zu geben brauchte, den Dichtern überlassend, sie zur Griechin, zur Indierin zu erheben.

Ihr glückliches Naturell war indeß nicht ohne Anlagen zur Dichtkunst. Mit angenehmer Leichtigkeit machte sie kleine Lieder, artige Mährchen, meist hochdeutsch, einiges auch schwäbisch, in denen ein naiver Sinn und anspruchlose Bildlichkeit walteten. Einige ihrer Liedchen sind von berühmter Meisterhand in Musik gesetzt worden.

Robert starb im Sommer 1832 in Baden an einem Nervenfieber. Seine Gattin pflegte ihn mit rastloser, liebevoller Sorgfalt, und keine Vorstellungen konnten sie bewegen, die drohende Gefahr der Ansteckung zu beachten. Bald durch den nicht abzuwendenden Tod des theuren Gatten im Innersten getroffen, und von derselben Krankheit befallen, erlag auch sie wenige Wochen nach ihm.

Ein edles, treues Paar, des besten Andenkens werth! Mögen diese Blätter ihm einstweilen anstatt des Grabsteines

dienen! Und damit nicht düstere Bilder der Trauer die Asche umgeben, sondern sie im stillen Bezirk noch sich der Schönheit und Heiterkeit zu freuen scheine, in welchen sie zum Leben einst begabt war, so schließen wir mit einem vollen Dichtungskranze, welchen Heine in seiner früheſten Zeit der Bewunderten dargebracht. Die folgenden drei Sonette waren bisher noch nicht gedruckt, und daß wir sie hier anfügen, wird uns der Leser gewiß danken, der Dichter hoffentlich verzeihen! —

1837.

Sonettenkranz
an Friederike Robert.

1.

Verlaß Berlin, mit seinem dicken Sande,
Und dünnen Thee, und seinen witz'gen Leuten,
Die Gott, und Welt, und was sie selbst bedeuten,
Begriffen längst mit Hegel'schem Verstande.

Komm mit nach Indien, nach dem Sommerlande,
Wo Amrablüthen ihren Duft verbreiten,
Die Pilgerschaaren nach dem Ganges schreiten,
Andächtig und im weißen Festgewande.

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indra's Burg, der ewig blauen;

Dort will ich gläubig vor dir niedersinken,
Und deine Füße drücken, und dir sagen:
Madame! Sie sind die schönste aller Frauen!

2.

Der Ganges rauscht, es wandeln stolz die Pfauen,
Und spreizen sich, die Antilopen springen
Im grünen Gras, die Hyazinthen klingen,
Viel tausend Diamanten niederthauen;

Tief aus dem Herzen der bestrahlten Auen
Blumengeschlechter, viele neue, dringen,
Sehnsuchtberauscht ertönt Kokila's Singen —
Ja, du bist schön, du schönste aller Frauen!

Gott Kama lauscht aus allen deinen Zügen,
Er wohnt in deines Busens weißen Zelten,
Und haucht aus dir die lieblichsten Gesänge;

Ich sah Wassant auf deinen Lippen liegen,
In deinem Aug' entdeck' ich neue Welten,
Und in der eignen Welt wird's mir zu enge!

3.

Der Ganges rauscht, der große Ganges schwillt,
Himalaya erstrahlt im Abendscheine,
Und aus der Nacht der Banianenhaine
Die Elephantenheerde stürzt und brüllt; —

Ein Bild! Ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild!
Womit ich dich vergleiche, Schöne, Feine,
Dich Unvergleichliche, dich Gute, Reine,
Die mir das Herz mit heitrer Lust erfüllt!

Vergebens siehst du mich nach Bildern schweifen,
Und siehst mich mit Gefühl und Reimen ringen, —
Und, ach! du lächelst gar ob meiner Qual!

Doch lächle nur! Denn wenn du lächelst, greifen
Die Engel droben nach der Harf', und singen
Des Halleluja dröhnenden Choral.

1823. H. Heine.

Christian Günther Graf zu Bernstorff.

Der Name Bernstorff, einem uralten edlen Geschlecht in Hannover und Mecklenburg angehörig, glänzt seit vielen Geschlechtsfolgen in den schönsten und reinsten Erinnerungen deutschen Lebens. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte die Staatsklugheit und Thätigkeit des Freiherrn Andreas Gottlieb von Bernstorff wesentlichen Antheil an den Verhandlungen, durch welche das Haus Hannover zur Thronfolge in Großbritannien gelangt ist. Später sehen wir den Grafen Johann Hartwig Ernst von Bernstorff in dänischen Staatsdiensten die höchsten Ehrenstufen erreichen, und als Freund und Beschützer Klopstock's sich ein dauerndes Denkmal in der deutschen Geistesbildung stiften. Sein Neffe, Andreas Petrus Graf von Bernstorff, vermehrte diesen Ruhm, und zeigte als Staatsmann eine seltene Größe der Einsicht und des Karakters, durch die er während stürmischer und drangvoller Zeiten Dänemark in glücklicher Friedensruhe und geachtetem Ansehen erhielt. Diesem großen Vater entsproß der würdige Sohn, dessen Leben hier in gedrängten Umrissen zu vergegenwärtigen die Absicht nachstehender Zeilen ist.

Christian Günther Graf von Bernstorff, geboren zu Kopenhagen am 3. April 1769, war der dritte Sohn aus seines Vaters erster Ehe mit Henrietten Gräfin zu Stolberg-Stolberg. Seine Erziehung im Hause der Eltern, theils in Kopenhagen, theils auf dem Familiengute Dreilützow in Mecklenburg, wurde mit liebevoller Sorgfalt in dem Geiste geleitet, welcher diesen Kreis von jeher auszeichnete. Der Jüngling fand in der heimischen Umgebung die trefflichsten Vorbilder edler Gesinnung

und Wirksamkeit. Seine Oheime, die beiden Grafen zu Stolberg, schon als Dichter berühmt, die stete Verbindung mit Klopstock, und der Zutritt vieler anderen Männer von höherer Bildung und Würdigkeit, erhöhten den geistlichen Glanz des Hauses. Wissenschaftlichen Unterricht empfing er durch Privatlehrer. Seine ausgezeichneten Fähigkeiten entwickelten sich früh. Der Tod der geliebten Mutter, die er in seinem dreizehnten Jahre verlor, ließ den Gang dieses häuslichen Lebens unverändert, und bei den guten Fortschritten des Jünglings wurde der Besuch einer öffentlichen Anstalt nicht für nöthig erachtet. Dagegen war der Vater frühzeitig bedacht, die vielversprechenden Anlagen seines Sohnes durch ausübende Thätigkeit zur Reife zu bringen. Kaum achtzehn Jahr alt, versuchte dieser sich bereits in mannigfachen diplomatischen Arbeiten, unter der unmittelbaren Aufsicht und zur großen Zufriedenheit des Vaters, der ihn zu seiner Belehrung alsbald auch eine Reise nach Schweden machen ließ, wo gerade der Reichstag eröffnet war, und sodann, nach der Rückkehr von diesem ersten Ausfluge, im Jahre 1789, ihn bei dem dänischen Gesandten in Berlin, seinem Oheim, dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, als Legationssekretair anstellte.

Hier zeichnete er sich sowohl durch seine Arbeiten, als auch durch sein persönliches Benehmen so vortheilhaft aus, daß er in kurzer Zeit zum Geschäftsträger ernannt wurde, und schon im Jahre 1791 die Beförderung zum bevollmächtigten Minister erhielt. Die durch Glanz und Bildung hervorragende Geselligkeit Berlins sah in Bernstorff eine ihrer schönsten Zierden; seine jugendliche Erscheinung war so würdevoll als anmuthig; sein offener, redlicher Sinn flößte das sicherste Vertrauen ein; sein freundliches Wohlwollen erwarb jede Zuneigung, und der günstige Eindruck, welchen sein damaliger Umgang den trefflichsten Menschen aus allen Ständen hinterließ, hat aus jener frühen Zeit bis in die späteste für ihn unauslöschlich fortgedauert.

Im Sommer des Jahres 1794 machte er in Begleitung seines jüngeren Bruders, des Grafen Joachim von Bernstorff, eine Urlaubsreise in die Schweiz, wurde jedoch un-

erwartet von hier abgerufen, um den dänischen Gesandtschaftsposten in Stockholm zu übernehmen. Beinahe zwei Jahre hatte er diesem Posten vorgestanden, als er im Sommer 1796 Befehl erhielt, mit besonderen Aufträgen seines Hofes sich nach St. Petersburg zu begeben, wo sein Aufenthalt aber nur von kurzer Dauer war. Nach Stockholm zurückgekehrt, wurde er im Mai 1797 schleunigst nach Kopenhagen berufen, weil sein Vater schwer erkrankt war, und er für diesen, so lange derselbe verhindert bliebe, die Leitung der Geschäfte übernehmen sollte. Die Krankheit jedoch endete den 21. Juni mit dem Tode des großen Mannes und sein Sohn, zum Staatssekretair für die auswärtigen Angelegenheiten mit Sitz und Stimme im Geheimen Konseil ernannt, trat unmittelbar als Nachfolger für ihn ein.

Bernstorff verwaltete das ihm übertragene Amt in demselben Geist und Sinne, welcher bisher für Dänemark so heilsam und fruchtbringend sich erwiesen hatte. Er wußte versöhnliche Milde und strenge Festigkeit zu vereinigen, und es gelang ihm, das politische Ansehen, welches sein Vater erworben hatte, ungeschwächt fortzusetzen. Im Sommer 1800 wurde er zum Staatsminister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und ihm sein Bruder, Graf Joachim von Bernstorff, als Direktor des auswärtigen Departements zum erwünschten Gehülfen beigegeben.

Der zwischen Großbritannien und Frankreich mit erbitterter Anstrengung geführte Seekrieg brachte damals das neutrale Dänemark in die unangenehmsten Verwickelungen; die Engländer nahmen dänische Schiffe weg, und bedrohten Kopenhagen durch ihre Flotte. Die feste Sprache und geschickte Unterhandlung Bernstorff's wandten fürerst das Unheil eines Krieges noch ab; der zweiunddreißigjährige Staatsmann vertrat mit Erfolg das Recht gegen die Uebermacht, und die Engländer mußten die Rückgabe sämmtlicher genommenen Schiffe zugestehen. Das folgende Jahr aber sah dieselben Verwickelungen nur heftiger wiederkehren, und es erfolgte am 2. April 1801 die Schlacht vor Kopenhagen, worauf diese Hauptstadt selbst von dem Feinde bombardirt wurde. Auf einer Bastion der Festungswerke stand Bernstorff mit dem

Kronprinzen-Regenten, jetzigen Könige Friedrich dem Sechsten, den Gang des Kampfes näher zu beachten, die Bomben flogen in allen Richtungen über sie hin, und eine fiel und zerplatzte dicht neben ihnen, glücklicherweise ohne zu beschädigen. Der Sieg entschied sich, trotz der Tapferkeit der Dänen, zu Gunsten der Engländer, und Dänemark mußte für den Augenblick nachgeben; die schwierigen und raschen Unterhandlungen aber, welche mit den englischen Befehlshabern gepflogen wurden, führte Bernstorff so kräftig und vortheilhaft, daß er günstigere Bedingungen erlangte, als man damals zu hoffen wagte. Schon erkrankt, aber sich gewaltsam aufrecht erhaltend, brachte er den Waffenstillstand noch zum Abschlusse, kaum aber war dies geschehen, so brach die Masernkrankheit bei ihm aus, und er mußte jede Thätigkeit aufgeben. Noch nicht völlig genesen, übernahm er, zur schließlichen Feststellung der Verhältnisse mit England, eine außerordentliche Sendung nach London, wo er mehrere Monate zubrachte.

Im Jahre 1806 ereignete sich durch besondere Verhältnisse der Anlaß, daß Bernstorff auf einige Zeit sich wiederum nach Berlin begab. Die günstigsten Eindrücke blieben auch von dieser zweiten Anwesenheit Bernstorff's daselbst am Hofe und in den Gesellschaftskreisen zurück.

Dasselbe Jahr brachte ihm die Begründung seines eigenen häuslichen Glückes; er vermählte sich im Sommer 1806 zu Emkendorf mit seiner Nichte, der Gräfin Elisabeth von Dernath.

Dieses und die nächstfolgenden Jahre war Bernstorff durch die Zeitumstände genöthigt, im Gefolge des Kronprinzen-Regenten größtentheils in Kiel zuzubringen, wo eine dänische Truppenmacht zum Schutze Holsteins aufgestellt war. Dänemark fand sich zwischen den entgegengesetzten Zumuthungen der kriegführenden Mächte in der mißlichsten Lage, und besonders gab der fortdauernde Seekrieg theils neuen Anlaß zu widerwärtigen Erörterungen und Spannungen, die zu beseitigen immer weniger gelingen wollte. Am 9. August 1807 hatte Bernstorff die entscheidende, in der diplomatischen Geschichte berühmt gewordene Unterredung mit dem englischen Gesandten Jackson, in welcher die unstatthaften Forderungen Englands

zurückgewiesen wurden. Die Folge war der Friedensbruch und unerwartete Angriff auf Kopenhagen, durch welchen die Engländer sich der dänischen Kriegsflotte bemächtigten und sie nach England abführten.

Die Wendung der Angelegenheiten war unglücklich, aber die Standhaftigkeit und Würde, mit welcher Bernstorff das Recht und die Ehre des dänischen Staates vertreten hatte, wurde von allen Seiten rühmend anerkannt, und von seinem Königlichen Herrn durch Verleihung des Elephantenordens belohnt.

Die Treue und Geradheit, die er in seinem Dienstverhältnisse wie in jedem anderen Lebensbezuge gewissenhaft übte, war durch kein Mißgeschick zu erschüttern, und sollte bald auch von einer anderen Seite her eine seltene Prüfung bestehen. Eine Angelegenheit, welche nicht unmittelbar den Staat, sondern zunächst die persönlichen Verhältnisse eines Dritten betraf, hatte ihn zu einer Vorstellung veranlaßt, durch welche er ein Unrecht abwenden zu müssen glaubte, und da er auf Schwierigkeiten stieß, und nicht durchdringen konnte, so zweifelte er keinen Augenblick, daß er der Ehre seiner Ueberzeugung ein Opfer bringen und seinem Amte entsagen müßte. Er nahm im Mai 1810 seine Entlassung, ohne Trotz und Groll, wie ohne Ungunst. Der König blieb von seiner treuen Verehrung und Anhänglichkeit innig überzeugt und ihm mit aller früheren Zuneigung gewogen.

Um jedoch nicht unthätig zu sein und um ferner dem Staate zu nützen, erbot sich Bernstorff, durch besondere Umstände ihm selbst unerwartet dazu veranlaßt, im folgenden Jahre zur Uebernahme der dänischen Gesandtschaft zu Wien, die sich gerade offen fand, und ihm auch sogleich gewährt wurde. In dieser Anstellung hoffte er neben seiner amtlichen Thätigkeit einiger Ruhe und Erholung zu genießen, deren er auch nach so wechselvollen und bewegten Jahren, in welchen auch seine Gesundheit sehr gelitten hatte, wohl bedurfte. Gleich das nächste Jahr aber bereitete durch Napoleon's Zug nach Rußland nur neue und größere Bewegungen, von denen auch Dänemark hart berührt werden sollte.

Nach den Unglücksfällen, welche die Franzosen in Ruß-

land erlitten, blieb Dänemark ihrer Sache durch verhängnißvolle Umstände anfangs noch verknüpft, und von der großen Verbindung gegen Napoleon ausgeschlossen. Bernstorff, dessen Amtsverrichtungen in Wien zufolge der Ereignisse des Jahres 1812 aufhören mußten, sah sich den Rückzug nach Dänemark durch die Kriegsheere versperrt, und wollte mit seiner Familie nach Mannheim abreisen, um hier die weitere Wendung der öffentlichen Angelegenheiten still abzuwarten. Der edle Kaiser Franz, hiervon benachrichtigt, schickte zu ihm, ließ ihm die Versicherung seiner besonderen Achtung ertheilen, und zugleich den Wunsch ausdrücken, daß er seinen Aufenthalt in Wien, wo ihn niemand stören würde, fortsetzen möchte. Im Anfange des Jahres 1814 schloß Dänemark sich der Sache der Verbündeten förmlich an, und Bernstorff trat wieder in seiner vorigen Eigenschaft auf. Er folgte dem Kaiser in das große Hauptquartier, und traf nach dem Sturze Napoleon's im April zu Paris ein, wo er den Friedensverhandlungen beiwohnte, und für die Sache Dänemarks, besonders auch durch seine Persönlichkeit, so vortheilhaft einwirkte, als es unter den damaligen Umständen irgend möglich war.

Demnächst wurde er beauftragt, in Gemeinschaft mit seinem Bruder an den Verhandlungen des Kongresses zu Wien Theil zu nehmen, und besonders auch zu der allgemeinen Anordnung der deutschen Verhältnisse thätig mitzuwirken. Hier und bei dem zweiten Aufenthalte zu Paris, wohin Bernstorff den verbündeten Monarchen folgte, bei denen sämmtlich er jetzt beglaubigt war, gelang es seinem regen und beharrlichen Eifer, den dänischen Interessen überall die günstigste Berücksichtigung zu erhalten.

Seine Rückreise von Paris nahm er durch die Schweiz, besuchte dann in Westphalen seinen Oheim Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, und fand sich mit dem Schlusse des Jahres 1815 auf dem Gute Dreilützow, wohin auch Stolberg zum Besuche kam, mit seiner Familie, die er in Wien verlassen hatte, wieder vereinigt. Auf der Weiterreise nach Kopenhagen gerieth er in Lebensgefahr, der er jedoch glücklich entging.

Er war mit seiner Stellung in Wien äußerst zufrieden, und genoß in den diplomatischen wie in den gesellschaftlichen Verhältnissen jeder Auszeichnung und Annehmlichkeit. Jedoch hatte er bisweilen wohl im Vertrauen geäußert, daß er einen dem Vaterlande näheren Posten vorziehen würde, wenn ein solcher sich zeigen sollte. Als nun die Gesandtschaft am preußischen Hofe dem Grafen Joachim von Bernstorff angetragen wurde, wünschte dieser, voll Zartgefühl und Fürsorge für den geliebten Bruder, daß demselben die Wahl zwischen beiden Posten, den Gesandtschaften zu Wien und Berlin, freigestellt würde. Höchsten Ortes wurde dies gern bewilligt, und der ältere Bruder wählte allerdings Berlin, nicht ohne seine alte Anhänglichkeit an den Hof und das Land so wie seine Vertrautheit mit Sitten und Lebensweise der ihm so sehr befreundeten Stadt, bei diesem Entschlusse wesentlich in Rechnung zu bringen. Er ahndete nicht, wie sehr diese Antriebe sich in der nächsten Zeit bewähren und zu welcher festen Gestalt sie gedeihen sollten!

Im Januar 1817 verließ er Holstein und kam mit den Seinigen nach Berlin. Hier fand er alles seinen Wünschen gemäß; die größte Zuneigung und Hochachtung begegnete ihm von allen Seiten, und während seine edle Erscheinung und hohe Liebenswürdigkeit offen hervortraten, konnten auch die hellen Einsichten und reinen Gesinnungen des vielerfahrenen Staatsmannes nicht verborgen bleiben. Dieser Verein seltener Eigenschaften erzeugte und rechtfertigte den Gedanken, daß die Leitung der politischen Geschäfte Preußens in den damaligen Zeitumständen keinen besseren Händen anvertraut werden könnte, als Bernstorff's, der durch besonnene Haltung und maßvolle Kraft den Erfordernissen des Tages am meisten zu entsprechen schien, und in Berlin schon längst nicht mehr als ein Fremder anzusehen war.

Die ersten Eröffnungen hinsichtlich eines Uebertrittes in den preußischen Staatsdienst wurden ihm bereits im April 1818 gemacht, und gleich im folgenden Monat mit größtem Nachdruck wiederholt. Bei dieser wichtigen Angelegenheit, welche für ihn mehr eine Sache großen Pflichtberufs, als lockenden Ehrgeizes war, wollte Bernstorff nicht selbstthätig

eingreifen, sondern unterwarf die Entscheidung unbedingt seinem Herrn, dem Könige von Dänemark. Dieser gütige Fürst mißte den treuen Staatsdiener sehr ungern, wollte denselben aber so ehrenvollem Rufe und großem Wirken nicht entziehen, sondern ertheilte dem angeregten Uebertritte seine volle Genehmigung. Bernstorff reiste darauf nach Holstein, um persönlich Abschied von dem Könige zu nehmen, der ihm die gnädigsten Gesinnungen unverändert bewahrte. Unmittelbar nach seiner Entlassung trat er in preußische Dienste als Geheimer Staats- und Kabinetsminister und Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten.

Auf dem Kongresse von Aachen erschien er zuerst in dem neuen Verhältnisse, mit und neben dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg. Beide Staatsmänner, schon aus früherer Zeit befreundet, und die edlen Formen der hohen Lebenskreise, denen sie beide durch Geburt und Bildung angehörten, auf ihre amtliche Bezüge übertragend, wirkten einträchtig zur Lösung der diplomatischen Aufgaben, die ihnen gemeinsam gestellt waren, und wobei die etwanigen Meinungsverschiedenheiten, welche nach anderen Seiten bestehen mochten, größtentheils unberührt bleiben konnten. Bernstorff empfing hier auch gleich im Beginne seiner neuen Laufbahn das schmeichelhafteste Zeugniß der Achtung und der Gnade von Seiten des Königs, seines nunmehrigen Dienstherrn, durch Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens, während der Kaiser Alexander von Rußland ihn gleichzeitig mit dem höchsten russischen Orden, dem des Heiligen Andreas, als dem Zeichen seines hohen Vertrauens, schmückte. Nach der Rückkehr von Aachen trat Bernstorff in Berlin an die Spitze des ihm untergebenen Departements, und übernahm die Leitung der diplomatischen Geschäfte.

Gleich im nächsten Jahre rief ihn der Gang der Ereignisse zu dem Kongresse deutscher Bevollmächtigten nach Karlsbad, wo zur Sicherstellung des deutschen Gemeinwesens gegen ruhestörende Bewegungen die Beschlüsse vorbereitet wurden, welche späterhin durch die deutsche Bundesversammlung zur Oeffentlichkeit gelangten. Dem neuen Kongresse, der hierauf in Wien zur Befestigung und Erweiterung der deutschen

Bundesverhältnisse gehalten wurde, wohnte Bernstorff gleicherweise als Bevollmächtigter von Seiten Preußens bei, und seine besonnene Klarheit wie sein redlicher Eifer blieben auch hier nicht ohne fruchtbare Einwirkung.

Die neuen politischen Verwickelungen, welche infolge der spanischen Revolution nach und nach hervortraten, gaben in den nächstfolgenden Jahren Anlaß zu den Kongressen von Troppau, Laibach und Verona, wo die wichtigsten und für Europa folgenreichsten Beschlüsse zu Stande kamen, zugleich aber auch die erhöhten Schwierigkeiten sichtbar wurden, welche fortan in dem Gange der europäischen Politik sich geltend machten. Bernstorff nahm an den Verhandlungen dieser Kongresse Theil, in welchen das Interesse und die Sprache Preußens stets folgerecht in der gewählten Richtung zu beharren wußten.

Nicht leicht dürfte die neuere Geschichte einen Zeitraum darbieten, wo die politischen Aufgaben größer, die diplomatischen Wirksamkeiten wichtiger und zarter gewesen wären, als die fünfzehn Jahre, während welcher in Frankreich der Kampf der Revolution gegen die Restauration ununterbrochen fortdauerte, und alle politischen Verhältnisse Europas durch diesen Kampf durchkreuzt und bedingt wurden. Die Ereignisse dieses Zeitraums und die ihnen entsprechenden öffentlichen Maßregeln sind bekannt, die Thätigkeiten aber, welche darauf eingewirkt haben, der Antheil und das Verdienst, die hierbei den einzelnen Kabineten und den mit ihrer Geschäftsleitung beauftragten Staatsmännern zuzurechnen sind, in Rettung und Förderung des Guten und Rechten, in Abwendung und Milderung der Uebel, diese Einwirkungen können ihrer Natur nach nur einem engen Kreise von Mitwissenden vertraut sein, und es bleibt künftiger Geschichtschreibung vorbehalten, diese noch verhüllten persönlichen Bezüge einst genau zu erforschen und darzulegen. Wir bescheiden uns, hier nur im Allgemeinen auf die haltungsvolle und gedeihliche Friedensstellung hinzudeuten, welche Preußen während jenes Zeitraums immerfort behauptet hat, auf das Ansehen und Vertrauen seines Kabinets, auf die guten Früchte, welche diesem Boden entsprossen sind, und wir dürfen mit Zuversicht, ohne irgend

ein anderes Verdienst damit beschränken zu wollen, die Ueberzeugung aussprechen, daß die von Bernstorff geführte Geschäftsverwaltung im Einzelnen wie im Ganzen durch jede künftige Beleuchtung nur immer ehren- und ruhmvoll für ihn sich darstellen wird.

Und hier ist der Ort, wo wir vor anderen Eigenschaften, die er besaß, der einen gedenken müssen, die allen übrigen zur festen Mitte diente, und die ihm selbst die glücklichste Befriedigung und seinem ganzen Wirken eine erhöhte Kraft und Sicherheit verlieh! Bernstorff war in seiner Denkart und Gesinnung durchaus monarchisch; sein innerstes Wesen und jede seiner Handlungen folgten dieser Richtung. Seinem Königlichen Dienstherrn und Gebieter mit höchster Liebe und Verehrung zugethan, strebte er vor Allem, den bestimmten Willen desselben zu vernehmen und auszuführen, und dem Sinn und der Ansicht des Monarchen im Allgemeinen nachzufolgen. Dies that der offenen Darlegung und freimüthigen Erörterung seiner eigenen Ansicht keinen Eintrag; er würde diese niemals zu verhehlen fähig gewesen, und in manchen, hier undenkbaren Fällen lieber ganz zurückgetreten sein; aber wo das Gewissen gesichert war, fand ihn die Pflichttreue des Dienstes immer zur Selbstverläugnung bereit.

Mehrmals im Verlaufe dieser Jahre sah Bernstorff seine Thätigkeit durch heftige und langwierige Krankheitsleiden unterbrochen. Ein erbliches Uebel, die Gicht, pflegte seit früherer Zeit, in längeren oder kürzeren Fristen wiederkehrend, ihn zu befallen. Die Leitung der Geschäfte führte er auch noch vom Krankenbette mit glücklichem Erfolge fort, nur in seltenern Fällen mußte er kürzere Zeit auf alle Thätigkeit verzichten. Wiederholt suchte er, wo nicht Genesung, doch Linderung, in heilsamen Bädern und im stillen Kreise der Seinen. Die erneuten Kräfte aber widmete er mit erhöhtem Eifer sogleich wieder seinem Dienstberufe.

Schon im Jahre 1824 äußerte er gegen Freunde im Vertrauen, daß seine Kränklichkeit ihn wohl bald nöthigen würde, seinem Amte zu entsagen, und zwei Jahre später glaubte er, diesen Zeitpunkt wirklich eintreten zu sehen; allein das höchste Zutrauen, welches in ihn gesetzt wurde, und die

strenge Pflichtgesinnung, mit der er solches erwiederte, bewogen ihn stets wieder, diesen Schritt noch aufzuschieben, und das Zureden seiner Freunde wie die öftere Besserung seiner Gesundheitsumstände ließen ihn nach überstandener Unterbrechung jedesmal frischen Muthes die Geschäfte wieder aufnehmen.

In solchem Wechsel war der Sommer des Jahres 1830 herangekommen, und Bernstorff nach abermaligen schweren Leiden in das Bad zu Neundorf gereist, dessen Gebrauch sich ihm schon früher wohlthätig erwiesen hatte. Jedoch kaum angelangt, empfing er die rasch auf einander folgenden Nachrichten von der in Paris ausgebrochenen Revolution, deren Umfang und Ergebniß mit jedem Tage sich bedeutender darstellte. Der Eindruck dieser zerstörenden Ereignisse wirkte so gewaltsam auf sein Gemüth, daß er auf's neue erkrankte; sein Geist und Wille aber blieben ungebeugt, er vertrieb den heftigen Gichtanfall durch heiße Bäder, und eilte nach Berlin, wo er in der Mitte des August noch sehr leidend eintraf. Er übernahm sogleich mit rüstiger Kraft die Leitung der Geschäfte. Die politische Lage mit klarer Besonnenheit überschauend, wirkte er mit festem Eifer in derjenigen Richtung, welche den Umständen des Augenblicks die einzig angemessene erschien, und in welcher, zu verstärkter Kraft und Verbündung, die verschiedensten Ansichten zuletzt sich vereinigten.

Die Erschütterung in Frankreich wirkte weit über die Gränzen dieses Landes hinaus, von allen Seiten erhoben sich Bewegungen, die durch Klugheit zu beschränken, durch Einsicht zu meistern oder durch Gewalt zu hemmen waren. Bernstorff zagte keinen Augenblick, auch unter dem Zusammentreffen der verwirrendsten Eindrücke nicht, sondern wandte gegen jede neue Gefahr nur kältere Fassung und erhöhte Vorsicht. Die Ereignisse nahmen in der That bald wieder eine minder drohende Gestalt, die Hauptkrisis gelangte durch ihre eigenen Gegenwirkungen zum Stillstande, und die wichtigsten Streitfragen wurden allmählig in die Schranken friedlicher Verhandlung eingelenkt, wo das Ansehen und die Macht der erhaltenden Grundsätze sich der Revolution gegenüber im überwiegenden Vortheil finden mußte.

Dieser Stand der Dinge war vorbereitet, allein noch keineswegs vollendet, als Bernstorff infolge der unausgesetzten Anstrengung und Thätigkeit auf's neue ernstlich erkrankte, und nun entschieden glaubte, den vielen weiteren Kämpfen, die sich voraussehen ließen, mit seinen geschwächten Kräften nicht mehr gewachsen zu sein. Doch ließ er deßhalb in seinem Pflichtberufe keineswegs nach; die heftigsten Fieberanfälle, die schmerzlichsten Kopfleiden durften ihn nicht abhalten, die Geschäftsarbeiten regelmäßig fortzuführen, und insbesondere auch die mündlichen diplomatischen Verhandlungen täglich zu bestehen. Ganz in den Leistungen lebend, welche die Zeitumstände von ihm forderten, achtete er nicht seiner eigenen Hinopferung. Erst nachdem sein Zustand, durch diese Anstrengung selbst, endlich dahin gebracht war, daß er glaubte, den Aufgaben seiner Stellung mit seinen geschwächten Kräften nicht mehr gewachsen zu sein, reifte der Vorsatz in ihm, sich aus dem Staatsdienste zurückzuziehen. Auch die günstigere Aussicht, zu welcher im Allgemeinen die politischen Angelegenheiten nicht ohne seine thätige Mitwirkung zurückgeführt waren, schien ein schicklicher Abschnitt für die eigne Laufbahn, und er äußerte im Frühjahr 1831 den bestimmten Wunsch, von derselben abzutreten. Doch sein Wunsch wurde noch nicht gewährt, sondern einstweilen durch die Ernennung eines Staatssekretairs für die auswärtigen Angelegenheiten nur eine erleichternde Geschäftsanordnung eingerichtet.

Als jedoch die Krankheitsleiden, anstatt nachzulassen, in der nächsten Zeit nur immer häufiger eintraten, und gleichwohl der öffentliche Zustand eine fortdauernd gesteigerte Aufmerksamkeit erforderte, da hielt Bernstorff es für seine Pflicht, den Zeitpunkt nicht abzuwarten, wo ihn die bisherige Klarheit des Ueberblicks verließe, sondern seine Geschäftsführung ungetrübt einem kundigen Nachfolger zu übergeben, und von einem Posten abzutreten, dessen Aufgaben und Verantwortung die nächste Zukunft noch vergrößern konnte. Er bat im Frühjahr 1832 mit bescheidenem, doch dringenden Ernst um seine Entlassung; und erhielt zwar diese nicht, aber die Ernennung eines Amtsnachfolgers entband ihn aller eigentlichen Departementsgeschäfte. Der König behielt sich vor, in geeig-

neten Anlässen ihn fortwährend zu Rath zu ziehen, und wollte ihn deßhalb auch fernerhin zu seinen wirklichen Staatsdienern gerechnet wissen. Dankbaren Herzens erkannte Bernstorff die huldvolle Gnade und das ehrende Vertrauen des geliebten Monarchen, und durfte mit innerer Befriedigung auf eine Laufbahn zurückblicken, die mit nicht minderer Auszeichnung schloß, als sie begonnen hatte.

Nur allzubald nach seiner Zurückziehung bestätigte sich leider die Besorgniß, die ihn zu jener bewogen hatte; am 10. März 1833 erlitt er einen ersten Anfall von Schlagfluß. Doch erholte er sich wieder, und die Ruhe und Muße, deren er nunmehr genoß, wirkten so günstig auf seine Gesundheit, daß er sogar auch an einzelnen Geschäften wieder Theil nehmen konnte, für welche seine Einsicht und Erfahrung begehrt wurden. Im Sommer 1834 fühlte er sich so weit gestärkt, daß er einem sehnlichen Wunsch, den er lange gehegt, willfahren zu können glaubte, und mit den Seinigen eine Reise nach Kopenhagen unternahm. In dieser früheren Heimath fand er sich durch liebe Erinnerung und Gegenwart doppelt angeregt, und freute sich insbesondere auch des Wiedersehens und der Huld des Königs von Dänemark, der den treuen Sinn seines ehemaligen Dieners mit Rührung anerkannte.

Von Kopenhagen im Herbste nach Berlin zurückgekehrt, empfand er bald wieder die Nachtheile der rauheren Jahreszeit, doch gab ein wechselvoller Zustand auch Zeitabschnitte, in denen er eine zunehmende Besserung hoffen konnte. In solchen Zeiten hegte sein Gemüth besonders Ein Verlangen, das er wiederholt und mit Lebhaftigkeit äußerte, er wünschte herzlich, noch Einmal den König seinen Herrn zu sehen! Ihn seiner innigsten Ehrfurcht und Dankbarkeit versichern, sie persönlich ausdrücken zu können, war ihm ein Bedürfniß, dem in seiner Seele jede tiefe und zarte Empfindung sich verknüpfte. Die Erfüllung dieses Wunsches vermochte er nicht mehr zu erreichen. Zwar traten wiederholt günstigere Tagesreihen ein, und die Heiterkeit seines Geistes wie die Wärme seines Gemüths erwiesen sich noch im Anfange des Jahres 1835 in erhöhter Lebensfrische, allein gerade in solchem versprechenderen Zustande überfiel ihn unerwartet am 18. März

ein erneuter Schlagfluß. Die Hülfe der Aerzte war vergebens. Von treuer Liebe der Seinen umgeben, erfüllt mit dem reinen Bewußtsein eines tugendhaften Lebens, und erhoben durch frommes Gottvertrauen, entschlief er am 28. März im beinahe vollendeten sechsundsechzigsten Jahre sanft und ruhig zu einem höheren Dasein, an das er geglaubt, mit dem er sich stets heiter beschäftigt hatte.

Die Bestattung geschah am 1. April mit allem Glanz und herkömmlichen Ehren, die dem innegehabten Range und der Stellung des Hingeschiedenen gebührten; doch mehr als jene bezeichneten der ungeheuchelte Schmerz und die tiefe Trauer aller Edeln, die ihn gekannt und ihn zu würdigen vermocht, die Größe seines Werthes, so wie des Verlustes, den sein Scheiden uns empfinden ließ.

In der That mag selten eine Persönlichkeit so ausgezeichnete Uebereinstimmung des äußeren Erscheinens und des inneren Wesens darbieten, als dies in ihm der Fall war. Der liebevolle, menschenfreundliche Sinn, die strenge Rechtschaffenheit, die hohe Bildung des Geistes und die reiche Welterfahrung vereinigten sich in ihm zu dem schönsten Ausdrucke echten Menschenadels, dem Ehrerbietung und Zuneigung nie zu versagen waren.

Bernstorff's Karakter als Staatsmann ist in obigen Umrissen seines Lebens und Wirkens den Hauptzügen nach bereits mitgeschildert. Erwähnen müssen wir noch, daß er in jedem Geschäft mit fester Bestimmtheit nur auf die Sache ging, dem redlichen Zwecke nie andere als redliche Mittel wählte, und daß er die künstlichen Gewebe diplomatischer Feinheiten sehr wohl kannte, doch weder brauchte noch fürchtete. Von selbstsüchtigen Antrieben, von eigenem Ehrgeiz und Vortheil findet sich in seiner zwiefachen Dienstlaufbahn wohl sicherlich keine Spur!

Persönliche Verhandlungen pflegte er nicht ohne Lebhaftigkeit, aber stets in versöhnlicher Gesinnung zu führen. Die Klarheit seiner Ansichten gewann leicht Eingang, und seine Gründe beredeten nicht, sondern überzeugten. Von seinen Gehülfen, wie er seine Räthe und Untergebenen nannte, forderte er viel; aber das Geleistete würdigte er dankbar,

und freute sich jedes Lobes, das er ertheilen konnte. Er wußte zu befehlen; ließ aber zugleich die zartesten Rücksichten der Billigkeit und Schonung walten. In seinen eigenen schriftlichen Arbeiten leistete er alles selbst, was er von Anderen forderte; sie vereinigten die gründlichste Darlegung der Sache und die angemessenste Ausdrucksweise. Sein Takt für Schicklichkeit, Präzision und Anmuth in jeder Art von Abfassung war bewunderswürdig, und die schwierigsten und bedenklichsten Aufsätze gingen klar und gediegen aus seiner Redaktion hervor.

Der ästhetische Sinn, dessen er von früher Jugend her theilhaftig war, und den seine ganze Geistes- und Lebensbildung treulich gepflegt hatte, zeigte sich in späteren Jahren auch durch eigene Hervorbringungen, welche einen ernsten Inhalt, Gedanken und Bilder frommer Liebe mit dichterischem Ausdruck bekleideten. Bis zuletzt war sein Geist mit solchen Gegenständen beschäftigt, bald die Schönheit der Darstellung, bald die Macht der Gedanken erfassend; er wußte auch die ihm fremdesten Denkarten und Sinnesweisen zu durchdringen, und in ihnen den Kern des Geistes und des Talents hervorzuheben und zu schätzen. Sein eigenster Geistesweg aber führte ihn immer auf's neue zu dem Troste und der Beruhigung zurück, die ihm, wie seinem gleichgesinnten Nächstenkreise von frühester Zeit durch evangelischen Glauben verliehen waren, mit dessen Kern er seine eigenthümlichen Forschungen und Ansichten durch umfassendes Gefühl leicht vereinigte.

Wir haben bereits seiner Verheirathung zu erwähnen gehabt; seine Ehe war ein ununterbrochenes Glück, ein schönes Vorbild hoher und segenreicher Verbindung. Seine Wittwe und seine noch übrigen Geschwister betrauern den liebevollsten Gatten und Bruder, seine hinterlassenen beiden Töchter den zärtlichsten Vater; in diesem Kreise kann der Schmerz um den theuren Abgeschiedenen nie versiegen, dessen schöne Seele sich hier am lichtvollsten und beglückendsten entfaltete. Drei Söhne in frühen Jahren und eine schon verheirathete Tochter gingen ihm voran.

Das Andenken des herrlichen Mannes wird fortleben, und mit den Jahren, wir sind es gewiß, nur mehr und mehr hervorleuchten. Der Name Bernstorff, schon so viel-

fältig ruhmvoll und dankbar genannt, ist durch ihn fortan auch in Preußen unvergeßlich.

Wie bei dem Grafen von Schlabrendorf wollen wir auch von dem Grafen von Bernstorff einige Proben seiner Geistesart und Ausdrucksweise beifügen. Die einfach milden, aber sinnigen und feinen Reimsprüche, welche hier folgen, sind zwar schon gedruckt, aber wenig bekannt, und manches verwandte Herz wird die paar Blätter, welche sie einnehmen, gern hier finden.

1835.

Stimmen aus Gräbern.

Vorwort.

Es ist oft gefragt worden, ob die Lehre des Welterlösers, diese Lehre der Liebe, des Lichtes und des Heils, nicht bei ihrer ersten Verbreitung, in den Gesinnungen und Bedürfnissen der besseren Menschen, auch unter den Völkern, denen jede unmittelbare Offenbarung des Göttlichen fremd geblieben war, schon einen Grund fand, in dem sie leicht und glücklich Wurzel fassen und schnell zum weithinschattenden Baume emporwachsen konnte. Daß dieses wirklich der Fall gewesen, war immer meine Ueberzeugung, und wie die nachstehenden Versuche zum Theil aus dieser Ansicht hervorgegangen sind, so wünsche ich auch um Mißdeutungen vorgebeugt zu sehen, daß meine anspruchslose Arbeit nur von der nämlichen Ansicht aus beurtheilt werden möge.

Heidengräber.

1828.

1.

Mich dünkt der Erde Last nicht schwer,
Mir wird im engen Hauf' nicht bang;
Ich sehnte mich nach Ruhe sehr.
Wohl mir! es war mein letzter Gang.

2.

Nach dem, was scheidend ich empfunden,
Und nach dem Jenseits forschet ihr?
Was ich gefühlt und was gefunden,
Erfragt ihr nicht am Grabe hier.
Die Zukunft ihr im Herzen tragt!
Denn ob er schafft, ob er vernichtet,
Hat, eh' sein letzter Morgen tagt,
Schon längst der Mensch sich selbst gerichtet.

3.

Bis einst ich bin mit euch vereint,
Die ihr an meinem Grabe weint,
Scheint, in des Himmels Herrlichkeit,
Mir lang der bittern Trennung Zeit.

4.

Was frech und ruchlos ich verschuldet,
Was zart und liebend ich geduldet,
Wer nimmt mir das Bekenntniß ab?
Wohl birgt es das verschwiegne Grab.

5.

Von treuer Liebe Kraft gezeugt,
An zarter Liebe Brust gesäugt,
Erfuhr ich Liebe nur und Schmerz,
Und Liebe brach das bange Herz.
Sie war des Lebens Gluth und Licht,
„Und Erde kühlt die Liebe nicht."

6.

Was folgt uns aus dem ird'schen Leben,
Nachdem des Geistes Hülle fiel?
Was ist der Frommen einzig Streben,
Der Weisen letztes höchstes Ziel?
Was schmücket mehr als Heil'genschein?
Des Herzens Lauterkeit allein.

7.

Was schreckt mich noch bis in den Sarg?
Die Sünde ist's, die sich verbarg.
Die Schuld, die laut der Mensch bekennt,
Schon halb ihm das Gemüth befreit;

Die Lüge, die im Innern brennt,
Ihn ewig mit sich selbst entzweit.

8.

Wie heiß mir auch im Herzen brenne
Die Sehnsucht nach Unsterblichkeit,
Ich dankbar noch und laut erkenne
Der ird'schen Tage Seligkeit.

9.

Hier grub man eine Jungfrau ein;
Ihr Geist stieg auf zum ew'gen Licht.
Da fühlte sich kein Engel rein,
Sie deckten zu ihr Angesicht.

10.

Tiefbrennend ist der Kinder Schmerz,
Wenn sie vereint der Aeltern Grab;
Denn schwer nur löset sich das Herz
Von seines Lebens Wurzeln ab.
Doch blutet heißer noch die Wunde,
Wenn theure Mitgeborne schwinden,
Wenn die Gefährten jeder Stunde
Sich nun auf Erden nicht mehr finden.
Was aber gleichet dessen Leiden,
Der holde Kinder überlebt,
Dem Gegenwart und Zukunft scheiden,
Der Glück und Hoffnung sich begräbt?

11.

Wo sich der Menschheit Räthsel lösen,
Wo Gutes scheidet rein vom Bösen,
Wo sich des Herzens Sehnsucht stillt,
Der Frommen Hoffnung sich erfüllt,
Wo sich kein Frevel bergen kann,
Rufst Du umsonst Vernichtung an.

12.

Was ihr geglaubt, wie ihr gehandelt,
Gilt wenig auch im Reich der Klarheit.
Gezählt wird euch, ob ihr gewandelt
Im Lichte selbstbewußter Wahrheit.

13.

Was hefteſt du ſo ſtarr den Blick
Auf mein ſchon halb bemooſtes Mahl?
Kehr in dich ſelbſt den Blick zurück,
Da heilt allein des Herzens Qual.
Das Höchſte wurde dir verſagt
Seitdem du, trotzig und verzagt,
Des innern geiſt'gen Sinns beraubt,
Das Unſichtbare nicht geglaubt.

14.

Wen deckt in dieſer Bäume Schatten
Das traulich ſtille Doppelmahl?
Hier ruh'n vereint die treuen Gatten,
Und dieſer Platz war ihre Wahl.
Ihr Glück war jedes Tags Gewinn,
Und hätten ſie, nach eignem Sinn,
Sich einen Himmel ſchaffen ſollen,
Sie hätten ſo nur bleiben wollen.

15.

Sehr wohl, du grünbelaubte Erde!
Sehr wohl, du bitterſüßes Leben!
Wie immer auch ich mich gebehrde,
Ich kann nicht ohne Widerſtreben
Von euch mein Herz auf ewig wenden.
Ihr Geiſter abgeſchiedner Stunden,
O helfet mir den Kampf vollenden,
Bis eure letzte Spur verſchwunden.

16.

Was forſcheſt du von Stein zu Stein?
Was ſollen lehren dich die Todten?
Verſtummt in ſtarrendem Verein
Sind wir dir keine Rettungsboten.
Doch höre eines Todten Rath.
Der Menſch, der immer Wort und That
Nach Strafe nur und Lohn bemißt,
Und nur des Todes nicht vergißt,
Weil er ſich ſtreng bedrohet glaubt,
Hat halb ſich ſchon des Lohns beraubt.
Gehorche du dem ew'gen Recht,
Was auch es dir für Früchte trage,

Und sorge nicht, ob gut, ob schlecht
Sich stelle dir des Richters Wage.

17.

Nach Wahrheit ringt, in Furcht und Schmerz
Dein Geist in Blindheit noch gebunden.
Belüge nie dein eignes Herz,
So hast die Wahrheit du gefunden.

18.

Verschone mich mit deinem Dank.
Was mich so fest an dich gebannt,
War unsrer Herzen inn'rer Zwang.
Der Liebe Macht sei nicht verkannt;
Denn wo sie herrscht und wo sie schafft,
Verliert die Willkür jeden Raum,
Und nur aus ihrer Zauberkraft
Erblüht des Lebens schönster Traum.
Sich immer gleich und ohne Reue
Glühn wahrer Liebe süße Schmerzen.
O, willst du halten mir die Treue,
So bleibe treu dem eignen Herzen.

Christengräber.

1828.

1.

Wie! Christus willst du angehören?
Auf seinen Namen darfst du schwören?
Hast du mit ihm in Ernst gerungen,
In stiller Demuth dich bezwungen?
Hast du besiegt der Erde Lust,
Der Selbstsucht Wurm in eigner Brust
Erbarmet dich der Brüder Noth,
Gestrebt für sie bis in den Tod?

2.

Weil Jesus eure Schuld gebüßt,
Wähnt ihr, euch sei die Sünde frei?
Ihr seid es, die sein Blut vergießt.
Denn wer, in frecher Heuchelei,
Nach ihm und seinem Wort sich nennt,

Und dieses Namens Pflicht verkennt,
Sagt los sich von des Vaters Huld,
Und ruft auf sich zurück die Schuld.

3.

Wen meldet uns die Glocke an?
Und horch! schon wogt der Zug heran.
Es folgt die ganze Dorfgemeine;
Der treuen Seelen fehlt nicht eine.
Sie zieh'n dem theuren Lehrer nach,
Der ihnen Jesus Wort verkündet,
Und, wenn er von dem Meister sprach,
In Liebe jedes Herz entzündet.
Doch sieh! schon nimmt ihm, Stück vor Stück,
Die Heerde ab der große Hirt.
Er zählet freudig sie zurück;
Kein Schäflein hat sich ihm verirrt.

4.

Wer hat wie Jesus uns gelehrt,
Was liebend Gott von uns begehrt,
Und was zu ihm uns sicher führt?
Auch was der ird'schen Macht gebührt,
Der Gott, nach seiner Weisheit Rath,
Vertraut den Willen und die That?
Und hat er uns gewiesen nicht
Der Bruderliebe süße Pflicht,
Und wie der Demuth stille Krone
Des Herzens schwerste Opfer lohne?
Er hat der Ehe heilig Band
Gelegt in Gottes Vaterhand,
Doch mild der Frevlerin geschont,
Der Reue noch im Herzen wohnt;
Das Maß, mit dem der Heiland mißt,
Endlos wie seine Liebe ist.
O, Herr des Lichtes und des Lebens,
Uns, uns beriefst du nicht vergebens.
Und hätte deiner Wunder Kraft
Dem Worte Glauben nicht geschafft,
Wir hätten doch den Sohn erkannt,
Vom Vater gnadenvoll gesandt.

Neue Gräber.

1.

Die Zukunft.

In frischer, voller Lebensglut
Des sichern Todes zu gedenken,
Und stets mit ungebrochnem Muth
Den festen Blick dorthin zu lenken,
Das heischt des Menschen ernstes Loos.
Ach, wenig flücht'ge Tage nur,
Und euch empfängt der Erde Schooß,
Und schnell verschwindet eure Spur.
Der Mensch allein sein Schicksal kennt;
Doch das bekundet seinen Geist,
Was tief in seinem Innern brennt,
Ihm seiner Hoffnung Ziel verheißt.

2.

Die Verführte.

Zurück! zurück! was suchst du hier?
Ein glühend Opfer fiel ich dir;
Und noch, noch lockt dein Flammenblick
Mich in die Sinnenwelt zurück.

3.

Die ewige Jugend.

Was klaget ihr, daß schnell verblühet
Des Lebens erste Frühlingspracht?
Wem tief im Busen Liebe glühet,
Der trotzt der Zeit und ihrer Macht.
Denn jeden Alters ist die Liebe,
Und unversiegbar ihre Kraft.
Wenn sie in euren Herzen bliebe,
Von Selbstsucht frei und Leidenschaft,
So schwände eurem Leben nimmer
Der frischen Jugend Rosenschimmer.

4.

Rath.

Wollt ihr die Erde überwinden,
Den Himmel an die Erde binden,

So schließet gleich den Bund der Liebe,
Wie euer Herz euch dazu triebe,
Wenn heute schon der Tod euch fände,
Des Lebens letzter Tag euch schwände.

5.

Die Treue.

Getreu zu sein bis in den Tod,
Getreu in Glück, getreu in Noth,
Das ist des Herzens erster Ruhm,
Der Seele höchstes Heiligthum.
Doch wollt ihr rein und ohne Reue
Erringen euch den Preis der Treue,
So forschet, eh' ihr handelt, nicht,
Ob süß der Trieb, ob schwer die Pflicht.

6.

Die Selbstverdammung.

Erbarmungsvoll, aus freier Huld
Zu sühnen seiner Sünden Schuld,
Dem schwachen sterblichen Geschlecht,
War stets der Götter Lust und Recht.
Doch dein Gewissen dir befrei'n,
Auslöschen dir die inn're Pein
Der Scham, die keine Reue bannt,
Vernichten, was vorlängst erkannt,
Des eignen Herzens Vehmgericht:
Das können euch die Götter nicht.
Du hast dein Urtheil selbst gesprochen,
Und ewig ist die Schuld gerochen.

7.

Die Braut.

Was ich in heißen Prüfungsjahren
An Hoffnung, Furcht und Schmerz erfahren,
Begreift nur wer die Liebe kennt.
Doch keine Menschenzunge nennt
Die Seligkeit, die ich empfand,
Als mir der letzte Zweifel schwand.
Doch ach! mein Herz erlag der Wonne,
Und als sich hob die dritte Sonne,
Empfing ein düstres Thurmgeläute
Den Sarg der glücklichsten der Bräute.

Des armen Menschen duldsam Herz
Erträgt den staubverwandten Schmerz;
Nicht so der Freude Himmelsgluth;
Sie wogt und schäumt wie Meeresfluth,
Sie weckt in tieferregter Brust
Der Sehnsucht ungestüme Lust.
Sie strebt nach gränzenloser Fülle
Und bricht des Geistes schwache Hülle.

8.

Der Geist.

Woher ihr kommt, wohin ihr geht,
Ihr wißt es nicht, und wo ihr steht,
Da forschet ewig ihr vergebens
Nach eures räthselvollen Lebens
Geheimem Grund und letzten Ziele.
Seid preisgegeben ihr dem Spiele
Des Zufalls, oder blind gestellt
In das Gesetz der Körperwelt?
Doch nein! ihr habt es längst erkannt,
Der freigeschaff'ne Geist, verwandt
Der unsichtbaren Himmelskraft,
Die ewig wirkt und ewig schafft,
Verschmäht, was nur den Stoff gestaltet.
Er wählt und sondert, mißt und waltet
Nach strengem, selbstgewognem Recht,
Bekennt sich dieses Rechtes Knecht,
Verkündet laut das Heil der Wahrheit,
Und gründet sich ein Reich der Klarheit.

Freundesgräber.

1.

Den 21. Juni 1797.

Hier zog ein großer Todter ein.
Vergebens spräche hier der Stein.
Wie scharf du ätzen magst, dem Bilde,
In seiner Hoheit, seiner Milde,
Kann wahre Dauer doch nur geben,
Was tief ein segenreiches Leben
In reger Sorge stets bewegt,
In Aller Herzen hat geprägt.

Vom Vater erbt der Sohn das Wort,
Es pflanzt von Mund zu Mund sich fort.

2.

1817.

Der Trauer um den hohen Greis
Geselle sich kein herber Schmerz.
Was er gelehrt der Freunde Kreis,
Durchdringe kräftig Aller Herz.
Sein Geist war kühner Adlersflug.
Entschwand er uns in Sonnenhöhen,
So war des Himmelsstürmers Zug
In Flammenbahnen noch zu sehen.
Mit diesem Geiste seltner Art
War fest das treuste Herz gepaart.

3.

Den 18. Januar 1821.

„Ich suchte dich, ich flehte dir,
Jetzt steh' ich klopfend an der Thür."
Erkennt ihr diese Stimme nicht,
Die rührend aus dem Sarge spricht?
O laßt uns hier die Kniee beugen!
Für ihn, für ihn wir Alle zeugen.
Denn treuer war kein menschlich Herz.
Wohl liebte er den freien Scherz;
Doch ward das Ernste, Heil'ge nimmer
Geopfert seinem reichen Witze,
Und spurlos gleich verschwand der Schimmer
Auch seiner hellsten Geistesblitze.
Seit ihm der theure Bruder fehlte
War ihm des Lebens Reiz erblaßt,
Und wer ihn sah, sich nicht verhehlte,
Daß schon der Tod sein Herz erfaßt.
Denn heiß geschärft war dieser Schmerz,
Es hatte tief sein Zwillingsherz
Ein giftgetränkter Dolch verletzt,
Von falscher Freundeshand gewetzt.

4.

Den 24. August 1831.

Ob sich mit schon ergrautem Haare
Noch Jünglingsanmuth lieblich paare;

Ob tiefe, ernste Seelengröße
Vom Mitgefühl das Herz entblöße;
Ob treuer Freundschaft Heiligthum
Sich einen mag mit Heldenruhm:
So frage nicht wer ihn gekannt
Den diese Worte schon genannt.

5.

Den 9. Januar 1833.

Ich suchte Worte, suchte Farben,
Des Freundes Bild mir zu gestalten,
Doch bald die Worte mir erstarben
Und auch die Farben mir erkalten,
Seit mir, wie nie es Worte sagen,
Tief aus der Seinen heißen Klagen
Ein Bild hervorgegangen war,
So liebewarm, so spiegelwahr,
Daß, traun! dem Zeugniß falscher Zähren
Nur Schatten zu gesellen wären.

Schleiermacher und Friedrich Schlegel.

Schleiermacher und Friedrich Schlegel waren in früherer Zeit, da sie in Berlin lebten, die innigsten Freunde und Kameraden; ihre Studien und Vergnügungen waren gemeinsam, ihre frühen Spazirgänge im Thiergarten, ihre späten Abendstunden, bei Sala Tarone, waren durch den beständigen Austausch ihrer Kenntnisse, Ideen und Einfälle belebt. Manches von dem, was bei solcher Gelegenheit auf kleine Blätter rasch aufgeschrieben wurde, steht in den berühmten „Fragmenten" des Athenäums, und es möchte wohl nicht leicht sein, jetzt noch genau zu scheiden, was dem Einen oder dem Anderen davon angehört, desto leichter möchte aber das von August Wilhelm Schlegel dort Beigesteuerte an einer gewissen philologischen Richtung und Aeußerlichkeit zu erkennen sein. In dem Verhältnisse Schleiermacher's und Friedrich Schlegel's war der letztere durchaus der Herrschende; und sein persönliches Uebergewicht unbestritten. Diesem gewaltigen Einflusse entsprangen auch die Briefe Schleiermacher's über die Lucinde, eine gewiß edle und feine Schrift, deren Inhalt durchaus sittlich und rein ist, wenn man gleich zugestehen muß, daß man nicht gerade von einem Prediger (er war damals Charité-Prediger) die Anpreisung jenes auch künstlerisch völlig mißrathenen Romans erwarten durfte. Als beide Freunde bald nachher durch die Lebensumstände getrennt wurden (Schleiermacher ging als Prediger nach Stolpe, Friedrich Schlegel mit seiner nachherigen Gattin nach Paris), wurde Schleiermacher jenes Uebergewicht völlig los, und seine ursprüngliche Eigenheit konnte sich ungestört entfalten. Die

protestantisch-rationalistische Richtung gewann völlig die Oberhand über die sinnlich-mystische, die ihm früher mit Friedrich Schlegel gemein gewesen war, und aus der bei diesem endlich die römisch-katholische hervorging. Friedrich Schlegel aber fuhr fort, auch in der Ferne sich als das Haupt in dem Freundschaftsbunde zu betrachten, und jede Selbstständigkeit und unabhängige Thätigkeit, worin Schleiermacher sich nun mehr und mehr zeigte, als eine Abtrünnigkeit desselben zu rügen. Daß Schleiermacher die Uebersetzung des Platon, welche von Schlegel zuerst angegeben und unter seinem alleinigen Namen angekündigt worden war, nun ohne ihn auszuführen begann, nahm er noch nicht so übel, als daß jener auch in philosophischen Ansichten und ethisch-theologischer Richtung ganz in eigner Weise vorzuschreiten versuchte. Nach Schlegel's Meinung hätte Schleiermacher, als daheimgebliebener treuer Schildträger, in verjüngtem Maße wie mit dem Storchschnabel, alle Verwandlungen, Eingenommenheiten, Tic's und Credo's, denen Schlegel auf dem großen Weltschauplatze bei seinen Irr- und Nothfahrten unterworfen war, mitmachen und sie gleichsam wiederspiegeln sollen! Eine seltsame Zumuthung! Der Veränderliche, Wechselvolle, nennt den, der sich nicht mit ihm verändert, mit ihm wechselt, den Abtrünnigen, Ungetreuen! „So lange Schleiermacher mir noch treu war", oder „als er sich noch zu mir hielt und noch seine Geistesfrische hatte", dergleichen Redensarten konnte man von Schlegel oft vernehmen. In dem Gedicht „Herkules Musagetes" hatte er von den Freunden gesagt: „Wie mein Arm dich glühend umfaßte, Redner der Religion, früher Novalis, auch dich!" Aber in der Sammlung der Gedichte erschien der Pentameter geändert und es heißt nun von den ehemaligen Freunden: „Deren mir einen der Tod, andere das Leben geraubt"; eine poetisch vortreffliche und wahrhaft elegische Aenderung, gerade weil sie dem Inhalte nach so Beklagenswerthes ausdrückt! In späterer Zeit, während Schleiermacher gegen Friedrich Schlegel aus alter Pietät eine neutrale und schweigsame Stellung behielt, wurde dieser stets bitterer und sarkastischer, und behauptete in Frankfurt einst geradezu, indem er in Schleiermacher nur

den Anti-Katholiken und Reformirten sah, derselbe habe wie alle Calvinisten einen Zug der Verfolgung und Grausamkeit, und die kleine Schrift gegen Schmalz, die eben erschienen, sei ganz aus derselben Gesinnung, in welcher Calvin den unglücklichen Servet, bloß abweichender Denkart wegen, habe verbrennen lassen; die Sitten wären nur anders, und die Macht fehlte, sonst würde solches Schauspiel auch heutiges Tages sich noch erneuern! Als man dagegen aufschrie, und namentlich Schleiermacher's Sinn und Gemüth von solcher Grausamkeit völlig freisprach, erwiederte Schlegel: „Nun, ich habe ja die Beschränkung gleich vorangeschickt. Einen Scheiterhaufen ... verbrennen ... nein, das würde Schleiermacher nie billigen, aber — setzte er mit lächelndem Grimme hinzu — einem Andersglaubenden, damit er sich bekehre, ein bischen heiß zu machen, ihn ein klein wenig anzurösten, dazu würde — ich kenne meinen kleinen Freund allzu gut — er doch seine Stimme nicht versagen können!" —

Allerdings war in Schleiermacher eine besondere Bitterkeit und Schärfe, die in manchen Aeußerungen bis zur wahren Grausamkeit ging; z. B. in der Schrift gegen Schmalz, in einer Rezension gegen den damals schon verstorbenen Prediger Jenisch, ferner gegen Friedrich August Wolf; in anderen Fällen ging jene Bitterkeit und Schärfe wenigstens über die Gränzen der Würde und des Anstandes, welche theils durch die Sache, theils durch die eigne Amtsstellung Schleiermacher's erfordert waren, z. B. in dem famosen Glückwünschungsschreiben, in den liturgischen Streitschriften, in dem Schreiben an den Bischof Ritschl über die Gesangbuchslieder. Aber man würde Schleiermacher'n sehr unrecht thun, wenn man den Sitz dieser Bitterkeit und Schärfe in seinem Gemüth annehmen wollte. Hier war im Gegentheil Milde und Freundlichkeit daheim, seine gefühlvolle Weichheit ging bis zur Schwäche, und empfindsame Bezeigungen übten eine große Gewalt bei ihm. Die Bitterkeit und Schärfe war bloß in seiner Geistesart, eine unglückliche Ueberfülle dialektischen Pfeffers, den er aus sich herauswerfen mußte, und der dadurch, daß eine unläugbare Virtuosität der Behandlung gerade dieses Thun begleitete, eine unverhältnißmäßige Bedeutung erhielt. Sein

Gemüth hatte kein Arg dabei, Schleiermacher selbst haßte nicht; nur sein Geistestriebwerk war mit Rädern, Messern und Spitzen so eingerichtet, daß alles, was in dessen Bearbeitung kam, zerquetscht, zerschnitten und zerstochen herausfallen mußte! Ein anderes Unglück dabei war für ihn, daß er wenig ästhetischen Geschmack hatte, und sich, bei großer Kenntniß und einer Art von Leidenschaft für künstliche Formen, gar leicht in ihnen vergriff, und solche nahm, die er zum Theil selber späterhin für verfehlt erklärte z. B. die Reden über die Religion, die Monologen, die Gesprächsformen in den liturgischen Streitschriften.

Zum Beleg unserer Meinung führen wir die gewiß entscheidende Wahrnehmung an, daß Schleiermacher, wenn ihm selber aufgetrumpft und scharf und derb geantwortet wurde, sich darüber nicht betreten noch erbittert zeigte, sondern eher seine Freude daran hatte, wie an einem schönen Schachzuge des Gegners, gleichsam als spiele man Dialektik, und die Streiche, die man sich versetzte, seien nur auf dem Brette gültig, und, wenn dies mit den Figuren bei Seite geschoben, gar nichts mehr. In ernsten und bedeutenden Anlässen hat sich Schleiermacher stets würdig und haltungsvoll benommen, so vor Davoust, so bei dem Anfall des Offiziers beim Herausgehen aus der Singeakademie (wovon Zelter in seinen Briefen spricht); mild und versöhnlich, ja sich selbst aufopfernd, war er in allen Vorgängen des Lebens, wo nicht eine dialektische Form ihn unwiderstehlich gefangen hielt. Ja bis zur Liebenswürdigkeit ging seine Selbstverläugnung in manchen Gelegenheiten, wo die Sachen sich leicht und gefällig nehmen ließen. Die Anekdote ist bekannt, daß Schleiermacher die Zueignungsworte Wolf's an Goethe (vor dem Museum der Alterthumskunde) tadelte, und mit seinem bitteren Lächeln schneidend darüber sagte, sie seien auf den Effekt gemacht, und daß ihm Rahel harmlos darauf antwortete: „Da hat er gut gerechnet, auf mich machen sie den allergrößten!" Er fand diese Wendung vortrefflich, und lachte ungeheuer. Er hatte es auch selber gar nicht so böse gemeint. Seine Scherze und Witze wurden ihm nur unter der Hand immer zu scharf und groß, und schnitten mehr ein, als er wollte.

So z. B. bei einem großen Festmahle, wo er dem biedern gutmüthigen Chamisso gegenüber saß, den er schon oft im Leben mit unmotivirter Schärfe berührt hatte, und den er auch jetzt nicht unangesprochen lassen wollte. Er begann daher freundlich mit ihm über die Herausgabe des Musenalmanachs zu scherzen, und Chamisso ging bescheiden darauf ein, die jetzige Geringfügigkeit eines solchen Unternehmens heraushebend gegen die Zeit, wo Schiller seinen Almanach herausgab und Wilhelm von Humboldt ihn ausführlich rezensirte. Schleiermacher faßte dies auf, und brachte mit einer ironischen Wendung vor, daß auch dem neuen Almanach noch diese Ehre widerfahren würde. Der Scherz gerieth ihm zu groß, anstatt einiger Würze, goß er unversehens eine brennende Lauge darüber, und die scharf und rasch gesprochenen Worte klangen wie die bitterste Verhöhnung des guten Chamisso, den das Gelächter der Zuhörenden unangenehm aufregte. Die wackre Gutmüthigkeit war aber diesmal auch nicht waffenlos, und Chamisso, der einen solchen Angriff nicht dulden durfte, sondern nach dem Ersten Besten griff, um den Gegner wieder zu treffen, selber noch nicht wissend, ob es Grobheit oder Witz sein würde, hatte das Glück, den passendsten Humor zu fassen, und mit herausfordernd Vorlehnen jenem langsam und nachdrücklich die Worte zuzurufen: „Ei! — Sie — kleiner — — Schmeichler!“ Worauf denn schallendes Gelächter ihm den völligen Sieg zuerkannte, und Schleiermacher als der Abgefertigte und zum Schweigen Gebrachte sitzen blieb. Der Moment war für diesen gewiß empfindlich, wo der höhnische Spott, den er aus heiler Haut dem Anderen zugedacht, nun doppelt auf ihm lag; aber was that er? Gutmüthig lachte er überlaut mit, ergötzte sich an dem Spiel nicht minder, als ob der Andere, und nicht er, die Kosten trüge, und nach der Tafel ging er zu Chamisso hin, gab ihm die Hand, und sprach lachend und scherzend weiter. So benimmt sich kein innerlich gallsüchtiger und grimmer Mann! Die kleine Anekdote scheint uns für Schleiermacher's Karakter beweisend, und deßhalb erzählten wir sie umständlich. Wir könnten ihrer noch manche von ähnlicher Art anführen, und vielleicht ergiebt sich bald ein näherer Anlaß dafür.

Den Haß und die Verfolgungssucht, welche Friedrich Schlegel in Schleiermacher sehen wollte, können wir in ihm dem Menschen, in Bezug auf Menschen, nicht wahrnehmen, sondern nur in dem Gelehrten und in dessen dialektischer Geistesart in Bezug auf Meinungen und Ansichten, wobei sein Talent und seine Ungeschicklichkeit gleich sehr in Anschlag kommen. Friedrich Schlegel aber war in Hinsicht des Karakters seines alten Freundes im größten Irrthum, und tadelte an ihm gerade das, was er im eignen Gemüth am reichsten finden konnte! —

Wilhelm von Humboldt.

Ich weiß nicht drei lebende Menschen, von denen ich mit Ueberzeugung sagen dürfte, daß sie Wilhelm von Humboldt ganz einsehen und würdigen. Sein Bruder Alexander ist wohl zuerst anzumerken, dann vielleicht der Fürst von Metternich; aber einen Dritten zu nennen wär' ich schon in Verlegenheit. Die persönliche Kenntniß und Vertrautheit gelten hier wenig, wofern sie nicht von großer Geistesfähigkeit begleitet sind, diese aber bedarf ihres Stoffes, den nur jene geben können; wie selten finden sich solche Erfordernisse vereint!

Die schärfste und tiefste Einsicht in Humboldt's innerstes Wesen hatte gewiß Rahel. Wenn ihr kaum jemand entging, den ihr Blick und ihre Aufmerksamkeit nur eben gestreift hatten, um so weniger konnte Humboldt ihr entgehen, den sie von Jugend auf gekannt, der sich ihr vielfältig und gern vertraut, und auch nothwendig immerfort ihre Betrachtung angezogen hatte. So oft sie seiner gedenkt, in Briefen und mündlich, besonders auch wenn sie an ihn selber schreibt, steht sein ganzes Wesen hell vor ihr, und was sie von ihm mittheilt und über ihn bemerkt, ist jedesmal treffend wahr. Aber ein vollständiges Bild von ihm zu geben, hat sie leider nicht versucht; nur in raschen und kurzen Aeußerungen, wie der Augenblick ihn hervorrief, sprühen einzelne Züge, die auf einen großen Zusammenhang hinweisen.

Auch mir ist Humboldt früh bekannt und nahe gewesen; seine Umgebungen und Verhältnisse lagen mir größtentheils offen; vieljährige, mannigfache Berührungen fanden Statt;

und die vertrauenvolle Annäherung in späterer Zeit war um so inniger, als manches Feindliche vorhergegangen war, welches nun mit heiterer Unbefangenheit besprochen und aufgeräumt werden konnte. Doch würde mir die eigene Kenntniß weder reif noch vollständig sein, wäre sie nicht unter den Geistesblicken Rahels gediehen; ihren Weisungen selbstständig und und prüfend nachzugehen, war mir, wie in anderen Fällen, auch hier der größte Gewinn. Auf Rahels Einsicht und Urtheil wird also überall im Wesentlichen diese Schilderung zurückzuführen sein, ohne daß sie deßhalb der Verantwortung entrückt werden soll, welche mir in sofern auferliegt, als ich dem Sinne zustimme, und ihm Ausdruck zu geben suche.

Rahel sagte von Humboldt, er sei von keinem Alter, gehöre keinem an. Wer ihn wirklich gekannt, wird diese inhaltvolle Bemerkung von tiefer Wahrheit finden. Die verschiedenen Lebensalter, welche sonst wohl denselben Menschen in ganz entgegengesetzten Gestalten zeigen, waren in Humboldt von geringer Kraft, und bezeichneten nur äußerliche Unterschiede, Humboldt war nicht jung, weil er sechzehn, nicht alt, weil er sechzig Jahre zählte; nicht die Zeiten traten in ihm hervor, er nur in ihnen, und Humboldt der Knabe wie Humboldt der Greis war vor allem Humboldt, dies wesentliche Gepräge stand in ihm, alle Jahreszahlen hindurch, unverändert fest.

Man kann auf diesem Grunde weiter gehen, und hinzufügen, daß Geist und Karakter in ihm sich ganz unabhängig von seinem äußeren Lebenslauf ausgebildet haben. Seine Geburt hatte ihn glücklich auf eine Bahn gestellt, wo die beste Bildung seiner Zeit ihm begegnen konnte, und ihm für deren Aneignung Freiheit und Muße gegeben war; dieser erste Glücksfall genügte, es bedurfte nun weiter keiner Gunst, als die er aus eigner Entwickelung schöpfte; der Keim hatte Boden und gedieh unwiderstehlich aus sich selber. Wohl erfuhr Humboldt in Weltverhältnissen und Lebensgeschicken fortwährend ausgezeichnete und seltene Förderung; er gelangte zu der höchsten Wirksamkeit und Ehre, zu dem ruhmvollsten Ansehen; auf den größten Schauplatz erhoben stand er als glänzende

Erscheinung da, und früh war ihm alles reich dargeboten und leicht bereitet: aber bestimmen thaten diese Glücksfälle nichts in ihm, sie konnten sein Inneres nicht bereichern, noch bedingen, dies war in sich fertig und wirksam, und hätte auch in Bedrängniß und Unglück nach seiner Eigenheit sich entfaltet und dargethan, beschränkter, dunkler vielleicht, doch immer als dasselbe.

Wir brauchen daher, um Humboldt's Karakterschilderung zu geben, nicht gerade seinen Lebenslauf zu begleiten, dessen äußere Ereignisse ohnehin durch Reichthum und Bedeutung weit über die Gränzen unseres gegenwärtigen Zweckes hinaus liegen, und für sich allein schon den Stoff einer wichtigen und lehrreichen Biographie geben. Wenn von irgend wem, so kann von Humboldt gesagt werden, daß er seine Lebensumstände gemacht habe, daß sein Geist fesellos über ihnen waltete, die dargebotenen Loose nach seiner Weise fassend, manche verschmähend, allen gewachsen, den meisten überlegen; und auch hierin immer noch größere Kräfte nach Belieben entwickelnd, so daß man in dem großen Reiche möglicher Aufgaben kaum wagen darf einen Punkt anzudeuten, über den seine Fähigkeiten nicht hätten hinausreichen können.

Von seinem Geiste kann in der That nicht groß genug gedacht werden. Er hatte diese Kraft in einem außerordentlichen Maße. Und obwohl manche Gegenstände sich ihm entziehen mochten, für manche sein Sinn fast verschlossen war, zum Beispiel für Ton und Farbe, und auch ganze Gebiete ihm ferne lagen, wie die eines völlig abstrakten, in sich selbst zurückkehrenden Denkens und einer überlieferten Religion, so that dies der Allgemeinheit seines Geistes doch keineswegs Eintrag, denn jene Gegenstände beschränkten ihn nicht eigentlich, sondern er begränzte sie vielmehr für sich, ließ sie als unausgebeutet in dem großen Umfange seines Herrschens und Schweifens liegen; er konnte sich ihres Besitzes in so fern noch immer versichert fühlen, als wenigstens Gestalt und Bedeutung auch des Verschlossenen ihm geistesklar offen lag.

Wußte Humboldt in solchem Sinn auch das ihm Fremdartige noch zu bewältigen, so durchschaltete sein Geist die Gegenstände, die ihm näher verwandt waren, mit freier

Meisterschaft und Leichtigkeit. In den Gebieten der mittleren Philosophie, der Alterthumskunde, der Sprachwissenschaft, der bildenden Künste, im lebendigen Stoffe der menschlichen Verhältnisse, der Gesellschaft, des gesammten Staatswesens, da faßte und stellte er alles mit eigenthümlicher Macht, mit herrscherlicher Freiheit, da war seinem zerlegten Scharfsinn nichts undurchdringlich, seinem verknüpfenden Witze nichts unfügsam; und obgleich im eigentlichen Sinne nicht produktiv, daß er neue metaphysische Systeme oder große dichterische Gestaltungen geschaffen hätte, so erhob doch sein eindringender Geist aus jedem Stoffe, den er bewegte, gewiß immer ein wesentliches Ergebniß, das eine Förderung, den möglichst erlangbaren Ertrag, der wenigstens eine Wendung war. Welche Dialektik ihm dann zu Gebote stand, was für Hülfsmittel des Witzes, welche Erfindsamkeit innerhalb eines Gegebenen und aus diesem heraus, welche sichere, ausgebreitete, festgestampfte Kenntniß, die er doch beweglich handhabte, und, nach Bedarf oder Laune, bald als mächtige Wand aufspannte, bald zur einbohrenden Spitze zusammendrängte, bald als umschließenden Ring so fest als leise zusammenzog, — dies alles in lebendiger Schilderung und in bezeichnenden Beispielen darzulegen, dürften wir den Reiz und die Macht Platonischer Gesprächsform herbeiwünschen!

Seine Geisteskraft beruhte hauptsächlich auf klarem Verstande, der in ihm auf die höchste Stufe gestiegen war, wo er für die anderen Seelenkräfte stellvertretend werden und ihre Leistungen annähernd nachbilden kann. Die Beschaulichkeit geheimer Stille, die Gluth schaffender Einbildungskraft, ja die dunklen Mächte des Wahns und der Furcht erschließen sich hier. Alle Fähigkeiten des Menschen, wie verstreut nach verschiedenen Richtungen sie liegen, werden hier in Eine mächtig zusammengefaßt. Nachdem der große Gegensatz von Antikem und Modernem einmal unserer Vorstellung eingewurzelt ist, und sich nun überall zur Anwendung drängt, haben wir eine solche Geistesart, wie die angedeutete, nothwendig als antike zu fassen. Humboldt selber sagt irgendwo, das Antike sei es für uns nicht sowohl durch seinen Inhalt, als vielmehr durch seine Stellung zu uns, durch die abgeschlossene,

gediegene Gestalt, aus der alles Unwesentliche längst ausgeschieden ist. Von frühester Zeit mit Vorliebe in das klassische Alterthum versenkt, sein Leben lang mit dessen edelsten Schätzen genährt, ist Humboldt in allen seinen Richtungen von antikem Geiste beseelt; aber deßhalb selber noch keine antike Erscheinung. Der Verstand erkennt und ergreift das Gegenwärtige, das er nicht läugnen will, dem er nicht entgehen mag, und so lenkt er mit allen Kräften des antiken Geistes doch nur wieder in das moderne Leben ein. Dies ist ihm der unabweisliche Stoff, der ihm zum Verarbeiten vorliegt. Aber bei allem Ernst und Eifer, der darauf mag verwendet werden, kann doch eine Unwürde und Gemeinheit nicht verhehlt werden, die dem Heutigen, Täglichen, eben weil es noch nicht für den Geist gesichtet ist, anhaftet, und dieser wird für den Augenblick keine Hülfe finden, als sich kalt und ruhig dagegen zu verhalten. Diese Kälte und Ruhe herrschten durch Humboldt's ganzes Wesen. Sie gaben ihm, wo weltliches Uebergewicht entgegen stand, großartige Fassung und Standhaftigkeit, wo zu heiterer Thätigkeit Raum war, unendliche Freiheit des Witzes und der Laune, unerschöpflichen Scherz, der allen Gegenständen eine Geistesluft abgewinnen, jeder ernsten Aufgabe ihr angemessenes Spiel gesellen konnte. In diesem leichten, scharfen, und doch selten verletzenden Scherz, der nur die wenigst empfindlichen Spitzen der Dinge abschnitt, bestand Humboldt's persönlichste Eigenheit; niemand war ihm hierin ähnlich; sein Mangel im Sprechen, daß er kein Sch aussprechen konnte, sondern nur immer S dafür sagte, gab diesem Scherz auch einen äußeren Typus, mit dem er zusammenwuchs. Sonderbar ist es noch, daß Humboldt nur im Sprechen, im Schreiben selten oder wenig scherzte. Im Schreiben wurde die kühle Klarheit, aus der im Sprechen sein Scherz wurde, zum Stil; und von diesem überhaupt kann man sagen, dieser sei bei ihm lauter Eis, so frisch und nüchtern, so scharf abschneidend mit dem Gedanken, so krystallinisch durchsichtig und fest, so sich selber gleich im kleinen Einzelnen und in massenhaftem Ganzen, sind seine Phrasen und Perioden. Wo innere

Wärme nicht fehlt, versteckt sie sich unter der kalten Rinde, und für das unmittelbare Gefühl ist nur diese da.

Humboldt schrieb an Schiller: „Ich kann kaum der Begierde widerstehen, so viel nur immer irgend möglich ist, sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch scheint doch einmal dazu da zu sein, alles, was ihn umgiebt, in sein Eigenthum, in das Eigenthum seines Verstandes zu verwandeln, und das Leben ist kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte."

Dieser antike Trieb, das Leben als ein Werkzeug höherer Einsicht und edler Genüsse zu verbrauchen, war doch wieder auf moderne Hülfsmittel angewiesen. Die Macht der Anschauung, so groß im Alterthum und so wirksam, ist den Söhnen der neueren Zeit minder reichlich zugetheilt, nur in eigenthümlicher Begabung und ganz besonderen Fällen leistet sie noch, was für gewöhnlich unter uns dem Zuge der Gedanken überlassen ist. Humboldt war hier nicht begünstigt. Er mußte alles durch Denken erforschen, durch geordnete, aufgereihte Folgerungen die Gegenstände selbst und ihre Ergebnisse ergrübeln. Ihm wurde die Welt ein ungeheures Gewirr von Problemen, die sich ewig erneuten und vervielfachten, und deren Lösung er haben wollte. Den Werth dieser Probleme bestimmte nur ihr geistiger Inhalt, der Drang, dem ein verhüllter Sinn zu entsprechen schien, nicht ein Bezug auf Nutzen und Vortheil in der Welt. Diese Selbstständigkeit und Freiheit des Forschens hat Humboldt vom Anfange bis zum Ende seines Lebens bewahrt, und auf alles, was ihn je beschäftigte, angewendet. Ob er prosodische Silben maß, oder Staatsverhältnisse wog, die Geheimnisse der Geschlechtsbezüge ergründen wollte, oder Geldsummen anzulegen hatte, ob er in Betrachtung plastischer Schönheit den Sinn schwelgen ließ, oder in herkömmlichen Gebräuchen ekles Gesellschaftswesen mitmachte, immer war in ihm dieselbe Thätigkeit des Geistes, dieselbe Behandlungsart der Gegenstände, ein gründliches Erforschen ihres Wesens, wie ein scherzendes sich Drüberhinausetzen.

Er ging von Ideen aus; sie waren ihm das Höchste

in der Welt; ihnen lebte er und blieb er getreu; sie waren ihm der Maßstab der Dinge, des allgemeinen Treibens, seiner eigenen Stellung darin. So konnte denn auch die Laufbahn des Staates mit ihrem Ehrgeiz, mit der Macht des Wirkens und dem Glanze des Namens, ihn nicht ganz erfüllen; „und hätte ich, schrieb er an Schiller, einen Wirkungskreis, wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrscht, so würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen, und das ist meine wahre Meinung.“ Er hatte die größten weltbildenden Gedanken, allein die Zeitbildung der Staaten, in deren Kreis er thätig sein konnte, war für solche Gedanken nicht offen, nicht reif, und forderte andere größere Leistungen. Selbst in seiner großen und gedeihlichen Einwirkung auf Kunst und Wissenschaft mußte er die höheren Ansprüche den unteren Bedingnissen nachsetzen. Daher kam von dem, was er als Denker besaß, ihm als Staatsmann nicht immer viel zu Nutzen; daher konnte er den Staat mit seinen Geschäften auch wohl als etwas geringes ansehen, woran im Grunde wenig gelegen sei. Sofern er aber Aufgaben hatte, sofern für ihn eine Pflicht damit verbunden war, ließ er es an Eifer, Fleiß und Sorgsamkeit nicht fehlen. Sein philologischer Sinn, seine gelehrte Genauigkeit, kamen ihm auch in seinen Geschäftsarbeiten zu Statten. Ein trefflicher Ausführer, faßte er leicht und sicher die Punkte, auf die es ankam, wußte die Sachen zu wenden, die Menschen zu überreden, die Stärke zu gewinnen, mit den Schwächen fertig zu werden, und so Zwecke zu erreichen, die ihm als erreichte dann oft gleichgültig wurden. Auch die Klugheit und Gewandtheit hatten bei ihm einen höheren Karakter, und gemeine List und Täuschung fanden darin keine Stelle; er hatte keine Freude, den Einzelnen zu mystifiziren, lieber übte er gegen die Menschen insgesammt eine scherzende Verhöhnung, die, weil sie unversöhnlich war, und aus freier Geistesüberlegenheit kam, weniger beleidigte.

Wenn ein solcher Mann, nach abgeschlossenem Laufe in der Würdigung von und vor seinen Ebenbürtigen, durch Böckh mit Recht ein Staatsmann von Perikleischer Hoheit des Sinnes genannt wird, und die Welt diesem Ausspruche

zustimmt, so kann dagegen nicht befremden, wenn mitten in der Bewegung des Lebens, unter dem Drang und Lärm streitiger Interessen, zwischen mittelmäßige und armselige Genossen gestellt, ein solcher Geist lange Zeit dem Unverstand ein Aergerniß, den Schwachen ein Räthsel, und auch dem sonst Einsichtigen und Wackeren oftmals ein Anlaß unsichrer Zweifel und bedenklicher Fragen sein konnte! Ein Mann, der sich aller Vorurtheile ledig und von keiner der Meinungsgrößen, welche auf Jahrhunderte zu vererben pflegen, befangen zeigt, dessen Geist jede Schranke zu übersteigen strebt, der alles in Frage stellt, in Untersuchung zieht, und der dabei jede Heuchelei verschmäht, sondern keck und fröhlich seine freie Sinnesart walten läßt, ja diejenigen Seiten, wo Gefühl und Gedanke ihn seinen Mitlebenden doch wieder anschließen, geflissentlich versteckt, der sich in ewigen Paradoxieen gefällt, bald leichtsinnig scherzend, bald schauderhaft ernst, — nicht zu verwundern ist es, daß hier für die Meisten etwas Unbegreifliches bleibt, woraus der blöde Sinn der Menge sogleich ein Uebles macht. Ein Geist der Verneinung, des Uebermuthes und Frevels, wird dann vorausgesetzt, und auch da gesehen, wo keine Spur desselben ist; läßt nun gar die Laune sich verleiten, — wie sie denn kaum solcher Lockung je widersteht, — die angedichtete Rolle wirklich zu spielen, und die Bethörten neckend noch mehr zu verwirren, so ist der Ruf bald entschieden, und der Name Mephistopheles oder Reineke dafür ganz fertig und bequem.

Allerdings liegt auch in dem bloßen Schein und Spiel etwas Bedenkliches. Ist man nicht schon einigermaßen das, was man gern spielt, wird man nicht ein wenig zu dem, was man lange vorstellt? Diese Fragen drängen sich auf, und finden nicht immer sichere Bejahung oder Verneinung, so daß in solchem Falle nicht blos die blöde Menge leicht irr und zweifelhaft wird.

Auf solchen Anschein hin konnte selbst der geistverwandte Freund, Graf von Schlabrendorf, in Humboldt das Gemüth vermissen, und in Bezug auf ihn sagen, man könne alle möglichen Eigenschaften haben, ein großer Mann zu sein,

und bleibe doch nur allenfalls ein bedeutender, merkwürdiger, talentvoller, weil ohne Gemüth keine wahre Größe sei.

Talleyrand, so scharf und sicher im Verstehen der Menschen, wurde an Humboldt irr, in sofern er ihn ganz zu seiner eigenen Art doch nicht rechnen durfte, weil er die Entschiedenheit und Alleinherrschaft selbstischen Zweckes, als den ihm geläufigsten Schlüssel hier zuletzt doch immer fehlen sah, und so äußerte er, der über Humboldt den Staatsmann geäußert, „que c'était un des hommes d'état dont l'Europe de mon temps n'en a pas compté trois ou quatre", mißvergnügt: „Mr. de Humboldt est un peu comme la Prusse, on ne sait pas bien ce que c'est!" Ein Wort, das boshafter sein will, als es wirklich ist, und für den Staat wie für den Mann, die es zusammengreift, jede Größe möglich läßt.

Schwebte Talleyrand wenigstens noch in Zweifel, ob das ihm Unverständliche in Humboldt für gut oder schlecht zu halten sei, so waren die meisten Leute lieber bereit, das, was ihnen räthselhaft erschien, gleich zum Uebel auszulegen. Gentz fand sich damit ab, ihn für den größten aller Sophisten zu erklären.

Rahel aber vertheidigte ihn stets; als man darüber stritt, welches Maß von Geist ihm wirklich zukomme, und sie um ihre Meinung gefragt wurde, antwortete sie: „Er hat so viel er nur will." Und ein andermal, da sie sagen sollte, wiefern er ein guter Mensch zu nennen sei, erwiederte sie: „Er ist so weit in seinen Ideen, daß nicht mehr die Rede davon sein kann, ob er gut oder nicht gut sei, das liegt fern unter ihm." Seine Paradoxieen und Scherzreden, durch welche er öfters Mißfallen erregte und zaghafte Hörer gar oft verschüchterte, erklärte Rahel geradezu für die Wirkung seiner Langenweile, aus Ungeduld müsse er reden, meinte sie, und er habe zu viel Geist, um bloße Dummheiten zu sagen. Doch gab es Zeiten, wo auch ihr das Vertrauen oder die Einsicht wankte, und Humboldt seine Mephistopheles-Rolle so weit trieb, daß es fast einerlei dünkte, ob er so scheinen wolle, oder so sei; sie sagte dann unmuthig: „Ich kann Ihnen Ihre Geistesfreiheit nicht mehr so hoch anrechnen,

wenn Sie auch für Ihr Thun und Ausüben in Ihrem Innern weder Schranke noch Zügel haben."

Was ihm Viele ganz absprachen oder doch beizumessen anstanden, Wärme und Empfindung überhaupt und Innigkeit der Theilnahme für die Welt und Menschen, fehlte doch seiner Seele keineswegs. Sein Herz war lebendig da, wach und reizbar zur Thätigkeit. Für die Erscheinung aber stellten sich hier neue Bedingungen. Wie am Himmel die Sonne und die Gestirne gleichzeitig wandeln und wirken, aber nicht zugleich gesehen werden, so konnten in Humboldt nicht an demselben Horizonte Geist und Gefühl hervortreten. Der unermüdete Geist aber mochte den Blicken kaum jemals entschwinden, und hielt als zusammengedrängtes helles Licht die zerstreuten milderen Lichter unscheinbar. Man nimmt überall eine Trennung zwischen den beiden Hauptkräften an, welche das höhere Leben ausmachen, zwischen Kopf und Herz, Verstand und Gefühl; aber die Trennung ist meistentheils nur eine gemachte, zum Behuf der Erkenntniß bequeme: in Humboldt war sie eine wirkliche. Keine von beiden Kräften hatte in ihm die Oberhand, auch standen sie nicht gegen einander im Gleichgewicht; jede waltete abgesondert für sich, in ihrem eigenen Reiche, unbekümmert um die andere; sie erkannten ihre Gebiete wechselseitig an, und lebten neben einander ohne Streit noch Einigkeit. Im größten Gegensatz aber schieden sich ihre Wirkungen. Die Thätigkeit des Verstandes trat hell und glänzend nach außen hervor, und nahm die ganze Breite des erscheinenden Menschen ein; die Thätigkeit der Empfindung zog sich scheu nach innen zurück, und versteckte sich fremden Augen. Wenn Vertrauen, Achtlosigkeit, oder Zufall, dies Innere doch öfters aufschlossen, so sah der erstaunte Blick hier alles reich erfüllt und belebt, ja man konnte das Gefühl allzuweich, allzuzart und allzureizbar finden, vielleicht eben deßwegen aber auch nicht glühend und gewaltig. Eine strebende Empfindsamkeit, voll persönlicher Neigung und grübelnder Forschung, dauerte bei Humboldt über die Jünglingsjahre, die sich noch harmlos dazu bekannten, weit in das spätere Leben fort, wo sie jedoch nur in besonderen Verhältnissen und seltenen Anlässen in geheimer Vertraulichkeit oder

Leidenschaft, ihr Dasein offenbarten, gewöhnlich aber verschämt und spurlos untertauchten, und absichtlich einen falschen, oft ganz entgegengesetzten Anschein zur Hülle nahmen. Erst in den letzten Lebensjahren fiel diese Hülle wieder großentheils ab, und das innigste Gefühl trat unverstellt hervor, in sanfter Güte, in liebevoller Theilnahme, die jedes Herz zu edler Rührung stimmten.

Ein Vorgang in Humboldt's Universitätsjahren, den er selbst umständlich geschildert, gewährt einen merkwürdigen Blick in diese schon damals unter Scherz und Verneinung sich versteckende Empfindsamkeit, die sich mit antiker Seelenstärke wunderbar verband. Er badete mit seinem Freunde Stieglitz, dem nachherigen hannöverschen Leibarzt, bei Göttingen Abends im Mondschein in der Leine, und gerieth in einen Strudel, der ihn fortriß; nach vergeblichem Ringen hielt er sich für verloren, und rief dem Freunde zu: „Stieglitz, ich ertrinke, aber es thut nichts!" Doch dieser sprang ihm nach, und rettete ihn. Humboldt erzählte späterhin seine Empfindungen, sie waren die der zartesten und edelsten Freundschaft, für den anwesenden Freund, des innigsten Andenkens an ferne Geliebte, aber in den unmittelbaren Aeußerungen fand sich davon nichts, er ging mit dem Freunde, der ihn gerettet hatte, unter Scherz und Lachen noch lange in der Mondnacht spazieren. Seine Freundschaft suchte auch späterhin, da die der größten und edelsten Männer ihm zu Theil wurde, sich in Bezeigung und Ausdruck kühl und keusch zu erhalten; Liebe und Verehrung standen als unzweifelhafte Thatsachen fest, die durch das ganze Leben immerfort bestätigt wurden, die er aber in Worten auszudrücken vermied. Allerdings war in dieser maßvollen Ruhe, die wir auch über dem innigen und fruchtbaren Bunde Goethe's und Schiller's walten sehen, die Würde einer so seltenen und reifen Freundschaft edler ausgedrückt und sicher bewahrt, als dies in lebhaften Versicherungen möglich gewesen wäre. Doch konnte auch hier bisweilen ein Schein entstehen, der einen schwachen Sinn leicht irre führte. In der Sicherheit, sowohl des Werthes seiner Freunde, als des Gefühls, welches ihm sie verband, durfte Humboldt die kleinliche Sorge verschmähen,

seine Freunde bei jedem Anlasse zu vertreten und geltend zu machen; er hörte wohl Tadel, ja Verunglimpfung gelassen an, er ging wohl gar in Scherzreden ein, die zu vertragen er seine liebsten und geheimsten Empfindungen schon immer gewöhnt hatte, und die freilich in jedem anders beschaffenen Gemüth einen schärferen Sinn gehabt hätten. Angesprochen darüber, daß er an großer Tafel einem abwesenden lieben Freunde hart habe mitspielen lassen, ohne sich seiner anzunehmen, erwiederte er mit ruhiger Freundlichkeit: „O mein Lieber, man muß niemals jemanden vertheidigen!" Aber verläugnen that er nie; schriftlich und mündlich bezeigte er offen, wer seine Achtung, seine Bewunderung, seine Zuneigung habe, und sprach so durch die That im Ganzen blindiger für die Seinen, als alle Worte im Einzelnen es vermocht hätten.

Ueber jedes andere Freundschaftsverhältniß erhob sich das brüderliche; hier vereinigten sich von beiden Seiten die zartesten und liebevollsten Empfindungen, das edelste Zutrauen, die reinste Hochachtung, welche ein langes Leben hindurch, in größter Trennung und innigster Nähe, in entgegengesetzten wie in gleichen Strebungen, unwandelbar denselben Bruderbund darstellten, in welchem die Weihe der Natur durch die des Geistes und Gemüths immerfort erhöht wurde.

Nur eine Verbindung stand noch höher, die mit seiner Gattin. Alle Kraft der Liebe, der Vorsätze, der Beeiferung, deren Humboldt fähig war, strömte hieher zusammen, wirkte mit nie verlöschendem Feuer. Als er die Gewißheit erlangt hatte, Fräulein Karoline von Dacheröden werde seine Frau werden, that er gleich das Gelübde, sie unter jeder Bedingung glücklich zu machen. Sein ganzes Leben hindurch hat er diese Aufgabe festgehalten, und nach seinem Vermögen treulich erfüllt. Doch es bedurfte keines Zwanges der Angelobung, jeden Tag auf's neue konnte er aus freier Neigung dem Berufe folgen, der nie aufhörte, sein eigenes Glück zu sein. Als die geliebte Gattin im ersten Wochenbette darnieder lag, und die Aerzte bedenklich waren, hielt Humboldt eine geladene Pistole in Bereitschaft, um den schrecklichen Verlust nicht zu überleben, indem er seinem verzweifelten Vorhaben in der Angst sogar den Grund unterschob, man könne ja nicht wissen,

ob die Geliebte nicht jenseits noch seiner bedürfen möchte! Während der noch langen Lebenszeit, in der die Gattin als sein höchstes Glück ihm zur Seite blieb, dauerte diese Beeiferung in jeder Gestalt fort, mit völligem Unterordnen, ja Vergessen seiner selbst, mit Aufopferung sogar derjenigen Ansprüche, die von solcher Liebesfülle unzertrennlich schienen. Er genoß des Glückes, die Zärtlichkeit und Zuversicht seines Herzens erwiedert zu sehen, seine ganze Gesinnung, seine Geistesfreiheit strahlten ihm aus dem reichen Gemüth lieblich zurück. Frau von Humboldt hatte unwiderstehliche Anmuth in frischem Lebensdrange; doch lenkte ihr Sinn und Gefühl, bei starken Anlagen und lebhaften Aeußerungen gern in eine Art romantischen Dämmerwebens ein, von welchem doch ernste Tiefe und helle Wahrheit nicht nothwendig ausgeschlossen waren. Sie nahm an des Gatten innerem Leben, an seinen Entwickelungen und Stimmungen lebendigen Antheil, wie er an den ihrigen. Niemand war je mit größerer Grazie verheirathet, als Humboldt; denn von aller Geistesfreiheit, der sein Sinn und seine Einbildungskraft sich hingaben, blieb doch die Herzenstreue der Mittelpunkt, und alles war hier durch sich selbst berechtigt, Wechsel und Beständigkeit, Festhalten und Loslassen, beides immer recht eigentlich eins und dasselbe. —

Auch anderen Frauen, denen seine Zuneigung, seine Achtung, sein Vertrauen einmal zu Theil geworden, blieb Humboldt lebenslang ein treuer Freund, auf den in Glück und Unglück zu rechnen war. Bei allen oft scharfkomischen Scherzen, zu welchen die Laune ihn fortriß, und trotz alles Mephistophelischen Uebermuthes, den er nicht unterdrücken mochte, war er gleichwohl ein sanfter und schmiegsamer Anbeter, ein ernster und wahrer Freund, ein tiefergriffener und zarter Verehrer, je nachdem der Gegenstand, der Anlaß und die Umstände es geboten oder zuließen. Die Eindrücke seiner jüngeren Jahre waren ihm besonders heilig. Der Hofräthin Herz widmete er bis in die späteste Zeit eine beeiferte Aufmerksamkeit; seine preisende Verehrung für Frau von Wolzogen verläugnete sich nie, Therese Huber, welche er bewundernd einst die erste aller Frauen genannt, hielt er bis an seinen Tod in höchstem

Werth; die wärmste Anhänglichkeit bewies er Anderen noch fast als Sterbender. Für Rahel empfand er ein rückhaltloses Vertrauen, im Denken hatte er für sie kein Geheimniß; doch faßte er ihren Geist nicht ganz, und bei aller Anerkennung ihrer Eigenschaften wußte er doch kaum, welch tiefen Zusammenhang diese in ihrer Seele hatten; er sah oft nur munteren Geist und reichen Witz, wo großer Schmerz und mächtige Wahrheit in jenen ausbrachen; wie tief er selbst von ihr erkannt und durchschaut wurde, ahndete er nicht.

Es ist schon erwähnt worden, daß Humboldt's Geist, wenn auch manchen Gegenständen abgewendet und manchen Standpunkten fremd, doch wesentlich ein allgemeiner war; jede Richtung, die er verfolgte, lenkte er in gedankenreiche Höhe, in keiner verlor er sich an das Einzelne, immer brach er zu großen Verbindungen durch. Wer Alexander von Humboldt zum Bruder hatte, durfte das Gebiet der Naturforschung nicht noch auf's neue für sich erobern wollen; ihm ziemte, seine Macht nach anderer Seite hinzuwenden. Doch selbst diese Verschiedenheit führte nur wieder in erhöhte Gemeinschaft. Er wählte und erwarb die großen geheimnißvollen Gränzgebiete, wo das Reich der Natur und das der Geschichte zusammentreffen, und wo die Wechselwirkung zwischen Geistigem und Körperlichem sich unaufhörlich erneut. Die Betrachtung der Menschengeschichte als einer gemeinsamen Entwickelung, die Untersuchung des Wesens bestimmter Geistesgebilde, die Erfassung aller Sprache als eines organischen Ganzen, was ist dies anders, als eine Naturforschung höchster Art, wo die Natur selber schon geistig wird?

Diesen Gegenständen schloß sich ein anderer an, der in dem Leben fast aller Menschen wirksam durchbricht, in Humboldt's Wesen aber zu besonderer Bedeutung emporstieg, und eine seiner eigenthümlichsten Erscheinungen wurde. Die Anstalten, welche in der organischen Natur für die Fortdauer der Gattungen getroffen sind, die Zweiheit der Geschlechter, welche in dem Menschen sich aus körperlichen Bedingungen zu den höchsten geistigen Gebilden erhebt, der sinnliche Genuß, die Bewunderung des Schönen, das Entzücken der reinsten Seelenliebe, dies alles, gewöhnlich nur stückweise in zerstreuten Erfahrungen

dem Menschen beschieden, ordnete sich für Humboldt in große, zusammenhängende Studien; hier vereinigte sich abermals der mannigfachste Ertrag aller geistigen Reiche, welche dem Menschen eröffnet sind: der klaren Kenntniß großer Naturverhältnisse und dem reizvollen Durchforschen geschichtlicher Wandlungen mußte sich die genußreiche Anschauung plastischer Kunst und des besten Inhalts aller Poesie gesellen. Hier war der Stoff scharfsinnigster Zerlegung, die bald in zarten Umrissen das Unsagbare geisteskalt aufzeigte, bald in üppiger Fülle die Einbildungskraft neu entzündete, hier der Anlaß freiester Ausflüge zum Selbsterkunden, zum thätigen Spiel, zum kühnen Scherz, hier die bereitete Stätte, wohin jedes Begegniß, jedes selbsterfahrene Glück und Leid seine sichere Ausbeute liefern konnte. Diesem Kreise und seinen proteïschen Gebilden blieb Humboldt immerdar verfangen, der Gegenstand ließ ihn nie ganz los. Die Alterthumskunde, die plastische Kunst brachten ihre Weihe hinzu, die Luft des Lebens und das Treiben der Welt wurden genial. Humboldt's Geist wirkte zersetzend auf das Gemeine; was er berührte, hatte schon Theil an Höherem, verschlang sich, wenn auch noch so fernher, mit Bildern der Schönheit, mit Gedanken der Erkenntniß. In diesem Betreff war ihm vieles erlaubt. Lebende Modelle durften, wie dem wirklichen Bildhauer, auch den plastischen Uebungen eines Kunstsinnes zustehen, der zwar nicht Marmor, aber Ideen zu bilden hatte.

Ueberhaupt aber hielt Humboldt seine Fähigkeiten in steter Ausübung. Nichts von allem, was er je gelernt, durfte erlöschen oder schlummern, im Gegentheil mehrte und kräftigte sich bei ihm stets das Einzelne wie das Ganze seines geistigen Besitzthums. Sein Wollen schaltete leicht und frei mit jeder Thätigkeit; Stimmung und Umstände durften wenig einwirken. Nach unglaublichen Leistungen in Geschäftsarbeiten, denen er unermüdet und höchstfördernd oblag, war er frisch und munter zu wissenschaftlicher Anstrengung, wie zu heiterer Geselligkeit. Während der drangvollsten Tage des Wiener Kongresses durchbesserte er die kunstreiche Uebersetzung griechischer Chorgesänge, stellte er mit sich allein Uebungen in Pestalozzischer Lehrart an, dichtete er jeden Tag deutsche Verse,

schrieb fleißig Familienbriefe, und führte noch außerdem ein Tagebuch, worin nicht nur die großen Staatsverhandlungen, sondern auch die kleinen Vorgänge der Gesellschaft, die Anekdoten und Abentheuer des Tages genau bemerkt waren, das er aber bald nachher in Paris mit vielen anderen Papieren, zu seinem eigenen späteren Leidwesen, dem Feuer überliefert hat.

Nahm er das Leben im Ganzen wie eine große Aufgabe, die zu lösen sei, so stellte sich ihm als solche auch jedes Begegniß und Geschäft, jede Neigung und Aussicht. Der Verstand, immer zuerst im Werke, umschritt und umzog seinen Gegenstand, maß die Verhältnisse, suchte die Eingänge; der heißeste Stoff kühlte sich unter dieser Behandlung ab, und wurde eisig anzufühlen. Merkwürdig in seiner frischen Kälte und Klarheit ist besonders das Werk über Goethe's Hermann und Dorothea, wo das Wesen des Epos aus seinen Bestandtheilen und Beziehungen gleichsam herausgerechnet wird. Wo die Aufgaben nicht mehr theoretisch blieben, sondern praktisch wurden, konnte freilich der Geist allein die Macht des Wirklichen nicht aufheben; aber etwas mit ihr zu verknüpfen, ihren Anschein zu stärken oder zu schwächen, das konnte immer versucht werden. So bisweilen geschah es, daß Humboldt seinen Gegenstand, anstatt ihn zu ergreifen und zu bewältigen, nur verstrickte und umwob mit den feinsten Gedankenzügen und stärksten Schlußfolgen, und man glaubte die Sache zu haben, indem man doch nur das umhergelegte Netz hatte; eben so wußte er ein solch vorgefundenes zu zerstören, als ob es die Sache selbst wäre, ohne daß diese im Geringsten verändert wurde. Hauptsächlich in seinen diplomatischen Arbeiten fand sich Anlaß zu dieser künstlerischen Meisterschaft, den Gegnern nicht selten zur hülflosen Verlegenheit. Bewundernswürdig an Scharfsinn und Freiheit, an fester Gliederung und Durchführung ist besonders eine Denkschrift, worin er Verfassungssätze erörtert; er giebt die bündigste, gefälligste Umhüllung, man glaubt schon alles sicher festzuhalten, aber zur Sache ist nichts gethan, es ist nur eine Aufgabe, eine geistige Uebung gewesen. Jedoch weder die Gesinnung noch die Thatkraft Humboldt's können

hiebei in Frage stehen; denn wirklich lag die Sache nicht an ihn gewiesen, nur ein denkendes Erörtern war seine Aufgabe, und er selber zuerst würde dem Witz Rahel's, die nach dem Lesen jener Denkschrift ausrief: „Die Brühe ist vortrefflich, aber sie macht keinen Braten", als einem treffend wahren zugestimmt haben um so mehr, als er selbst keineswegs das Eine für das Andere ausgeben wollte, sondern nach der Einleitung auch die Hauptsache wirklich schon bereitet hatte. —

Die hier bezeichnete Verfahrungsweise steht im Zusammenhange mit der Eigenheit seiner Geistesbewegung überhaupt. Nicht im raschen Fluge, nicht stoßkräftig und sturmkühn drang er auf den Gegenstand ein, sondern gelassen vorstrebend in sicherem Gange, Schritt an Schritt reihend, als leichter unermüdeter Fußgänger, der unverdrossen seinem Ziele näher rückt, alle Fernen und Schwierigkeiten zuletzt überwindet, und das Erreichbare gewiß erfaßt. Nichts ist seltener bei Humboldt als Zorn und Ungeduld des Geistes, als große Durchbrüche und Schlagworte: nicht zerreißt er das Dunkel ruckweise durch starken Blitz, aber seine ganze Bahn zieht helle Lichtstreifen, und leitet auf Ergebnisse hin, die als vorbereitete wenig überraschen, aber desto mehr befriedigen. In dieser Weise dringt er in die größten Tiefen, zu den höchsten Spitzen, von jedem Ausgangspunkte, und auf Wegen, wo andere Geistesarten zurückschrecken und ermatten. Natürlich sind nicht alle seine Schriften von gleichem Werth und Verdienst, und manche gerühmtere sogar entschieden mangelhaft, aber durch alle zieht jene Lichtspur und ihr Gesammtinhalt gehört zu der edelsten Ausbeute des Jahrhunderts.

Humboldt's sprachwissenschaftliche Arbeiten zu würdigen, ist hier nicht der Ort, noch unseres Amts. Nach dem Urtheile befugter Richter sichern sie ihrem Urheber unvergänglichen Ruhm. Sein letztes Werk, dem er bis zum Tode seine klare Geisteskraft und fleißige Sorgfalt widmete, schließt großartig diese Arbeiten mit dem Ertrag eines ganzen Lebens. Die philosophische Forschung ist hier zu Tiefen hinabgedrungen, die nie vorher berührt worden, sie folgt dem Wunder der

Sprache bis in das Geheimniß der Schöpfung, bis zu dem Heiligthum der Andacht, wo der Mensch in das Unendliche zu greifen strebt. Mit der Stärke seines Geistes erscheint hier auch dessen Schönheit. Das ganze Menschendasein mit seiner besten Habe und seinen höchsten Aussichten wird von Strahlen getroffen, welchen diesmal ein Hauch der Liebe nicht fehlt, der das Herz milde erwärmt, während jene den Geist erhellen.

Noch manchen merkwürdigen Zug, noch manche besondere Eigenheit des seltenen Mannes könnten wir besprechen, noch manches Wort und Begegniß erwähnen, wollten wir unsere Schilderung in's Einzelne weiter ausführen. Das Bild würde nur an Liebenswürdigkeit gewinnen, uns vertrauter werden und näher rücken. Denn dies war ein Hauptreiz in Humboldt's Erscheinung, daß diese verwirrende Ausnahme, diese unberechenbare Ueberlegenheit, doch wieder so leicht in den Kreis des Gewöhnlichen eingehen konnte, ja so zu sagen in allen menschlichen Schwächen mitlebte! Der Vorurtheilslose, im Denken jede Schranke Verachtende, über jede Pflicht herkömmlicher Sitte, geselliger Freundlichkeit; er verzichtete auf seine Auszeichnung, voll Nachsicht und Duldung für alle Geringeren. Keine Befangenheit, keine Schwachheit der menschlichen Natur mochte er verläugnen, er kannte sogar die Schauer der Gespensterfurcht, und suchte sie wohl absichtlich zu erwecken. Man hat ihn auch des Geizes beschuldigt, aber mit Unrecht; ein großer Verstand herrscht freilich nicht, ohne auch den Werth der Dinge in scharfer Rechnung zu halten, und phantastische Verwendung kann neben ihm nicht aufkommen; aber wo der Verstand einwilligte, wo ein hoher Zweck, ein edler Wunsch zu erfüllen war, da wußte Humboldt freisinnig sich selbst und Anderen zu gewähren und oft in solchen Maßen, wie sie in den Verhältnissen nicht geboten schienen.

Die Betrachtung seiner Persönlichkeit gab unerschöpfliches Studium, und erst manch neue Räthselfrage, dann aber auch zuletzt manch ergänzenden Aufschluß seines inneren Wesens. Diese hohe und in den Schultern vorgebogene Gestalt, diese zurückweichende Stirne, diese heraustretenden Forscheraugen,

die zarte Bläſſe des ruhigen Geſichts, deſſen Mienen gleicherweiſe im Ernſt und im Lächeln Scheu und Ehrerbietung einflößten, der hagere, nicht muskelkräftige, aber durch ſtarke Nerven zu jeder Anſtrengung und Ausdauer willige Körper, die feine ſanftſchneidende Sprache, der aber niemals der Fluß des Ausdrucks und die Geſchicklichkeit der Wendung verſagt war, — dies alles zuſammen muß man im Leben geſehen haben, oder durch Macht der Einbildung lebendig hervorrufen können, um den Ausdruck wahrhaft zu faſſen, zu welchem ſolches Innere und ſolche Leiblichkeit hier vereinigt waren!

Nach wiederholter, allſeitiger Prüfung, und im Aufblicke von dem Minderweſentlichen und Zweifelhaften zu dem wahrhaft Großen und Entſchiedenen, wird für Humboldt immer als letztes Ergebniß feſtſtehen, daß er einer der außerordentlichſten Menſchen war, die unſere Zeit geſehen hat, und daß hohe Bildung und Wiſſenſchaft und unverletzte Würde des Karakters in ihm ein reiches bewegtes Leben mit jedem Ruhm erfüllt haben.

Die freie und hohe Weiſe, in welcher Wilhelm von Humboldt ſeine Studien und Arbeiten betrieb, — einzig geführt von der Sache ſelbſt, nicht gereizt oder genöthigt von Zwecken, die über den geiſtigen Gewinn hinausgegangen wären, — dieſe Weiſe brachte es von ſelbſt mit ſich, daß er ſeine wichtigſten und größten Gaben eben ſo gern und leicht im bewegten Geſpräch und vertrauten Briefwechſel dem Einzelnen darbot, als in ausgearbeiteten Werken dem Publikum. Seine Druckſchriften waren in dieſem Betreff nicht bevorrechtet, er ſparte für ſie keine Ideen und Ausführungen beſonders auf, vielmehr überließ er verſchwenderiſch dem nächſtgelegenen Geſpräch oder Briefe die Einſichten und Verknüpfungen, aus denen, mit einiger Sorgfalt und Ausführung, die gehaltreichſten Gedankenreihen, die gediegenſten Aufſätze ſich entwickeln konnten. Daher ſind ſeine Briefe ungewöhnlich reich an lichtvollen Blicken, an großartigen Ideen, die

sich bisweilen sogar in äußerer Unscheinbarkeit gefallen, vertrauend, daß edler und feiner Sinn den Geist genugsam erkennen werde. So die Briefstelle, welche Goethe bei Gelegenheit Winkelmann's mittheilte, die Stellen, welche Friedrich August Wolf in seinem Entwurf der Alterthumswissenschaft anführt. So ist gewiß der nachfolgende Gedanke einer der tiefsten und fruchtbarsten, zu denen das vorige Jahrhundert sich erschwungen hat, ein Gedanke von weitaussehender Entwickelung und Anwendung, der aber möglichst kurz und schlicht in einem Briefe an Schiller niedergelegt ist; Humboldt schrieb nämlich am 2. Februar 1796 an seinen Freund: „Die Idee, daß für den menschlichen Geist ein gewißes Bild der Menschheit, zu dessen Möglichkeit alle Nationen und Zeitalter mitgearbeitet haben, fortwährend existirt, hat für mich immer ein sehr starkes Interesse gehabt. Es giebt nun ein doppeltes Leben für den Menschen, eins in bloßer und der höchsten Thätigkeit, mit der er strebt, etwas zu erfinden, zu schaffen oder zu sein, was theils ihn selbst überleben, theils schon dadurch, daß es eine Zeitlang durch ihn mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in bloß ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Mensch sich begnügt, glücklich und schuldlos zu sein. In beiden ist ein fester Zweck und eine sichere Belohnung. Nur eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, ist fatal, und doch (und gerade zeichnet dies auch unser Zeitalter aus) so häufig, diejenige, die, ohne wenigstens überwiegenden Genuß, blos Arbeit giebt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen. Daher auch im Privat- und politischen Leben alles nur darauf ankommt, die Gegenstände des Bedürfnisses zu vermindern, und die des Genusses und der freien Thätigkeit zu vermehren. Mich selbst, läugne ich nicht, prüfe ich immer nach diesen drei Rücksichten, und nur nach ihnen kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menschen umherwirft."

Aber in allen Briefen und Gesprächen Humboldt's finden sich solche Lebenskeime und Kleinodien, die ein verwandter Sinn zu stets wachsendem Ertrage auszubeuten vermag. Daher wir die Mittheilung einer größeren Sammlung von

Humboldt's Briefen — wie ſchade, daß er keinen Eckermann gehabt! — um ſo dringender wünſchen, als ohnehin ſchon unerſetzliche Verluſte zu beklagen ſind. Die Briefe Humboldt's an Wolf ſind zum Theil noch erhalten, und wir benutzen dieſe Gelegenheit, einige uns daraus verbliebene Bruchſtücke hier mitzutheilen, um eine vollſtändige Herausgabe des Geretteten anzuregen! —

1837.

Aus Briefen Wilhelms von Humboldt an Friedrich Auguſt Wolf.

1.

Erfurt, den 31. März 1793.

— Aber ich bin ganz von meinem neulichen Aufſatz abgekommen (Skizze über die Griechen). Der hat noch närriſche Fata gehabt. Ich ſchickte ihn Schiller'n, dem ich bald darauf ſchrieb, und da Sie die ſchönen Ränder ſo weiß gelaſſen hatten, bat ich ihn, ſich ihrer anzunehmen. Dies hat er denn auch gethan, und allerlei zugeſchrieben. Es ſind ſehr hübſche Sachen darunter, obgleich Sie denken können, daß er in das Ganze der Idee, da ihm die alte Litteratur doch nicht geläufig iſt, wenig eingegangen iſt. Ich ſchreibe Ihnen hier eine Anmerkung ab, die, dünkt mich, eine genievolle Idee enthält, ob auch eine wahre? mögen Sie ſelbſt entſcheiden.

„Sollte nicht von dem Fortſchritt der menſchlichen Kultur eben das gelten, was wir bei jeder Erfahrung zu bemerken Gelegenheit haben? Hier aber bemerkt man drei Momente."

„1. Der Gegenſtand ſteht ganz vor uns, aber verworren und in einander fließend."

„2. Wir trennen einzelne Merkmale, und unterſcheiden. Unſere Erkenntniß iſt deutlich, aber vereinzelt und bornirt."

„3. Wir verbinden das Getrennte, und das Ganze ſteht abermals vor uns; aber jetzt nicht mehr verworren, ſondern von allen Seiten beleuchtet."

„In der ersten Periode waren die Griechen."

„In der zweiten stehen wir."

„Die dritte ist also noch zu hoffen, und dann wird man die Griechen auch nicht mehr zurückwünschen."

Von Schiller bekam ich den Aufsatz hier zurück. Ich theilte ihn dem Koadjutor (Dalberg) mit, der von meinen Winterarbeiten zu sehen wünschte, und aufgemuntert durch Schiller's Noten, hat er noch weit mehr die Ränder mit Glossen beschrieben. Es wird Sie sehr unterhalten, einmal das Werk cum notis variorum wiederzusehen. Vorzüglich sind Dalberg's Anmerkungen originell, und ordentlich komisch ist das durchgängige Bemühen, zu zeigen, daß die griechische Litteratur ein Studium für wenige sein und bleiben müsse, zu welchen ich, wie er zu verstehen giebt, nun eben nicht gehören möchte. Er selbst hat viel mit mir darüber gelacht, und die Anpreisungen der Griechen in meinem Aufsatz scheinen ihn am meisten zum Widerspruch zu reizen. Wieder gesehen aber habe ich bei dieser Gelegenheit, daß die Gesichtspunkte, die entweder an sich nicht gewöhnlich, oder nur dem einzelnen jedesmaligen Leser fremd sind, hell und klar zu machen, eine unglaubliche Schwierigkeit hat, und daß sie bei dem Koadjutor, der immer — möchte ich sagen — mehr mit dem Geiste seine eigenen, als mit den Augen des Anderen Ideen liest, fast bis zur Unmöglichkeit wächst. Bei diesem Aufsatz hat er meine eigentliche Meinung — wie jede Zeile seiner Anmerkungen beweist — abermals ganz mißverstanden. Abstrahirt habe ich mir wenigstens hieraus, daß, hätte ich je die Absicht, durch eine Schrift eigentlich zur Ausbreitung des Studiums der Griechen beizutragen, ich mich einer viel anderen Methode bedienen müßte. Indeß soll auch der Himmel mich davor in Gnaden bewahren. Habe ich mir einmal eine Idee entwickelt, so ekelt es mich an, sie nun auch einem Anderen auszuknäueln, und so lange mich nicht äußere Umstände zwingen, überwinde ich diesen Ekel nicht. Mir selbst aber ist über die Griechen noch sehr vieles dunkel, und mit jedem Tage fesselt mich ihr Studium mehr. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß unter manchen Studien, die ich durchwandert bin, mir keins die Befriedigung gegeben

hat, und ich muß hinzusetzen, daß auch der Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu führen, nie so sehr in mir erstorben ist, als seitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin. —

2.

Jena, den 3. Juni 1795.

Wie geht es, lieber bester Freund, und wie ist es Ihnen die letzte bedenkliche Nacht hindurch ergangen? Ich wollte noch den Morgen zu Ihnen kommen, aber leider verschlief ich es um eine Viertelstunde, und Sie waren fort. Gegen Mittag kam Goethe zu mir, und bedauerte sehr, Sie nicht mehr zu finden. Er ist Ihnen äußerst gut geworden, und trägt mir viele herzliche Empfehlungen an Sie auf. Die Prolegomena beschäftigen ihn sehr ernstlich, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie zufrieden er damit ist. Zwar ist er noch weit entfernt, sich überhaupt für eine Meinung entschieden zu haben; Sie kennen seine weise Bedachtsamkeit. Allein die Methode und der Gang der Untersuchung machen ihm vorzügliche Freude, und er hat mir namentlich gesagt, daß in dieser Rücksicht schon jede Seite lehrreich sei. Böttiger hat übrigens letzten Freitag eine Abhandlung bei Goethe gelesen, wo er bewies, daß eine von Psammetichus berufene ionische Kolonie zuerst auf Papyrus geschrieben habe, und die ein wahres Böttigerisches Meisterstück sein soll, eine wahre Karrikatur und Parodie Ihrer Prolegomena, voller Blumen und Schnörkel. Gestern und heute blieb Goethe hier, und morgen gehe ich mit ihm auf zwei bis drei Tage nach Weimar. Außer Einigem an meinen metris ist seit Ihrer Abwesenheit nicht viel bei mir geschehen. Indeß ist doch die Anzeige Ihrer Odyssee fertig, und Sie müssen nicht schelten, wenn ich sie beilege: 1) Kennen Sie meine Schüchternheit in græcis et latinis; 2) Habe ich mich emanzipirt, über die Ungenauigkeit unserer Philologen zu spötteln, und ob ich gleich von der Wahrheit der Sache überzeugt bin, so ist etwas bei einem jungen Rezensenten immer bedenklich; 3) Ist mir etwas im Schol. Eur. ad Or. 279 äußerst

schwierig, nämlich die Worte: Ἡγελοχον — ἐπῶν λέγειν. Ich verstehe es: „Da er den Heg. gedungen hatte, die erste Rolle zu spielen.“ Allein sollte er dies wirklich gethan haben? Heg. war ein τραγικὸς und Strattis wollte ihn verspotten. Ich meine also, Strattis singirt dies in seinem Stück, spielt Komödie in der Komödie, und macht den Heg. zu einer handelnden Person. Ferner, ohne Rücksicht auf meine Anzeige, muß es ἀνδρωρτοραίστης oder — ρέστης heißen, und was bedeutet beides? Daß ich übrigens das Schol. so breit extrahirt, that ich, weil man in der A. L. Z. daß Vergnügliche liebt, und damit, durch die versöhnliche gedruckte Zeile angelockt, auch bloße Dilettanten die Anzeige lesen möchten, da sie doch nur für diese kalkulirt ist; die Kenner wissen, woran sie sind. Der letzte Grund, warum ich schicke, ist, daß es doch, wie Goethe immer sagt, hübsch ist, auch Kleinigkeiten gemeinschaftlich zu machen. Länger, als wir dachten, ist die Anzeige freilich geworden, ich schätze sie ein Blatt. Allein ich sehe doch nichts geradezu Ueberflüssiges, und wenn Predigten und Romane so weitläufig rezensirt werden, weiß ich nicht, wozu man so wortkarg bei wichtigen Dingen sein soll. Ich bitte Sie indeß, das Ganze anzusehen, und mir mit unserer hergebrachten Offenheit, was Sie anders wünschen, zu sagen. Es soll dann nach Möglichkeit geschehen. Mit nächster Post erhalte ich es wohl zurück. Der Abdruck hält merklich auf, weil sie nicht selten vierzehn Tage voraus sind. — Unendlich begierig bin ich auf Nachricht von Ihnen, die ich doch noch eher, als die Antwort auf diesen Brief, zu erhalten hoffe. Welch eine innige Freude haben Sie uns wieder mit Ihrem göttlichen Besuche gemacht! In meinem nächsten Briefe sage ich Ihnen etwas Näheres über die Zeit, wo ich nach Halle kommen könnte. Ich muß Sie recht bald wiedersehen, lieber theurer Mann. Hier den Anacharsis und filius dei, die Sie vergessen. — —

Ich habe Goethe'n ermuntert, die Ilias in Rücksicht auf Ihre Prolegomena durchzulesen, und ich hoffe, er wird es thun.

(Humboldt's Anzeige steht in der Allg. Litt. Zeitung 1795, Nro. 167 vom 16. Juni.)

3.

Berlin, den 20. September 1796.

— — Jetzt noch einige Worte von Voß. Wir waren fünf Tage in Eutin, und den ganzen Tag bei ihm. Wir haben ihn außerordentlich liebgewonnen, und auch ihm schienen wir zu gefallen. Leider war er immer und ist noch an Ohrensausen, das ihn sehr inkommodirt, krank. Dies stört das Gespräch etwas, doch nicht sehr. Ich habe mit ihm über die interiora seiner Eigenthümlichkeiten äußerst frei, und ohne allen Rückhalt gesprochen, ob ich gleich, wie Sie wissen, gar kein eigentlicher Anhänger seiner sogenannten (denn er widerspricht dem Ausdruck) Neuerungen bin. Ich bin über nichts fast eigentlich einig mit ihm geworden, aber ich habe auch nur gesucht, mich ganz und gar in seinen Gesichtspunkt zu versetzen, und dies ist mir, glaube ich, im hohen Grade gelungen. Ich glaube ihn jetzt zu verstehen, und doch ist dies nicht leicht. Wenigstens ist's nicht leicht, bis es einem gelingt, in den Mittelpunkt aller seiner Ansichten einzudringen. Denn es ist eine überaus merkwürdige Einheit in seinem Wesen, seinen Gedanken und seinen Arbeiten. Meine vorigen Ideen über ihn habe ich sehr berichtigt. Ich habe ihn ungleich feiner, zarter, und ich möchte sagen poetischer gefunden als ich mir vorgestellt hatte. Ueber Sie haben wir, wie Sie leicht denken können, unendlich oft gesprochen, er liebt und achtet Sie unendlich. Mit Ihren Prolegomenen ist er, wie Sie auch wissen, nicht einig. In diesem Punkt, gestehe ich Ihnen, begreife ich ihn noch nicht recht. Er meint noch, Homer möge dennoch wohl geschrieben haben, Fugen findet er nirgends, die Arbeit der Verbindung der einzelnen Gesänge hält er für so schwierig, daß er meint, Sie hätten den Homer, der nämlich nun der Verbinder sei, um einige Jahrhunderte weiter vorgerückt. Ich hätte mich gern mit ihm hierüber tief eingelassen. Allein theils ist es schwer mit ihm zu streiten, da er so leicht schweigt, ohne überzeugt zu sein, und anderntheils muß ich auch sagen, daß, meiner Ueberzeugung nach, die Sache noch nicht so darliegt, daß sie sich durchstreiten läßt — den einzigen Punkt

ausgenommen, daß Homer nicht geschrieben haben kann, was ich für ausgemacht halte. Uebrigens, glaube ich, sind die Gründe, die Ihre Prolegomena angeben, alle noch so, daß sie nach individuellen Verschiedenheiten mehr oder minderen Eindruck machen. Der Cardo rei liegt meines Erachtens allein darin, daß in der Ilias wirkliche Verschiedenheiten des Stils, der Sprache u. s. f. sein sollen. Bei diesen, glaube ich, hätten Sie anfangen müssen; jetzt getraue ich mir zwar immer den Gegner bestreiten, nie aber ihn besiegen zu können. Ihre litterarischen Briefe will er, sobald es sein Kopf erlaubt, noch einmal prüfend durchlesen, und dann Ihnen seine Bemerkungen schicken. Den vorzüglichsten und vortheilhaftesten Eindruck auf uns hat Voß Karakter und häusliches Leben gemacht. Er ist im genauesten Verstande des Worts brav und edel, und in sehr hohem Grade noch außerdem liebenswürdig. Auch die Frau hat uns sehr gefallen, und sie gewinnt immer, je länger man sie sieht.

Klopstock ist noch immer äußerst angelegentlich mit Ihren Prolegomenen beschäftigt. Es war das Erste, worüber er mit mir sprach. Er ist schlechterdings und durchaus Ihrer Meinung, die er noch durch eigene Einfälle erweitert. So hält er, ich glaube nicht sehr glücklich, in Il. α. εἷς κοιρανος ἐστω für ein Einschiebsel der Pisistratiden. Auch mit den litterarischen Briefen ist er zufrieden, und lobt vorzüglich den Stil.

Die Rezension von Voß Homer habe ich erst einmal und noch nicht einmal ganz gelesen. Sie enthält gewiß sehr viel Wahres, und manches ist mir wie aus der Seele geschrieben. Aber vieles halte ich auch für übertrieben, den Ton hier und da für unbescheiden und muthwillig, und der Hauptgesichtspunkt, aus dem der Rezensent (W. Schlegel) den Homer ansieht, scheint mir doch wieder verfehlt. Bisher hat man den armen Homer wie einen modernen Dichter behandelt; jetzt wird man bald anfangen ihn nicht mehr für einen Dichter zu erklären. Der Rezensent scheint mir schon von dieser Seite viel zu weit zu gehen. Alles was nur nach Kunst aussieht, soll nicht homerisch sondern gleich alexandrinisch sein. Und wo ist denn der

künstliche Versbau der Alexandriner? Etwa bei Apollonius? Ueber den Versbau des angeblich stolzeren Virgilischen und des Homerischen Hexameters scheint der Rezensent auch wunderbare Eingebungen zu haben. Ich habe den Hexameter in der Aeneis und den Georgiken immer für ächt und bloß homerisch gehalten. —

4.

Jena, den 31. März 1797.

— Sie erhalten hier wieder ein reichliches Stück Agamemnon. Ihre Mißbilligung meiner Arbeit hat mich wegen der freundschaftlichen Offenherzigkeit unendlich gefreut. Freilich wäre mir gerade Ihr Beifall sehr süß gewesen, allein ich hoffe, wir werden uns verständigen. Einzelne Stellen ändere ich gewiß mit der größesten Bereitwilligkeit, und wenn, wie ich beinah mir schmeichle, Ihr Tadel in Rücksicht auf die noch mangelnde Aeschylische Größe vorzüglich aus dem ersten Chor, d. h. aus den ersten zweihundert fünfzig Versen hergenommen ist, so stimme ich durchaus mit Ihnen überein. Im Uebrigen möchte ich mich wehren, wie ich freilich glaube, daß wir auch in den Maximen über das, was erreicht werden soll, und was erreicht werden kann, nicht ganz übereinstimmen.

Da ich meine Arbeit Einigen hier gezeigt habe, befinde ich mich in einer recht sonderbaren Lage.

Schiller ist gar nicht recht damit zufrieden. Er spricht der Uebersetzung Energie und poetische Sinnlichkeit nicht ab, aber er findet sie zu schwer, hart und undeutlich. Er will gewöhnlichere Strukturen, mehr Ausführlichkeit, allenfalls sogar einen weniger obligaten Versbau.

Sie scheinen mir meine Arbeit eben so sehr zu verwerfen, aber gerade aus den umgekehrten Gründen, ob es gleich möglich wäre, daß Sie Ihre Klage wegen des Mangels an Aeschylischem Geist noch mit der Schiller'schen über Mangel an Deutlichkeit kumulirten.

Friedrich Schlegel (der Grieche) äußerte bei dem ersten Lesen des ersten Chors in einer noch früheren Gestalt, als

die Ihre Abschrift hat, dieselbe Klage als Sie. Ich änderte darauf manches, und beim zweiten Lesen schien er zufriedener. Ob ganz? möchte ich nicht sagen. Er ist, wie Sie wissen, in solchen Dingen einsilbig.

Goethe ist, wie ich aus vielfältigen Aeußerungen gegen mich und Andere, und aus dem großen Interesse, das er daran nimmt, da er sich ganz eigentlich und täglich damit beschäftigt, mit der Arbeit im Ganzen sogar sehr zufrieden. Er macht nur einzelne Bemerkungen ganz eigner Art, die ich Ihnen zum Theil mittheilen kann. Er ermunterte mich nicht nur den Agamemnon zu endigen, sondern auch ein Stück des Sophokles und des Euripides und eins des Aristophanes, alle karakteristisch gewählt, nachfolgen zu lassen.

Alle sie zusammen scheinen den Versbau, meine sauerste Arbeit, und meiner Meinung nach auch meine verdienstvolleste, gar nicht sonderlich zu achten. Schiller'n fehlt es an Kenntniß, er rechnet mir vieles darin noch als Schuld an. Sie haben sich nicht darüber geäußert. Goethe scheint ihn zu fühlen und zu billigen; aber zum Beurtheilen fehlt's ihm an Kenntniß. Wilhelm Schlegel (der Shakespear'sche) ist der Einzige, der sich darauf eingelassen hat, und der ist, bis auf Einzelnes, zufrieden.

So weit mein Bericht. Wie ich mich nun selbst zu diesen Urtheilen stelle? Für's Erste halte ich schon a priori den Tadel für gegründeter, als das Lob. Goethe's Beifall ist mir aus mancherlei Gründen weniger erfreulich. Er findet sich durch meine Uebersetzung beim Lesen des Originals erleichtert, dafür ist er dankbar, und so lobt er leichter. Unter dem Tadel ist mir der Schiller'sche nicht wichtig. Er beweist mir bloß, daß ich auf eine große Klasse Leser nicht zählen darf, und das wußte ich vorher. Nur Ihrer hat mich niedergeschlagen. Ich gestehe Ihnen offenherzig, daß ich vier Tage lang keinen Vers gemacht habe, und meine Arbeit nicht ansehen mochte. Es fehlte fast nichts, so hätte ich sie, und nun sicher auch auf ewig alles Uebersetzen aufgegeben. Aber ich hänge doch noch zu fest an diesem Unternehmen, mein Muth ist zurückgekommen, und ich glaube mich nun in der wahren Stellung zu

befinden, die ich annehmen muß. Ich habe mir einen festen Begriff gebildet dessen, was ich leisten will, und was ich glaube leisten zu können. Von allen meinen Tadlern werde ich unstreitig aus zweierlei Gründen auch in den Maximen auf zweierlei Art abweichen. So viel ich schon jetzt einsehen kann, ergeht von jedem vorzüglich Eine Forderung an mich. Auch ist dies natürlich. Der Beurtheiler geht immer mehr oder weniger von Einem Gesichtspunkt aus; der, welcher selbst die Arbeit macht, muß an alles denken, weil er alles zur Sprache zu bringen genöthigt ist. In höherem oder geringerem Grade werde ich mit jedem Tadel übereinstimmen, und nach ihm arbeiten, Aenderungen versuchen u. s. f. Aber einen Theil der Forderung werde ich leicht nicht gerecht, einen anderen unmöglich zu erfüllen finden, vorzüglich da die Befriedigung der einen so leicht der anderen Eintrag thut. Es ist mein fester Vorsatz, noch ehe meine Arbeit beendigt, so strenge Beurtheilungen als möglich einzuziehen, und mich zwar in die Mitte von allen zu stellen, weil ich ohne eine solche Selbstständigkeit die Arbeit geradezu aufgeben müßte, aber von dieser Mitte aus mich so weit als möglich zu jedem hinzuneigen und jedem Genüge zu thun. An Fleiß und an Geduld soll es mir nicht fehlen, aber wann ich freilich die Unmöglichkeit klar sehe und empfinde, daß ich nun mehr thun kann, dann werde ich es freilich durch einen Machtspruch für fertig erklären. Denn was ist anders zu thun? Bei diesen Gesinnungen können Sie denken, wie ich mich freue, diese Materie recht mit Ihnen durchzusprechen. Sie liegt mir unglaublich am Herzen, und ich habe mich nie für eine Arbeit (d. h. nicht zu Gunsten dessen, was ich daran thun möchte) so interessirt gefunden. Doch ich breche endlich ab. —

5.

Marino bei Rom, den 29. September 1804.

Der Homer hat mir viel Freude gemacht. Noch bin ich aber nicht dazu gekommen, Ihre neue Vorrede zu lesen. Dagegen habe ich gut die halbe Ilias gelesen. Hier bei

Spazirgängen, in den himmlischen Gegenden um den Albaner See, und am Fuß des Mons Albanus, stecke ich ihn in die Tasche und lese ihn mit unglaublichem Vergnügen. Ueberhaupt, lieber Wolf, führe ich ein unendlich genußreiches Leben. So lange meine eigentlichen Arbeiten dauern, so glücklich bin ich einmal organisirt, ärgern und langweilen sie mich nicht; wenn sie geendigt sind, sind meine Gedanken hundert Meilen von ihnen entfernt, dann gehe ich in's Freie, und lese, denke, träume. Ich glaube wirklich, man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geschäft, und weckt eine Art von Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht sehr lobenswürdig finden, mein theurer Freund, aber es ist wahr, und was giebt es auch eigentlich Höheres, als sich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart genießen? Nur wenn man das thut, lebt man für sich und für etwas Wahres. Alles Uebrige ist ein Treiben und Jagen, bei dem man wenigstens nie zurückblicken muß. Hätte ich Sie hier, so hätte ich alles. Denn bedenken Sie nur, daß ich diesen Genuß einsam, so einsam, finde, daß ich jetzt nur mit zwei, drei Menschen noch deutsch spreche, und keiner, auch kein einziger hier ist, der an dem, was mir eigentlich wichtig ist, Interesse fände. Wie müßte Umgang, ein Umgang mit Ihnen, den Genuß erhöhen! Es ist recht Schade, daß Sie Ihr Kommen noch immer so in weite Zukunft stellen. Das Schöne muß bald gepflückt werden, denken Sie daran recht oft. —

6.

Rom, den 20. Juli 1805.

Für mich ginge der Genuß, Sie hier zu begleiten, über jeden Begriff. Es wäre nach Jahren wieder der erste eines geistvollen Gesprächs. Was es hier auch an wissenschaftlichem Umgang giebt, so ist es trocken und hölzern. Selbst Zoëga'n, der sonst interessantere Ansichten hat, fehlt es an lebhaftem Interesse. Er ist ein allgemeiner Indifferentist und Skeptiker, und wenn auch wirklich seine Gelehrsamkeit dadurch weniger

Schaden leidet, so verliert doch die Mittheilung allen Reiz. Es wird Ihnen ordentlich merkwürdig sein, Zoëga zu sehen. Auch mein Bruder hat die Bemerkung gemacht, daß niemandes Umgang so wenig zu eigenen Arbeiten belebend, ja man kann sagen, sogar so niederschlagend dafür ist.

Ich lese jetzt wieder sehr viel die Alten, und immer Römer, denn das Lokalinteresse überwiegt doch alles andere. Die Totalität der Römergeschichte und des Römerlebens im Kopf in Rom herumzugehen ist eigentlich mein Leben. In die Museen und Galerieen komme ich selten; um Basreliefs, Münzen und Gemmen bekümmere ich mich wenig oder gar nicht. Ich liebe nicht in die Häuser eingeschlossene Götter. Aber die Kolossen, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen, und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüße ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genuß vollkommen sein soll, muß die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man muß noch einen Theil Latium mit überschauen, und das Lateinergebirge den Horizont schließen sehen. Dann wird man unwiderstehlich zu endlosen Betrachtungen über Geschichte und Menschenschicksal hingezogen, dann rundet sich auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemählde der Weltgeschichte. Denn auf mich übt Rom immer seine große Gewalt mehr als durch alles andere dadurch aus, daß es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt ist. Denn selbst das Letzte wird ihm niemand mit Recht streitig machen. Unsere neue Welt ist eigentlich gar keine; sie besteht bloß in einer Sehnsucht nach der vormaligen, und immer ungewissem Tappen nach einer zunächst zu bildenden. In diesem heillosesten aller Zustände suchen Phantasie und Empfindung einen Ruhepunkt, und finden ihn wiederum nur hier. Doch ich schweife ab, und will einlenken; aber ich rede von dem, deß das Herz voll ist, und zu dem, der es eben so wie ich fühlen würde, wenn er auf der gleichen Stelle stünde.

Sie wissen, daß wir Spalding hier gehabt haben. Aber ich habe ihn nicht einmal so viel genossen, als sonst möglich gewesen wäre. Er ist auch, finde ich, in der That noch geistloser geworden, und weiß jetzt von nichts mehr, als

langen und kurzen Silben und Etymologieen zu reden. Hier war er nun aber ganz in seine Familie, Frau, Sohn ꝛc. vergraben. Glauben Sie, daß ich ihn bei einem höchstens sechswöchentlichen Aufenthalte in Rom gefunden habe, wie er um Mittag en famille Karten spielte? Unserer Nation hat er dabei keine Ehre gemacht. Seiner Herzensgüte hat man überall Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber sein Pedantismus, seine Wuth mittelmäßige Verse in allen Sprachen zu machen, seine Flachheit, haben Zoëga, Marini und alle Besten bald angeekelt, bald in Staunen gesetzt. Stellen Sie sich nur vor, daß er hier auf der Corsinischen Bibliothek dreißig bis vierzig Homerische, ächt Homerische Verse aus der Iliade, die nur nicht an ihrer Stelle standen, als neu abgeschrieben, allen Menschen erzählt hat, barbarische Wörter darin gefunden zu haben, wie z. B. καπετος (!!!), und sich erst einige Tage darauf die Stelle von Zoëga hat nachweisen lassen. Und hätte er das nur nicht alles noch selbst so breit und mir erzählt! Verse hat er ohne Zahl gemacht, und immer gleich deutsch und lateinisch zugleich, manchmal auch griechisch dazu; aber Nutzen hat er von seiner Reise gewiß auch nicht den mindesten. Quintiliane hat er überall aufgesucht, und dann kaum angesehen. Sie fühlen, mein Bester, daß sein Eindruck eines deutschen Gelehrten ausgelöscht zu werden bedarf.

Von Neuigkeiten weiß ich Ihnen nichts zu sagen. Hier wird nur alle halbe Jahrzehend ein neues Buch geschrieben, und dann die übrige Hälfte von diesem gesprochen. Was im Werk ist, kennen Sie. Nach- und Ausgrabungen geschehen hier und dort, aber keine bedeutende, weil keine planmäßig unternommen und mit Beharrlichkeit fortgesetzt wird. Die Fea'sche beim Pantheon könnte wichtig werden, wenn er nicht auf eine höchst flüchtige Weise sähe, seine Meinung dann sehr eigensinnig behauptete, und die gemachten Löcher großentheils wieder zuwerfen ließe, was denn freilich die beste Manier ist, Recht zu behalten. — —

— Sie schreiben mir viel von Goethe, was mich herzlich freuet, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch sahen, oder nach seinem Tode in Weimar waren. Mich hat sein

Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellektuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochen edlem und sanften Ernst, von so partheilosgerechter Beurtheilung, wird eben so wenig in langer Zeit wieder aufstehen, als eine solche Kunst im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern sahen, theurer Freund, fühlen das gewiß gleich stark mit mir. —

Wilhelm Neumann.

Friedrich Wilhelm Neumann, geboren zu Berlin den 8. Januar 1781, war der Sohn eines Kaufmanns, der früh ſtarb und kein Vermögen hinterließ; bald nachher ſtarb auch die Mutter, und der älternloſe Knabe kam zu einem Stiefgroßvater, der ein anſehnliches Buchhändlergeſchäft betrieb. Bis in ſein vierzehntes Jahr beſuchte er das Gymnaſium und machte gute Fortſchritte; weil aber die äußeren Mittel zur Fortſetzung der Studien fehlten, mußte er ſich wider ſeine Neigung den Handelsgeſchäften widmen; ein bedeutendes Haus nahm ihn wohlwollend auf, und während zehn Jahren, die er hier verweilte, erwarb und übte er eine große Geſchäftseinſicht, die ihm ſpäterhin auch im Staatsdienſte nützlich wurde. In der Familie wurde er wie ein Sohn des Hauſes angeſehen, und konnte an allen Vortheilen eines reichen Lebens Theil nehmen. Da jedoch manches in der Umgebung ſeinem Sinne widerſprach, ſo gewöhnte er ſich früh an ſchweigſame Zurückgezogenheit und widmete ſeine Muße am liebſten der Erwerbung von Kenntniſſen, wie ſein Verhältniß dies nur irgend geſtattete. Er beſchäftigte ſich mit Muſik und Dichtkunſt, mit Philoſophie und Geſchichte, las die beſten Schriftſteller in franzöſiſcher und engliſcher Sprache, mit deren gründlicher Kenntniß er auch ſehr bald die der holländiſchen und italiäniſchen verband. In dem erwähnten Hauſe machte er im Jahre 1803 die Bekanntſchaft Varnhagen's, mit welchem ihn bald die engſte und treuſte Freundſchaft verknüpfte, und gleich darauf eröffnete ſich ihm ein weiterer Freundſchaftskreis, zu welchem Chamiſſo, Eduard Hitzig, Koreff,

Ludwig Robert, Graf Alexander zur Lippe, Franz Theremin und noch mehrere Andere gehörten, denen insgesammt die Poesie und höhere Lebensbildung das vereinigte Ziel war. Unter dem Titel eines Musenalmanachs gaben Chamisso und Varnhagen mit ihren eignen die Gedichte der Freunde heraus, und Neumann's Beiträge erschienen dabei nicht unvortheilhaft.

In jener Zeit hielt August Wilhelm Schlegel zu Berlin Vorlesungen vor einem auserlesenen Kreise von Zuhörern und Zuhörerinnen; der Zustand der Litteratur und Kunst überhaupt, ihre bisherige und künftige Entwickelung, waren der reiche Stoff dieser Vorträge, welche nicht ohne bedeutende Wirkung blieben, besonders weil viele gleichzeitige Bestrebungen Friedrich Schlegel's, Tieck's, Schleiermacher's und selbst Fichte's, sich damit zu verbinden schienen. Es war eine Art Verkündigung neuen Aufschwunges zum Dichten und Leben, wozu hauptsächlich die strebende Jugend sich berufen fühlte. Was man gemeinhin die neue Schule nannte, und wozu allerdings die Schlegel'schen Lehren und Beispiele den Kern lieferten, war jedoch weit entfernt, nur aus strengen Bekennern dieses Namens zu bestehen. Der geheime Zwiespalt, welcher von Beginn her die Häupter trennte, war noch weit mehr unter den Jüngern zu finden, und trat in vielfachen Abweichungen deutlich hervor. Weder Neumann selbst, noch seine obengenannten Freunde, einen einzigen vielleicht ausgenommen, konnten als eigentliche Schlegelianer gelten, obgleich im Ganzen die Richtungen befolgt wurden, für welche die beiden Schlegel selbst nicht sowohl Meister und Führer als vielmehr Organe geworden waren. Neumann insonderheit hat niemals die Bekanntschaft August Wilhelm Schlegel's gemacht oder gesucht; seine größte Verehrung war vielmehr Fichte'n eifrig zugewandt, der die Annahmen und Behauptungen von jenem größtentheils verwarf und dies unverholen aussprach. Ueberschwänglich aber, bis zum Mißbrauch, war die Nachbildung der poetischen Reimformen, welche die neue Schule von den Italiänern und Spaniern entlehnt hatte, und durch welche auch Neumann derselben anzugehören schien.

Durch Erbschaft war ihm eine Summe Geldes über-

kommen, welche er sogleich anwandte, um seine Neigung zu den Studien vollständiger zu befriedigen. Er fühlte, daß er einen festeren Grund, als ihm bisher möglich gewesen war, in den alten Sprachen gewinnen müsse, und die Umstände fügten es, daß er diesen Gewinn in Hamburg suchte, wo die Leitung und der Unterricht des trefflichen Gurlitt, der ihn sehr liebte und seinen Karakter wie seine Fähigkeiten vollkommen würdigte, ihm die erfolgreichste Förderung waren. Im Jahre 1806 bezog er gemeinschaftlich mit Varnhagen und August Wilhelm Neander, dessen Freund und Taufpathe er geworden war, die Universität Halle. Hier hörte er Friedrich August Wolf mit großem Fleiße, doch leider nur ein halbes Jahr, denn das Kriegsunheil vertrieb die Studirenden von Halle, und Neumann wandte sich mit Neander nach Göttingen, wo er neben den philosophischen auch theologische Vorlesungen hörte, und durch diese Studien auch mit Gesenius näher bekannt wurde. Nach einiger Zeit traf er doch wieder in Halle ein, und trieb neben ernstlichen Arbeiten auch die scherzhafte, mit einigen Freunden einen Roman zu schreiben, der im folgenden Jahre unter dem Titel: „Die Versuche und Hindernisse" im Druck erschienen ist. Schon vorher hatte er an einer satyrischen Druckschrift gegen den verrufenen Kritiker Garlieb Merkel Theil genommen, so wie an der Herausgabe vermischter Schriften unter dem Titel: „Erzählungen und Spiele." Auch der Kreis der Freunde hatte sich inzwischen sehr erweitert, und sind hier vorzüglich Fouqué, Achim von Arnim und Alexander von der Marwitz namhaft zu machen.

Da die Vorlesungen in Halle fortwährend untersagt blieben, so wandte sich Neumann mit mehreren Freunden wieder nach Berlin, wohin auch Wolf und Schleiermacher zogen. Jedoch der Krieg, welcher alle Verhältnisse zerrüttete, erschöpfte auch früher, als es sonst geschehen wäre, die Hülfsquellen Neumann's, und er war genöthigt, den Ausfall durch Erwerb zu decken. Vertraut mit den italiänischen Schriftstellern und besonders eingenommen von Macchiavelli, begann er dessen florentinische Geschichte zu übersetzen, wozu Johann von Müller eine Vorrede und Anmerkungen zu liefern versprach, aber nicht

lieferte, weil er bald nachher Berlin verließ und dann in westphälische Dienste trat. Die Uebersetzung, eines so wichtigen und schon angekündigten Beitrags entbehrend, gelangte nun um so schwieriger zum Druck, und erschien erst im Jahre 1809 in zwei Bänden, die, weil der Verleger fallirte, wenig in den Buchhandel kamen, aber in Wien nachgedruckt wurden.

Des ungewissen litterarischen Erwerbes überdrüssig, trat Neumann hierauf in das angesehene Haus des Hofmarschalls Grafen von Redern als Erzieher der beiden Söhne desselben. Es bezeichnet eben so sehr den Werth des wackeren Erziehers, als den edeln und tüchtigen Sinn dieser achtungswürdigen Familie, daß das vorübergehende Verhältniß eine dauernde Verbindung der Anhänglichkeit und des Wohlwollens begründete, welche für beide Theile bis zuletzt erfreulich bestand, und auch über den Tod hinaus noch fortwirkt!

Bald auf's neue in den Stand gesetzt, die unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen, glaubte Neumann die Philosophie und Theologie verlassen und dagegen die Kameralwissenschaften erwählen zu müssen. Zwei Jahre lang widmete er auf der inzwischen zu Berlin errichteten Universität angestrengt diesem Studium. Nebenher besorgte er im Jahre 1811 eine Zeitlang die Redaktion des „Preußischen Vaterlandsfreundes" und gab im Jahre 1812 mit Fouqué die Zeitschrift „Die Musen" heraus. Im Anfange des Jahres 1813, als die Noth der Zeit auch ihn abermals bedrängte, fand er eine erwünschte Freistätte bei seinem Freunde Hitzig, in dessen Buchhandlung er ein thätiger Gehülfe wurde.

Als das Frühjahr 1813 alle Preußen zu den Waffen rief, war auch Neumann bereit, sich in die Reihen der vaterländischen Streiter zu stellen, seine Gesinnung war voll Eifer und Muth, seine Körperbeschaffenheit jedoch mußte ihn vom Kriegsdienst abhalten, denn, wenn auch übrigens wohlgebaut und eines nicht unangenehmen Aeußeren, sah er doch allzu schwächlich aus, und hätte auch den Anstrengungen des Feldlebens schwerlich lange widerstehen können. Um aber dennoch der vaterländischen Sache zu dienen, meldete er sich zu einer Stelle bei dem Feld-Kriegskommissariat, und ließ

sich durch die untergeordnete, die ihm anfangs zu Theil wurde, nicht abschrecken. Seine Geschicklichkeit, sein sorgsamer Fleiß, seine unerschütterliche Rechtschaffenheit, und, man darf es zur Ehre seiner Vorgesetzten sagen, auch seine ausgezeichnete Bildung und sein feines, taktvolles Betragen, blieben während der drei Feldzüge, die er mitmachte, nicht unbemerkt noch fruchtlos. Er wurde im August 1815 zum stellvertretenden Kriegskommissair befördert und stand als solcher, anderthalb Jahre hindurch, theils in Koblenz, theils in Trier, mit größtem Eifer den ihm zugewiesenen Geschäften vor. Seine Erholung blieben auch in dieser Laufbahn Poesie und Litteratur, und selbst das Studium der Alten setzte er inmitten aller Störungen fort.

Der Oberpräsident Graf von Solms-Laubach, aufmerksam gemacht auf Neumann's seltene Geistesbildung und eben so seltene Geschäftsbrauchbarkeit, hegte für ihn die günstigsten Absichten und wünschte ihn zu der Landesverwaltung hinüberzuziehen, wo ihm ohne Zweifel bedeutende Vortheile und ein rascheres Aufsteigen eröffnet gewesen wären, als in seiner bisherigen Bahn zu hoffen schien. Allein der gute Wille jenes Staatsmannes führte zu keinem Erfolg, weil Neumann so wenig damals, wie zu irgend einer Zeit, sich entschließen konnte, für seine eignen Angelegenheiten den Eifer und die Thätigkeit zu haben, die er seinen Dienstgeschäften widmete, sondern lieber in untergeordneten Verhältnissen blieb, als nach höheren geflissentlich zu streben und sich persönlich geltend zu machen.

Im Jahre 1818 nach Berlin versetzt, fand er sich hier sehr glücklich im Kreise der alten Freunde, denen sich auch neue anschlossen. Er lernte die Tochter des einst vielversprechenden und durch ein höheres Geistesstreben ausgezeichneten, aber früh gestorbenen Dichters Johann Jakob Mnioch kennen, die bald darauf seine Gattin wurde. Seine Ehe war glücklich und durch fünf Kinder gesegnet, die seine zärtlichste Liebe erfuhren, aber auch seine thätige Fürsorge in erhöhten Anspruch nahmen.

Im April 1822 wurde Neumann zum Königlichen Intendantur-Rath bei der Intendantur des dritten Armeekorps

ernannt und behielt seitdem seinen festen Wohnsitz in Berlin, von wo nur öftere Dienstreisen im Bereiche seines Amtes ihn auf kürzere Zeit abriefen. Wie ausgezeichnet er in diesem seinem Berufe wirkte, und wie sehr seine Fähigkeit und sein Verdienst von würdigen Vorgesetzten anerkannt wurde, beweist folgendes Zeugniß derselben, welches der höheren Behörde, ohne daß er selbst darum wußte, im Jahre 1831 vorgelegt wurde: „Der Rath Neumann gehört unstreitig zur Zahl unserer vorzüglichsten Räthe, denn er vereinigt Geschäftstreue mit wissenschaftlicher Bildung, leichtes und richtiges Urtheil mit Gründlichkeit, gefälligen Formen, regem Diensteifer und einer höchst achtungswerthen Haltung. Die überhäuften Geschäfte der Abtheilung für das Kassen- und Rechnungswesen, welchen er mit so vieler Auszeichnung vorsteht, haben besonders im letzten Jahre den höchsten Grad der Anstrengung erfordert. Nur ein in aller Beziehung so tüchtiger unermüdet thätiger Geschäftsmann konnte die ihm gewordene schwierige Aufgabe so rühmlich lösen.“ Ueberhaupt war es ein eigner und bemerkenswerther Zug in seinem Wesen, daß ihm, der in früheren Jahren wohl eines Hanges zu gleichgültiger Lässigkeit beschuldigt wurde, gleich die eifrigste Anstrengung und der eifernste Fleiß natürlich waren, sobald er aus innerer Neigung oder in bestimmter Pflicht arbeitete.

Für Wissenschaft und Litteratur war sein Sinn unausgesetzt rege geblieben, doch zu eignen Hervorbringungen fanden sich Muße und Antrieb seltener vereinigt. Die Aufmunterung seiner Freunde und der Wunsch, aus seinen Gaben einigen Ertrag zu ärnten, erneuten aber auch seine litterarische Thätigkeit. Die von Hitzig gestiftete Mittwochsgesellschaft, ein Verein von Freunden der Poesie, welchem er sich eifrigst anschloß, gab ihm Gelegenheit zu Gedichten und Aufsätzen mancher Art, auch nahm er Theil an Hitzig's Zeitschriften für Kriminalrechtspflege, an den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik in Berlin, und an den Blättern für litterarische Unterhaltung in Leipzig. Der Karakter seiner schriftstellerischen Erzeugnisse, die ihm, auch wenn er auf Erwerb dabei Rücksicht zu nehmen hatte, niemals zum bloßen Gewerbe

werden konnten, ist ächter Gehalt mit feiner Bildung vereinigt. Dies gilt von seinen Gedichten wie von seiner Prosa, von seinen früheren launigen Versuchen, wie von seinen späteren kritischen Arbeiten. Alles in diesen hat eine feste Grundlage, ist eigenthümlich gedacht und gestaltet. Er schrieb nicht, wenn er nichts zu sagen hatte; hohle Redensarten waren ihm unmöglich; dagegen glaubte er nicht, jedesmal Auffallendes und Ueberschwängliches sagen zu müssen, ihm genügte, das Verständige und Angemessene auszusprechen. Sein Scharfsinn und Takt in Erfassung des Individuellen wurden besonders für seine kritischen Arbeiten mehr und mehr bedeutend. Durch Besonnenheit, verständige Einsicht, klare gebildete Sprache, treffendes Urtheil und schickliche Freimüthigkeit reihen sich seine Kritiken den besten unserer Litteratur an. Man fühlt es gleich beim Lesen derselben, daß ihm bei Beurtheilung des Einzelnen stets der Bezug auf ein größeres Ganzes des litterarischen Bildungszustandes gegenwärtig bleibt, und daß auch wieder dieser letztere ihm mit einem höheren geistigen Gesammtleben eng verbunden ist. Seine Aufsätze fanden überall verdiente Anerkennung. Als Goethe von mehreren Seiten angeregt wurde, ein öffentliches Wort über die Gedichte des Königs Ludwig von Baiern zu sagen, lehnte er es mit dem Bemerken ab, daß er doch nur würde wiederholen können, was Neumann darüber in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik erschöpfend gesagt habe. Ein anderer geschätzter Beurtheiler rühmt von ihm, daß er jeden Werth, der ihm begegnete, willig anerkannte, auch wenn die Ansicht der seinigen widersprach, und daß er, ein Mann des Fortschreitens, aber keiner der Bewegung im französischen politischen Sinne, doch auch Werke, die aus diesem Sinne hervorgegangen, mit Unabhängigkeit und Milde zu würdigen wußte, sobald sich nur wahre Ueberzeugung und innere Tüchtigkeit zeigten. Eine größere Arbeit über den Saint-Simonismus, die er sich vorgesetzt hatte, würde den Anfang und die Kraft seiner Gedanken über die Richtung und die Entwickelungsstufe unseres Zeitalters am besten dargethan haben.

Durch ein ehrenvolles Vertrauen wurde Neumann in den

letzten Jahren auch berufen, als Mitglied eines durch die Behörde eigends hiezu ernannten Ausschusses, an der Prüfung der für die Königliche Schaubühne eingereichten dramatischen Arbeiten Theil zu nehmen. Doch schied er aus diesem Verhältnisse bald wieder, weil ihm seine anderweitigen Geschäfte dafür zu wenig Zeit ließen.

Als die Freunde Tieck's in Berlin dem abwesenden Dichter zu dessen sechzigjährigen Geburtstag ein öffentliches Ehrenfest veranstalteten, war Neumann einer der ersten Unternehmer und Beförderer dieser durchaus in dem besten Sinne geleiteten Angelegenheit. Auch bei anderen Vorgängen, wo Gemeingeist und Geselligkeit sich angesprochen fanden, bezeigte er lebhaften Eifer und heiteren Sinn, den sichtbar zu trüben schon ein ernster und bedeutender Anlaß erfordert wurde.

So durfte Neumann bei arbeitsvollen Mühen, aber leidlicher Gesundheit und gutem Muth, in häuslichem Glück und frohem Freundesumgang noch manches Lebensjahr zu genießen, noch vielerlei zu bilden und gedeihen zu sehen hoffen, als ihn, unerwartet ihm selbst und den Seinen, im vierundfünfzigsten Jahre der Tod abrief. Er starb auf einer Dienstreise, von Magdeburg zurückkehrend, am 9. Oktober 1835 zu Brandenburg, nach kurzer Krankheit, unter der Pflege einer befreundeten Familie, die den Erkrankten liebevoll aufgenommen hatte.

Sein reiner und so gütiger als fester Karakter war sich stets gleich geblieben und hatte ihm in Allen, die ihn kannten, nur Freunde erworben; sein persönliches Andenken läßt nirgends einen feindlichen Stachel zurück. Von Natur schweigsam und verschlossen, doch nie verstockt; wenig selbstthätig, aber leicht erregbar, bescheiden und nachgiebig, doch freimüthig und fest, bei stillem Ernste stets aufgelegt zu Witz und Laune; mit diesen Eigenschaften noch die tieferen und werthvolleren der Wahrheitsliebe, des höchsten Strebens und der edelsten Gesinnung vereinigend, konnte er nur eine freundliche Erscheinung sein, die man höchstens unbemerkt lassen, aber nicht unangenehm noch lästig finden konnte. In seiner

ganzen Eigenthümlichkeit wird er immer eine merkwürdige Gestalt in dem Bildungsgange seines Zeitalters sein, deren Dasein und Wirken nicht der Vergessenheit anheimfallen kann, auch in der Litteratur nicht, wenn gleich das von ihm Geleistete weder durch großen Umfang, noch durch seltsame Gestalt hervorleuchtet.

1835.

Was man an Freunden erlebt!

Zwei Fälle.

1.

Als Friedrich Heinrich Jacobi im Jahre 1805 nach München reiſte, kam er auch durch Weimar, und ſprach bei Goethe'n ein, der ihn mit alter Freundſchaft empfing, und ſich traulich mit ihm hinſetzte. Manches alte Thema wurde hervorgerufen und beſprochen, wobei ſchon einigemal Goethe über den Standpunkt und die Meinungen Jacobi's ſehr den Kopf ſchütteln mußte. Als ſie aber allein geblieben waren, kam Jacobi mit der vertraulichen Anfrage, Goethe möchte ihm doch nun einmal unter vier Augen offen und wahr bekennen, was er mit ſeiner Eugenie eigentlich gewollt habe? Goethe'n war es, wie er nachher ſelbſt geſtand, als wenn man ihm einen Eimer kalt Waſſer übergöſſe, er ſah plötzlich eine nie zu füllende Kluft zwiſchen ſich und jenem, einen Abgrund ewigen Mißverſtehens, und dabei war das Begehren ſo dumm und albern! Doch faßte er ſich, und um nur den Freund und den Abend leidlich abzuthun, ſagte er begütigend: „Lieber Jacobi, laſſen wir das! Das würde uns für heute zu weit führen; ein andermal, wenn es ſich ſo fügen will!“ Und fing ſogleich ein anderes Geſpräch an.

2.

Nicht ganz ſo glimpflich, wie Goethe Jacobi'n, fertigte ich eine, nach ihrer Meinung hochgebildete, alte Freundin ab,

die sich mir als enthusiastische Verehrerin Rahel's zeigte, eifrig deren Briefe las, und diese nicht genug rühmen konnte. Endlich aber kam auch, ganz vertraulich, mit der Bitte um aufrichtige und wahre Auskunft, die gewichtige Frage, wie so denn Rahel so sehr unglücklich gewesen? was ihr denn begegnet sei, und wie man das zu deuten habe? — Ich hatte einen wahren Schreck, als ich das hörte. Also nicht einmal das hatte der elende Sinn aus dem Buche herausgelesen? Ich sah mich im Zimmer um, und sagte dann: „Ja sehen Sie, Verehrteste, Sie haben eine anständige Wohnung, noch ziemlich gute Möbel, Kleider für Ihren Stand und Ihr Alter passend, Sie geben und bekommen ehrbaren Besuch, einen kleinen Titel haben Sie auch, Ihre Stube ist warm, Thee und Butterbrot können Sie auch noch aufbringen, Bücher bekommen Sie geliehen, und das Gespräch haben wir ja Alle umsonst, — Sie sind mit dem Hergezählten vollkommen glücklich, wie könnten Sie unglücklich dabei sein? Nun hatte Rahel alles dies auch, sogar ein bischen mehr, und hätte es noch in weit höherem Maße haben können, auch in den äußerlich nothvollsten Zeiten; Sie haben ganz Recht, sich zu wundern, daß sie dennoch nicht glücklich war. Ich kann es mir auch gar nicht anders erklären, als daß es ihr auf alle die Armseligkeiten, mit denen man sich ein Lumpenleben zusammenflickt, nicht ankam, sondern ihr Herz und Sinn auf andere Arten des Daseins gerichtet war, von denen die Alltagsseelen gar nichts wissen." Die Verehrteste behielt aber doch den Sieg, sie nahm meine Erklärung mit günstiger Freundlichkeit auf, glaubte, ich hätte ihr mehr gesagt, als Anderen, und wohl gar ein wenig geschmeichelt! Ich habe mich seitdem bescheiden zurückgezogen!

1835.

— — Quanto la cosa è più perfetta,
Più senta il bene, e così la doglienza.

Dante Infern. VI.

Litterariſche Kriegsliſten.

1.

In meiner Biographie Blücher's hatte ich von ihm den Zug angeführt, daß er in der Schlacht an der Katzbach, als ihm die Meldung gebracht wurde, der Feind ſtehe ihm im Rücken, dem Meldenden geantwortet habe, wenn der Feind ihm im Rücken ſtehe, ſo ſei das grade der Weg ihm im —. Ich hatte die Handſchrift meines Buches einem General vorzulegen, der in den Feldzügen Blücher's eine Rolle geſpielt hatte, und der mir willig, und doch halb ärgerlich, manche Berichtigung mittheilte, manchen Aufſchluß gab, auch ſogar eine lange Reihe ſchriftlicher Bemerkungen für mich aufſetzte, die ich gewiſſenhaft benutzte. Zu der Stelle, wo jener Zug erzählt wurde, fand ich von ihm bemerkt: „Nicht an dieſem Orte konnte gemeldet werden, daß der Feind im Rücken ſei. Dieß war ohnmöglich. Das erzählte Bonmot erſcheint hier roh. Da wo er es anbrachte, hatte es den tiefſten Sinn.“ Mündlich wurde mir erklärt, die kleine Geſchichte gehöre in das Gefecht von Hainau, dort habe Blücher einem erſchrockenen Offizier, der die ſchlechte Meldung brachte, jene derbe Antwort gegeben. Warum dieſe Antwort dort roher geweſen ſein würde, als ſie es hier ſein ſollte, leuchtete mir freilich nicht ein, doch hatte ich kein Bedenken, ſie auf die Verſicherung des Generals, der in beiden Fällen als Augenzeuge ſprechen konnte, von jener Stelle weg, und an die von ihm bezeichnete zu ſetzen. Der Ausdruck ſelbſt war weltbekannt, wurde allgemein geprieſen als ein volksmäßiger Heldenſpruch, der die

militairische Gespensterfurcht vor Umgehung gründlich vernichtete, und daß Blücher so gesagt, galt als unläugbare Thatsache; ob hier oder dort, zu dieser oder jener Zeit, schien vollkommen gleichgültig.

Als aber mein Buch gedruckt war, und besonders von Offizieren fleißig gelesen, und auch mit mir vielfach besprochen wurde, kam öfters die Frage vor, warum ich jene berühmte Antwort, die bekanntlich zur Schlacht an der Katzbach gehöre, in das Treffen bei Hainau verlegt habe, wo gar keine Gelegenheit dazu vorhanden gewesen? Ich erwiederte, daß eine zwiefache Ueberlieferung stattfinde, ich selber habe nur die erstere gekannt und hingestellt, es sei mir aber die zweite als Berichtigung nachdrücklich empfohlen, ja beinah aufgedrungen worden. Doch alles war einstimmig, nur die erste sei die richtige, die zweite sei eine ungeschickte Verwechslung, auch wollte niemand diese Ueberlieferung jemals gehört haben. Meinem alten Freunde, dem General Rühle von Lilienstern, welcher in jener Zeit im Generalstabe Blücher's und auch der eigentliche Angeber und Leiter des glänzenden Gefechtes bei Hainau war, sagte ich im Vertrauen, woher ich die sogenannte Berichtigung empfangen hatte, ich nannte ihm den Namen des Generals. „Der?" rief er lachend aus, „ja, das begreif' ich, der hat allerdings Ursache den Vorfall auf einen anderen Schauplatz zu spielen! Grade ihm hat Blücher die Antwort gegeben." Nun traf zwar nicht eigentlich ihn der Inhalt des derben Spruches, sondern den Feind, aber es war doch unangenehm, der vorläufige Empfänger gewesen zu sein, und dieser wünschte durch einen schlauen, wie er hoffte unmerkbaren, und nach und nach sich festsetzenden Austausch der Orte sich selber aus der Geschichte herauszuziehen. Offener Widerspruch war kaum zu befürchten, die wenigen Eingeweihten hatten keinen Beruf, den sonst verdienten und angesehenen Mann zu beschämen, auch mir konnte daran nicht gelegen sein. Da mir indeß von mehreren Seiten der obige Zusammenhang dieser Sache bestätigt wurde, so hielt ich mich verpflichtet, bei der zweiten Auflage der Lebensbeschreibung Blücher's die ursprüngliche Angabe, daß der

Vorgang nicht bei Hainau, sondern an der Katzbach stattgehabt, in der Stille wieder herzustellen. —

2.

In Dresden lernt' ich im Sommer 1811 einen jungen Mann kennen, auf den gemeinschaftliche Freunde mich gleichsam angewiesen hatten. Er war Legationssekretair bei einer süddeutschen Gesandtschaft am sächsischen Hof. Wir fühlten gleich in den ersten Stunden, daß wir wenig Anziehung für einander hatten, denn ich irrte wohl nicht, wenn ich meine Empfindungen auch bei ihm voraussetze. In litterarischen, gesellschaftlichen, politischen Dingen standen unsere Urtheile weit von einander ab. Dem angehenden Diplomaten eines Rheinbundfürsten hätte ich es nicht verargen können, die deutsche Sache da zu sehen, wo er diente, und einem Fremden gegenüber die Macht des französischen Kaisers als das Heil Deutschlands zu preisen. Allein er begnügte sich nicht, den äußeren Anstand zu wahren, den ohnehin niemand brechen wollte, sondern er wollte seinen persönlichen Eifer zeigen. In meinen Denkwürdigkeiten erwähnt' ich seiner, doch ohne Namen. Er selbst konnte sich erkennen, das wollt' ich auch gar nicht hindern; er mußte dann auch einsehen, daß ich ihn noch ziemlich geschont, daß ich namentlich der politischen Denkart nicht erwähnt hatte, denn bei dem erfolgten Umschwunge der Dinge wollte jeder in aller Zeit ein guter Deutscher, ein Feind der Fremdherrschaft gewesen sein. Aber die Sache mochte ihm doch wurmen; er selbst war mittlerweile ein namhafter Schriftsteller und diplomatischer Geschäftsmann geworden, der sich von dem auf seine frühere Zeit geworfenen Tadel nicht wollte treffen lassen. Im Jahre 1846 sah ich ihn zufällig wieder. Zur Sprache kam nichts zwischen uns. Aber ein Gedenkblatt schrieb er mir folgenden Wortlautes: „Als Sie Juli 1813 in Dresden in mein Zimmer traten, und mich mit den Worten anredeten: „Ich bin Varnhagen", da konnten wir freilich nicht ahnen, wie

viel und wie wenig erstrebt werden werde von dem, was wir wollen und wünschen mußten! Am Ende bleibt uns nur Eines, aber dennoch Eines, das Bewußtsein, das Rechte gewollt und gewünscht zu haben, in Gefahr und Noth, und es noch jetzt zu wünschen, zwischen Protokollen und Aktienzeichnungen. Homburg vor der Höhe, 22. Juli 1846."

Ich las dies mit Erstaunen, und bald mit Lachen. Alles grundfalsch; ich machte seine Bekanntschaft nicht im Jahre 1813, sondern im Jahre 1811; ich war im Jahre 1813 gar nicht in Dresden; er und ich wollten und wünschten in jener früheren Zeit gar nicht dasselbe, sondern sehr Entgegengesetztes, und was er heute zu wollen und zu wünschen versicherte, war gewiß nicht das, was er damals zu wollen und zu wünschen erklärt hatte. Allein vielleicht war mein Gedächtniß schwach, vielleicht ließ ich mir die Angaben, die jenes Blatt enthielt einreden! Jedenfalls durfte niemand, der das Blatt las, daran denken, jene Stelle meiner Denkwürdigkeiten auf ihn zu deuten, den ich ja, nach diesem unverfänglichen Zeugniß, erst zwei Jahre später kennen lernte! Schlau genug ausgedacht, aber leider ganz vergebens! Ich schrieb auf das Blatt selber sogleich die nöthige Berichtigung, und die fehlgeschlagene List giebt der sonst unerheblichen Begegnung nur ein neues Körnchen Salz, durch welches sie schmackhafter wird! —

Alexander von Humboldt in Göttingen 1837.

Das Jubiläum der Universität Göttingen ist durch die Anwesenheit Alexanders von Humboldt verherrlicht worden. Die wissenschaftliche Jugend wußte wohl, was dieser Name der Welt bedeutet, aber sie fühlte zugleich, wie er ihr insbesondere theuer und werth sein muß. Denn Humboldt, an Jahren und Verhältnissen wie durch Rang und Stellung dem Kreise der Jugend schon fern, hat doch nie aufgehört, durch Sinn und Geist ihr zugewendet und verbündet zu sein, und mit Vertrauen und Liebe diese Zukunft des Vaterlandes zu pflegen und zu fördern. In einer Zeit und unter Umständen, wo älteres Verdienst und jüngerer Eifer einander so leicht entgegenstehen, und neue Richtungen und Formen alten Gewöhnungen nur störend werden, hat Humboldt stets dem jüngeren Geschlecht, auch wo er ihm nicht gerade beistimmte, doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche bei ihm aus eigner fortdauernder Geistesfrische und damit verbundener höherer Einsicht hervorging. Die Göttinger Studirenden haben dies ihr Verhältniß zu dem berühmten Manne richtig gefühlt, und kaum war seine Ankunft bekannt geworden, so wurde ihm ein Fackelzug und tausendstimmig wiederholtes Lebehoch dargebracht, wovon die Zeitungen das Nähere berichtet haben. Die Worte jedoch, mit welchem der Ueberraschte diese Ehrenauszeichnung erwiederte, sind in öffentlichen Blättern sehr ungenau mitgetheilt worden, und wir glauben daher unseren Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir ihnen

diese Improvisation, wie sie wirklich Statt gefunden hat, in einer authentischen Auffassung hier darlegen. Humboldt sprach, sobald er nur die eigne Bewegung bemeistert hatte, und einige Stille geworden war, diese würdige und bedeutungsvolle Anrede:

„Unter den verschiedenartigen Freuden, die mir in einem vielbewegten Leben geworden sind, ist es eine der süßesten und erhebendsten, diesen ehrenvollen Ausdruck Ihres Wohlwollens zu empfangen."

„Fast ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit dem ich in dieser berühmten Hochschule, Georgia Augusta, den edleren Theil meiner Bildung empfing."

„Viele und tiefeingreifende Wechsel der Weltgestaltungen haben seitdem die Erdtheile getroffen, die ich, nach wissenschaftlichen Zwecken strebend, durchwanderte; aber die Bande der Zuneigung, welche die alternden, hinschwindenden Geschlechter an die jüngeren, kraftvoll aufstrebenden dadurch knüpft, daß alle, im akademischen Leben, aus Einer Quelle geschöpft, sind in dem raschen Wechsel der Begebenheiten ungeschwächt geblieben."

„Deutschlands Hochschulen üben noch jetzt, wie vor Jahrhunderten, ihren wohlthätigen Einfluß auf die freie Entwickelung geistiger Kräfte, auf die ernsten Richtungen des Volkslebens aus."

„In der Anerkennung dieses mächtigen Einflusses, der dem hochherzigen Gründer dieser Universität, dem edlen Vorfahren Ihres Königs, im Geiste vorschwebte, bringe ich Ihnen, theure Freunde, tiefbewegt, die Huldigung meiner liebevollen Dankgefühle dar."

Das Feuer, mit dem diese edlen Worte gesprochen wurden, machte den lebendigsten Eindruck, so wie das Maß, in welchem sie gehalten sind, Bewunderung verdient.

Eine „Festgabe zur Säkularfeier der Universität Göttingen", bestehend aus Gedichten dreier jungen Dichter, Theodor Creizenach, Moritz Carriere, und Karl Bölsche, ist ebenfalls eine Huldigung für Humboldt; das durch seinen Inhalt werthvolle und auch im Aeußeren zierliche Heft ist ihm „dem

höchsten Gaste bei dieser Jubelfeier" zugeeignet, und, wir gestehen es, diese Bezeichnung hat uns durch ihre innere, mit jugendlichem Freimuth ausgesprochene Wahrheit, besonders wohlgefallen. Von den Gedichten selbst reden wir vielleicht später einmal. Wir begnügen uns, hier anzumerken, daß ein Sonettenkranz von Moritz Carriere und Theodor Creizenach sehr glücklich die bedeutendsten Namen besingt, welche mit der Erinnerung an Göttingen sich verflechten. Haller, Lichtenberg, Bürger, Voß, Friedrich August Wolf, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Blumenbach, Gauß, Jakob und Wilhelm Grimm, und manche Andere, werden hier in verdientem Ruhme vorgeführt, zuletzt auch Heinrich Heine, der ebenfalls in Göttingen studirt hat und Doktor der Rechte geworden ist. Diesen Namen hier nicht vergessen zu haben, dünkt uns ebenfalls so löblich als nothwendig, und in welch gutem Sinne die Jünglinge hier ihren Lieblingsdichter beurtheilen, ja gewissermaßen strafen und warnen, bezeuge das ihn betreffende Sonett selber:

Heinrich Heine.

Von edlen Blüthen melden uns die Sagen,
Die aus dem besten Herzblut aufgeschossen,
Die aus dem Grab versunkner Freuden sprossen,
Und auf den Blättern Schmerzenslaute tragen.

So mahnen mich, o Dichter, Deine Klagen,
Die aus dem tiefsten Weh der Brust ergossen,
Bald hold und zart, bald stark und wild entflossen,
In schläfrigen und düster bangen Tagen.

Der du den Schleier wagtest aufzuheben
Von bunten Lappen und geschminkten Leichen,
Du hast gethan, was Dir der Geist geboten.

Auf aus dem Schlummer, dem Du Dich ergeben!
Nun gilt's, mit Ernst das Höchste zu erreichen!
Sonst sei hinweggeworfen zu den Todten. —

Von einem anderen, sehr sonderbaren poetischen Erzeugniß: „Die Botschaft aus Elysium an alle Freunde und Genossen der Georgia Augusta, von Isidorus; Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht, 1837", behalten wir uns vor, bei nächster Gelegenheit ein Wort zu sagen. —

1837.

Zum Gedächtniſſe Adelberts von Chamiſſo.

„Liebreiches, ehrenvolles Andenken iſt alles, was wir den Todten zu geben vermögen.“ Dieſes Schmerzenswort Goethe's fällt uns auf's Herz bei dem jüngſten herben Verluſt, den wir durch das Scheiden des geliebten Freundes, des edlen Dichters Chamiſſo, neuerdings erlitten haben. Zwar hat er ſelbſt, durch ſeine Dichtung wie durch ſein Leben, ein ſolches Andenken ſich längſt geſichert, allein bei weitem nicht vollſtändig, die Freunde haben noch viel hinzuzufügen. Chamiſſo iſt in allem Betracht eine der merkwürdigſten Geſtalten unſerer Zeit, eine höchſt eigenthümliche, wie ſie auch einzig in dieſen Zeitumſtänden entſtehen konnte. Der Franzoſe, der emigrirte Franzoſe, der ein deutſcher Dichter wird und ein deutſcher Gelehrter und Bürger, und der in allen dieſen Eigenſchaften doch wieder ſo ſehr Franzoſe bleibt, — der iſt wohl ein Phänomen, das, wie es früher nicht dageweſen, auch in dieſer Weiſe kaum wiederkehren wird. Und ſolchen urſprünglich aus einander liegenden, und doch hier unlösbar zuſammengefügten Gegenſätzen entſpringen Widerſprüche, Eigenheiten, Kämpfe, die bald im Inneren des Gemüths, bald in äußeren Ereigniſſen, ſich verarbeiten und fruchtbar werden. Alle Schickungen, welche der ſturmbewegten Welt entſteigen, ſchlagen hier an, treffen ganz oder theilweiſe, reißen fort, hemmen, und indem ſie den Menſchen umherwerfen, ihn ganz zu beherrſchen oder zu bedingen ſcheinen, haben ſie am Ende über eine treue redliche Seele doch nichts vermocht; ſie geht aus ihnen rein und ſelbſtſtändig hervor, mit ihren ungeſchwächten, ja befriedigten Anſprüchen und wackeren, preis-

würdigen Leistungen. So erwächst ein Lebenslauf, der schon für den äußeren Blick sich als ein außerordentlicher und bedeutender darstellt, für den inneren aber eine noch reichere Welt eröffnet.

Diesen inhaltvollen Stoff allseitig zu bearbeiten, wird niemand der bewährten Freundeshand Hitzig's vorgreifen dürfen, welchen die innigste Vertrautheit mit dem Hingeschiedenen und die erprobte Sicherheit der Darstellung zu dieser Aufgabe gleich sehr berufen. Wenn ich gleichwohl hier mitherantrete, so ist es nicht, um eine Schilderung zu versuchen, noch über den Freund ausführlich zu reden, sondern vielmehr ihn selbst reden zu lassen, und somit einen Beitrag zur Kenntniß eines Menschen darzubieten, der in allen seinen Aeußerungen gekannt zu sein verdient.

In Wahrheit, diese kleine Auswahl von Briefen, die ich Chamisso's Freunden vorlege, darf auf keine geringe Theilnahme rechnen. Nicht auf Voraussetzung, sondern auf schon gemachte Erfahrung gründet sich diese Zuversicht. Ich gebe diese Blätter nicht voreilig, sondern mit Bedacht, und auf mehrseitige Wünsche und Mahnungen. Der noch frischen Empfindung des Verlustes thut solche Mittheilung wohl und sie regt weitere Thätigkeit an. Wer den edlen Freund gekannt, wer auch nur seine Lieder kennt, — und wie groß ist nicht der Kreis liebevoller Verehrer und begeisterter Anhänger, die er durch seine Dichtungen erworben, — wird mit liebender Neigung in das treue Herz blicken, in die frühe unschuldige Jugend voll Eifer und Lust, in die starke Mannhaftigkeit voll Muth und Ernst, die sich hier vertraulich dem Auge entfalten. Wir sehen die heitere Neigung zur Poesie gleichzeitig mit ernstem Verlangen nach gründlichem Wissen und mit edelstem Freundschaftstriebe in wechselseitiger Förderung sich erheben. Wie schön steht der Franzose unter den Deutschen da, wie eignet er sich deren Strebungen und Aufgaben an, wie nimmt er kämpfend an ihren Mühen und Arbeiten Theil! In Kämpfen aller Art, der Sprache, des Versbaues, der Gelehrsamkeit und Wissenschaft, ja sogar — und auch hier tüchtig und ehrenhaft in dem für ihn verhängnißvoll gesteigerten Loose — des wirklichen Kriegskampfes! Erst als der letztere

völlig national wird, und die Gegensätze gewaltsam aus einander treten, kann der Franzose nicht mehr Deutscher, der Deutsche nicht mehr Franzose sein, und indem er keines von beiden verläugnen noch opfern kann, tritt er zurück. Aber auch seine Zurückgezogenheit ist nur neue Entwickelung und Auszeichnung; er dichtet sein anmuthiges Mährchen, das in der deutschen Urschrift und in vielfachen Uebersetzungen weithin Glück macht, und er selbst wirft sich in Studien, die ihn bald befähigen, einer wissenschaftlichen Unternehmung zu folgen, die ihn um den Erdkreis und zu den entlegensten Völkern führt.

Doch diese Zeit liegt schon über den Bereich der vorliegenden Briefe hinaus; diese Unternehmung wie die ganze spätere Erscheinung Chamisso's, welche zwei entgegengesetzte Richtungen so schön verbindet, die Abentheuer einer dreijährigen Weltfahrt und die glückliche Ruhe stiller Häuslichkeit, gehören recht eigentlich für die Feder Hitzig's, als welcher er zu jener der thätigste Helfer und bei dieser der nächste Zeuge und Theilnehmer war.

Hier sind es hauptsächlich die frühen Anfänge des eigenthümlichen Geistes- und Gemüthslebens, die wir dem Leser darbieten. Wir sehen den preußischen Offizier, den emigrirten und den wieder heimischen Franzosen, so wie den deutschen Dichter und Studenten in den traulichsten Freundschaftsergüssen. Wie er das angeeignete Deutsch nach eigner Weise zerarbeitet, im unsicheren Ausdruck schon schöpferisch wird, Reimen und Silbenmaßen nachgeht, und diese vollkommen bezwingt, wie er zu noch schwierigeren Sprachen übergeht, neben Exerziren und Wachtdienst Griechisch und später auch Latein lernt, und darin, fast nur auf eigne Kraft und Fleiß angewiesen, die merkwürdigsten Fortschritte macht, davon geben diese Briefe ein lebendiges Bild, das man nicht ohne Rührung, ja mit Bewunderung betrachten wird. Dann der strenge, heilige Ernst, das deutsche Ringen zur Tiefe, wobei doch wieder die den Franzosen angeborne und anerzogene Scherz- und Spottlust ihn nicht losläßt, noch die Liebhaberei an Aeußerlichkeiten, in welche das innere Streben sich jugendlich kleidet; dann die biedere, gemüthvolle, ehrenfeste Gesinnung, auf unwandelbare Redlichkeit gegründet, die reine, heiße Liebe zu den Freunden,

die willige Anerkennung der Mitstrebenden, die hohe Verehrung für die Meister, — dies alles liegt in ansprechenden, oft ergötzlichen Zügen hier vor uns. Diese Sorgfalt, welche den frühen, meist noch schwachen und bald vergessenen Gedichten zugewendet ist, zeigt schon den gewissenhaften Sinn, der einer ganzen Lebensdauer zu gute kommt, das Maß und die Haltung, welche durch die schwierigsten Verhältnisse glücklich durchführen. In einigen Wendungen kündigt sich schon die Laune an, aus der nach mehreren Jahren der berühmte Schlemihl entsteht; in anderen der kraftvolle Unmuth, der zürnend auf die Unbilden der Welt blickt.

Außer dem vielartig Anziehenden, das in diesen Blättern vorkommt oder berührt wird, dürfte manches in ihnen heutiges Tages noch den Reiz der besonderen Zeitgemäßheit haben. Irren wir nicht, so hat diese Art von Freundschaft, wie sie hier einen schönen Kreis von mannigfachen Strebungen und Talenten umfaßt, eine Freundschaft, die da wahrhaft liebt und schätzt, aber eben deßhalb auch Mahnung und Tadel sowohl übt als leidet, die nie Gemeines oder Geringes auf sich einwirken läßt, und frei von Herrschsucht und Heuchelei nur stets das Aechte und Tüchtige zum Augenmerk behält, die durch allen Wechsel der Umstände, auch nachdem die Bedürfnisse der Jugend erloschen und die auseinandergerücktesten Ziele erreicht sind, in ihrer Wesenheit unverletzt bis zum Scheiden fortbesteht, — irren wir nicht, so ist heutiger litterarischer Jugend, wie viel reicher auch diese an Hülfsmitteln, Gaben und Leistungen dastehen möge, ein solches Bild, wie diese Briefe Chamisso's geben, mit bester Meinung an's Herz zu legen!

Zur Karakteriſtik C. E. Schubarth's.

Herr Schubarth in Hirſchberg hat mir in den Schleſiſchen Provinzialblättern einen Aufſatz gewidmet, der durch ſeine feindſelige Wuth weniger meinen Unwillen, als durch ſeine wahnwitzige Albernheit mein Mitleid erweckt hat. Da ich mich ſeit Jahren bei der Maxime wohlbefinde, litterariſche Armſeligkeiten unbeachtet zu laſſen, — wie gutes Spiel mir auch, beſonders in der letzten Zeit, öfters geboten war, grundloſen und nichtsnutzigen Angriffen mit derbem Schlage zu begegnen, — ſo würde ich auch Herrn Schubarth nichts erwiedern, da er eine Auszeichnung in dieſem Betreff durch nichts verdient, hätte derſelbe nicht ſeinen Anklagen gegen mich auch andere Beſchuldigungen verwebt, die er ſeitdem in einer Flugſchrift noch beſonders hervorgehoben, und die wegen ihres Bereichs und ihrer Abſicht nicht ungerügt bleiben dürfen. Herr Schubarth hat ſich den Verläumdern und Verdächtigern der Hegel'ſchen Philoſophie angeſchloſſen, und in das Geſchrei einzuſtimmen geſucht, welches gegen dieſe und andere damit zuſammenhängende neuere Geiſtesregungen kürzlich von mehreren Seiten widerlich erſchollen iſt. Wiſſenſchaftliche Richtungen und Anſichten mit wiſſenſchaftlichen Waffen vor Geweihten und Kundigen zu bekämpfen, war von jeher geſtattet und wird es immer bleiben müſſen; aber eine wiſſenſchaftliche Lehre und ihre Bekenner und Anhänger mit unerwieſenen Anſchuldigungen bei der Staatsbehörde zu verdächtigen, die Philoſophie, anſtatt in die ſtets offnen Schranken der Wiſſenſchaft ſelber, vor die öffentliche Gewalt zu berufen, den Streit, anſtatt ihn wenigſtens bei der Behörde geiſtiger Einſicht des

Staates anzubringen, recht eigentlich vor dessen Polizei schleppen und so gleichsam das Niedere zum Richter über das Höhere machen zu wollen, dies ist ein Unterfangen, dem mehr als bloß litterarische Schlechtigkeit zu Grunde liegt, und dem zu begegnen jeder auch nur entfernt dabei Betheiligte zur Aufgabe und Pflicht haben kann. Was nun die Hegel'sche Philosophie selber betrifft, so darf ich ihren anerkannten Meistern und Jüngern getrost überlassen, ihre Sache sowohl wissenschaftlich zu vertreten, als auch gegen niedrige Anfeindungen zu wahren. Aber, in den Kreis geistiger Bestrebungen gestellt, die sich um jenen Namen gesammelt haben, und des Lichtes mitgenießend, welches von daher ausgeht, glaube ich mich verbunden, der allgemeinen Sache durch Aufnahme meiner persönlichen einen Dienst zu erweisen, der, wie gering er sei, wenigstens an Einem Beispiele klar aufzeigen wird, welcherlei Geistes Kinder hier die lautesten Schreier sind. Ich werde zum Glück meine Sache sehr kurz fassen können, indem ich ganz auf das mich Betreffende mich beschränke.

Das Verfahren Herrn Schubarth's ist mir hiebei sehr bequem. Er meint seinen Vorwurf, daß ich ihn nicht anerkenne, ihm Unrecht thue, ihn verfolge u. s. w., am sichersten dadurch zu begründen, daß er zeige, ich könne meiner Natur nach nicht anders, ich müsse ihn hassen als eine der meinigen ganz entgegengesetzte Individualität, denn wenn er und seine Art etwas gelten dürfe, so könne ich und die meinige es nicht. Demnach untersucht er, auf seine Art, was an uns Beiden sei, und stellt unser Beider Bilder zur Schau, das seinige höchst vortheilhaft, das meinige so schlimm als möglich gezeichnet, es fehlt nur, daß er mit Hamlet ausriefe: „Seht dies, — und dies!" denn in der That, nach seiner Schilderung ist er selbst der ganze Mann, gegen den alle Tüchtigen und Großen, — nicht nur Goethe, sondern auch „Cäsar, Alexander, Karl der Große, Friedrich der Zweite, Homer, Sophokles, Shakespeare, Phidias, Raphael, Rubens, Moses, St. Paulus oder der Herr selbst, und Luther nebst Copernicus und Columbus und so vielen anderen geistigen Zierden des Menschengeschlechts" nichts einzuwenden haben würden, ich

aber bin ihm der zusammengeflickte Lumpenkönig. Immerhin! Ich kann nur darüber lachen, daß Herrn Schubarth sein eignes Bild, bei aller Aufputzung, doch noch mehr zur Fratze geworden ist, als das meinige bei aller geflissentlichen Verzerrung. Aber wie es mit Herrn Schubarth steht, wie glaubwürdig und stimmberechtigt sein Urtheil sei, das will ich nun auch meinerseits unbefangen hervorkehren.

Sonderbar klingt es, daß Herr Schubarth mir vorwirft, ich sei nichts Selbstständiges, alles nur mit Anderen und durch Andere; ein Vorwurf, den man auch Goethe gemacht, und den er, in seinem eignen hohen Sinne, sogar angenommen hat. Ich wüßte wahrlich nicht, wie ich ihn ablehnen sollte! Aber wie kommt Herr Schubarth dazu, an solche Gebrechen zu erinnern? Gerade er sollte doch die Aufmerksamkeit dahin nicht lenken, wo am wenigsten er seine Blöße decken kann. Denn sogar mit Anderen und durch Andere ist Herr Schubarth nichts, er, dessen ganzes litterarisches Dasein darauf beruht, daß er sich an den einen Goethe angelehnt, und dieser glücklicherweise still gehalten und sich nicht zufällig geschüttelt hat! Diese Anlehnung ist noch heute sein ganzes Hab und Gut. Denn ein anderer Versuch, in entgegengesetzter Weise, von Hegel etwas zu gewinnen, dadurch, daß er sich an ihm riebe, ist ihm allzujämmerlich gerathen, und dieser dritte, sich mir anzuhängen, ist der allerverzweifeltste, denn was kann er mit mir und durch mich zu werden hoffen, da ich seiner eignen Meinung nach zu wenig Bedeutung habe, um auf den Gegner eine hinzuschimmern? — Er wirft mir ferner vor, ich sei eigentlich nicht produktiv; das hängt mit dem Früheren zusammen, und ist dabei wieder das eigenthümlich Schöpferische gemeint, denn thätiges Streben will mir Herr Schubarth nicht absprechen, und meines Fleißes dürfte ich mich, nach Lessing's Ermächtigung, sogar selber rühmen. Nun wäre es allerdings sonderbar, wollte ich mich gegen jenen Vorwurf vertheidigen, „Cäsar, Alexander, Karl der Große, Friedrich der Zweite, Homer, Sophokles, Shakespeare, Phidias, Raphael, Rubens, Moses, St. Paulus und der Herr selbst, und Luther nebst Copernicus und Columbus" kommen mir nicht gleich zu Hülfe, wie Herrn Schubarth,

um die Vortrefflichkeit eines ihrer Gleichen durch ihre Namen zu bezeugen; der Gegenstand, von dem hier die Rede ist, liegt offen zur Schau, und ich kann niemanden zwingen, darüber anders als nach eignem Maße zu urtheilen, auch will ich wahrhaftig nicht für mehr gelten, als ich bin, und wofür mich Jeder nehmen will. Die Welt kommt in der That mit dem Werthe des Einzelnen, den sie beurtheilt, schwer und spät und oft gar nicht auf's Reine. Aber wie ungewiß es mit dem absoluten Werthe stehen möge, einen relativen wird man sich immer mit einiger Sicherheit aus der Vergleichung beilegen können, und warum ruft Herr Schubarth diese zwischen ihm und mir hervor? Er, der keinerlei eigne Darstellung je geliefert, der nur anhangsweise kritisch — und oft sehr unkritisch — an fremden Erzeugnissen sich fortgeschleppt hat? —

Doch Herr Schubarth will seinen Werth und den seiner Ansichten und Behauptungen zumeist darauf stützen, daß er sich auf Goethe beruft, der ihn gelobt, gebilligt, ermuntert habe. Da nun Goethe bisweilen auch meiner gedacht hat, so möchte Herr Schubarth die verschiedenen Aussprüche — weil er doch nicht ausstreichen kann, was einmal dasteht — gegen einander abwägen, und getröstet sich der Einbildung, Goethe habe, wenn auch mich mitunter, doch ihn weit mehr gelobt, und mich Einmal sogar mit etwas zweideutiger Redensart abgefertigt. Gesetzt, dieses Vorgeben wäre genau wahr, wie es dieses nicht ist: was meint Herr Schubarth damit zu beweisen? Ich verehre Goethe'n hoch, und bin überzeugt, daß keines der Worte eines so von ursprünglichem Leben erfüllten Geistes ein völlig todtes sein könne, also selbst das nicht, was er von Herrn Schubarth günstig gesagt haben mag. Allein auf sein Wort hin sich für etwas zu halten, was man ohne dies Wort nicht behaupten dürfte zu sein, das dünkt mich doch gar zu jämmerlich, und nur der ärmste der armen Teufel kann sich dazu verstehen! Ich denke nicht besser von mir, weil Goethe von mir gesprochen hat, so wie ich nicht schlechter von mir denken würde, hätte Goethe von mir geschwiegen oder mich ohne einleuchtenden Grund getadelt. An meines Freundes Uhland Stelle würde ich,

bei dem von Eckermann aufbewahrten Worte Goethe's über ihn, nur das Gefühl der Verwunderung, der Frage und des Zweifels haben, denn jedenfalls ist das Wort nicht gültig, — ich glaube sogar bestimmt, eine Namenverwechslung! Und warum sollte Goethe nicht solchem Irrthum unterworfen sein? Gesehen und gemeint hat er gewiß etwas Richtiges, aber in der persönlichen Anwendung dennoch geirrt. Mußte doch Napoleon auf St. Helena bekennen: „Bourmont a été une de mes erreurs", und wer weiß, ob nicht Goethe, wenn man ihn zum jetzigen Redestehen heraufbeschwören könnte, ebenso das Geständniß ablegen müßte, nicht nur in Betreff Uhland's habe er sich geirrt, sondern auch von Herrn Schubarth habe er, wie Napoleon von Bourmont, zu sagen: „Il a été une de mes erreurs." Goethe selbst hat uns zu sehr gewöhnt, das äußerliche Namensansehen nicht zu achten, als daß wir mit dem seinigen unbedingt messen dürften, was wir selbst zu beurtheilen fähig sind. Der Leser aber wird gestehen, daß, wenn ich thöricht genug wäre, auf dergleichen Albernheiten einzugehen, Herr Schubarth und ich in unserem Wetteifer, unser Guthaben bei Goethe gegen einander herauszustreichen, dem Publikum eines der lächerlichsten Schauspiele gäben, das Herr Schubarth aber ohne mich bloß in seiner eignen Rolle spielen mag! —

Das Bisherige ist gleichwohl noch nicht die Hauptsache. Diese liegt in der Anschuldigung, die sich Herr Schubarth übereitel einbildet, ich hegte bittern, schneidenden Groll, ja Haß gegen ihn, verfolgte ihn mit Neid und Unglimpf, suchte ihn zu verdunkeln, und dagegen Andere — wie Hotho und Rahel!! ja wohl gar mich selbst — in die ihm allein gebührende Stelle eines Goethe-Kenners und Goethe-Preisers einzudrängen. Er meint sogar, die Berliner Jahrbücher und alles, was irgend mit der Hegel'schen Philosophie zusammenhängt, sei mit beharrlichem Eifer bemüht, ihn zu unterdrücken, hintanzusetzen. Wer zwischen den Zeilen liest, mag auch wohl den Eindruck bekommen, wir seien Schuld, daß Herr Schubarth in Hirschberg leben muß, wo es ihm zwar, wie er sagt, sehr wohlgefällt und er ganz zufrieden ist, was in unseren Augen aber doch wie eine Art Verbannung erscheinen sollte, während

freilich solche Leute wie „Varnhagen, Wolf, Hegel" — dies steht wieder in den Zeilen — nur in der großen Hauptstadt leben könnten, und auch da nur, im allgemeinen Prunk und Schein, etwas vorstellten, in Hirschberg aber gewiß noch weniger wären, als er jetzt dort ist! Ich will das Einzelne dieser aus tollgewordener Eitelkeit und ruchloser Selbstsucht aufgeschimmelten Thorheiten nicht erörtern; die spaßhafte Lustbarkeit, wie groß auch sie sich ausbeuten ließe, wäre doch den Ernst und die Mühe nicht werth, weder für mich noch für den Leser.

Aber den Vorwurf des Hasses, des Grolls, der beharrlichen Verfolgung und Unterdrückung, muß ich beleuchten, und ich werde dies durch getreue Darlegung der Thatsachen thun, indem ich kurz und bündig die zum Glück nur wenigen Beziehungen aufzähle, die ich irgendwie mit Herrn Schubarth oder zu ihm gehabt habe.

Ich lernte Herrn Schubarth durch Veranlassung des verstorbenen Geheimen Oberregierungsrathes Schultz kennen. Dieser hatte mir eine neue Zeitschrift gegeben und empfohlen, worin Herr Schubarth unter anderen die Nachricht mittheilte, es habe sich eine Gesellschaft gebildet, um für die Goethe'schen Schriften eine Art Archiv anzulegen, und man hoffe die schon gegründete Sammlung durch allseitige Beiträge vervollständigt zu sehen. Im Besitze mancher Seltenheiten und Merkwürdigkeiten aus der früheren Zeit Goethe's, dachte ich dieselben an so gutem Orte niederzulegen, dem Reize des persönlichen Eigenthums gern zu Gunsten einer solchen gemeinsamen Stiftung entsagend. Ich besuchte deßhalb Herrn Schubarth in seiner entlegenen Wohnung in Berlin; er nahm mich sehr gut auf, höchst geschmeichelt, und höchst bereitwillig, mir seine Meinungen und Ansichten weitläufig vorzutragen, da ich aber wiederholt auf den Zweck meines Besuches einlenkte, so mußte er zuletzt aufrichtig bekennen, die Gesellschaft, nach der ich fragte, sei fürerst — er, die Sammlung bis jetzt — nichts! Mit Erstaunen vernahm ich dies Geständniß, und ging mit Achselzucken fort, lachend über mich selbst, daß ich mich durch die prahlerische Ankündigung so hatte irren lassen, und natürlich nicht mehr daran denkend, durch meine

Gaben den Anfang zur Wahrheit dieser unverschämten Dichtung zu machen. Für mich war der kleine Gewinn meiner Bemühung, daß ich nun für immer wußte, welch ein Verlaß auf die Angaben des Herrn Schubarth sei.

Hierauf habe ich mit Herrn Schubarth lange Zeit keinerlei Berührung mehr gehabt, weder schriftlich noch mündlich; ich hörte nur ganz verloren von ihm, und in einer Weise, die mich für den Menschen noch immer einige Theilnahme empfinden ließ, welche seine litterarischen Bestrebungen immer weniger, und besonders die dünkelvolle, mit ganz unzulänglichen Kenntnissen unternommene, abgeschmackte Schrift über den Homer gar nicht mehr in mir erwecken konnte.

Eine Ausnahme machte im Jahre 1833 eine Schulschrift des Herrn Schubarth über Goethe's Faust. Ich gab in den Berliner Jahrbüchern eine Anzeige derselben, in der ich bemüht war, ohne der Sache und reiferen Leistungen etwas zu vergeben, Herrn Schubarth's Versuch in günstigem Lichte erscheinen zu lassen, und für ihn selbst wohlmeinend einige Worte einzuschalten, die ihn in seiner schon damals für mißlich erkannten litterarischen Lage trösten und vielleicht leiten könnten.

Kaum war die kurze Anzeige erschienen und vor die Augen des Herrn Schubarth gelangt, so empfing ich auch schon von ihm einen Brief, der mir in sofern angenehm sein konnte, als darin einige Wirkung meiner guten Absicht erkennbar schien; doch glaubte ich keinen Anlaß zu einer Antwort daraus entnehmen zu müssen. Wenn es gewöhnlich nicht ohne Unbill geschehen mag, daß man Briefe noch Lebender ohne deren Zustimmung veröffentlicht, so darf doch gewiß hiezu niemals die Berechtigung zweifelhaft sein, wenn es die Zurückweisung einer falschen Anklage, einer Lüge oder Verläumdung gilt, die der Briefsteller willkürlich erhoben hat, und deren Widerlegung mit seinen eignen Worten geschehen kann. Ich stehe aber in diesem Falle um so weniger an, den Brief des Herrn Schubarth öffentlich mitzutheilen, als darin nichts weiter enthalten ist, als was gerade zu dieser Sache gehört, und daher kein Aergerniß gegeben wird, als das eine, nothwendige, für Herrn Schubarth gerechte, und ihm von meiner

Seite nicht zu ersparende, seines Widerspruchs mit sich selber. Hier also folge nun der Brief, er lautet:

Hochwohlgeborner Herr,
Höchstzuverehrender Herr Geheimer Legations-Rath!

Ew. Hochwohlgeboren haben mir eine sehr angenehme Ueberraschung gewährt und mich dadurch zu nicht geringem Danke verpflichtet, daß Sie meine jüngste kleine Schrift über Goethe's Faust in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik Ihrer geneigten Berücksichtigung nicht unwerth haben finden mögen.

Längst habe ich mir abgewöhnt, die Forderung eines Unbedingten im Leisten an mich zu stellen; um so weniger erwarte ich ein unbedingtes Lob oder volle, unverkürzte Anerkennung. Worüber Ew. Hochwohlgeboren mit mir nicht einverstanden sein können, darüber sprechen Sie Sich wenigstens auf eine so feine, gewandte, geistreiche Weise aus, daß, wenn ich hinzurechne, worin Sie einstimmen, ich doppelt Ursache habe, zufrieden zu sein.

Es giebt eine gehässige, ungehobelte, tölpische Art zu tadeln, womit nichts gewonnen, niemand gebessert, nur die Absicht, wehe zu thun, erreicht wird. Es giebt eine andere geistreiche, wohlwollende Art des Tadels, wodurch wir nicht wenig gefördert werden können.

Ich bekenne mit Vergnügen, daß mir der Ausdruck, durch den Sie meine litterarische Stellung als eine „einsame" bezeichnen, ein sehr passendes, treffendes Wort geschienen hat. Unsere Zeit, in der Alles in Partheien zerfällt, scheint um so dringender Anschluß an diese oder jene Seite zu fordern. Niemand soll allein und einsam stehen; wer es thut, es sei aus Neigung, Wahl, Ueberlegung, Zufall oder Geschick, hat Unrecht, oder er verkennt jedenfalls seinen Vortheil sehr. Da uns indessen unsere Fehler meist unbewußt überschleichen, und wir selten, wenn wir zur Erkenntniß derselben gelangen, daran etwas ändern können, so bleibt nichts übrig, als das Unbeqneme neben den Vortheilen, die sie uns etwa brachten,

ruhig zu ertragen. Dies ist denn die Art von Ergebung, in die ich mich meinerseits fügen mag.

Denn, genau genommen, finde ich mich neben allem Mißlichen meiner Stellung doch nicht ganz ohne Avantage. Hierher rechne ich, daß, während es mir niemals oder selten gelingen hat wollen, den Beifall unserer litterarischen Mittelmächte zu erwerben, jener Notabilitäten und aller derer, die Gott der Herr mit so viel Verstand und Geist versehen, um eine gewisse litterarische Rolle auf einige Zeit zu spielen, die kritischen Partheigänger zu machen, eine Schule allenfalls und dergleichen zu stiften, als Protektors dieser oder jener Bestrebungen aufzutreten, haben einige Großmächte und darunter gerade die vornehmste und unabhängigste, die noch etwas mehr als den bloßen Magnatentitel und einen litterarischen Kammerherrndienst in Anspruch nimmt, mir eine gewisse Anerkennung freundlichst und nachsichtig zugestehen mögen. Ja der alte Herr in Weimar hat mich niemals meiner Einsamkeit wegen beschoften; sondern mich eher aufgefordert, so lange als möglich, so wie die Zeiten nun einmal wären, darin zu verharren. „Rechnen Sie überhaupt nicht auf Anerkennung bei Allem, was Sie unternehmen, pflegte er wohl zu sagen. Man wird Sie benutzen, ohne es Ihnen zuzugestehen, ohne Ihnen zu danken, ja man wird Ihnen das Ihrige wiedergeben und verlangen, Sie sollen sich dabei als Schuldner bekennen. Zum Troste sei es Ihnen indessen gesagt, daß ich niemals eine bloße Phrase in Allem, was Sie schreiben, habe entdecken können."

Ich weiß wohl, ich hätte klug sein und auf das Wort des alten Herrn nicht so viel geben sollen. Doch trieb mich andererseits etwas, daß ich mit dem alten Meister und auf sein Wort lieber sündigen, als mit der übrigen Welt tugendhaft und weise sein wollte.

Ich bin bestraft genug dafür.

Wenn ich glaubte, nachdem Friedrich Schlegel mit dem Wilhelm Meister die bessere Kritik über Goethe an einem einzelnen Werk eingeleitet hatte, zuerst in's Ganze (seit 1817 und 1820) über Ihn mich geäußert zu haben, so soll das freilich nichts gelten, nachdem Andere im Jahre

1829 oder 1830 dergleichen ebenfalls versucht. Ich muß mir hier sagen lassen, ich stützte mich auf „alle besten Vorarbeiten" (nämlich Anno 1817 oder 1819 auf 1829 oder 1830). — Meine Nachfolger mögen mich übertreffen. Immerhin! Damit hätten sie noch nicht viel gewonnen. Amerika nennt man nach dem Nachentdecker, und doch bleibt er ein Lump gegen den ersten Entdecker. Nach meinen Ideen über Homer (1821) sind ganze Bücher wieder über die Einheit Homer's geschrieben worden. Allein auch hier möchte, nachdem Wolf 1798 den zerrissenen Homer proklamirt und der Welt weißgemacht, der Beweis nicht schwer oder unmöglich werden, „ich verkehrte auf den besten Plätzen unserer Kritik, behandelte deren schon am meisten bearbeitete Gegenstände u. s. w."

Doch sie sind nicht alle so ungerecht. Das Konversations-Lexikon neuester Zeit — eine Art Volksbuch unserer Gebildeten — gesteht mir zu, im Zusammenhange auf den tiefen Schatz höherer Wahrheiten in Goethe's Werken aufmerksam gemacht zu haben. Ich gelte ihm als Vertreter einer bestimmten Ansicht über Goethe. Es beruft sich nicht auf die Jahrbücher, d. h. die Herren Hotho und Rosenkranz, deren Bemühungen herabzusetzen oder zu verkennen ich übrigens am wenigsten gemeint bin. Wachsmuth hat ein schönes, gutes Wort über die Ideen wiederholt gesprochen, und Hermann in Marburg thut (1832) doch auch nicht so verächtlich und gering damit.

Ich bin mit diesem mäßigen Beifalle der Verständigen zufrieden, um so mehr, da der alte Herr ebenfalls — und hier spricht doch noch etwas mehr als Verstand — in den Tages- und Jahresheften öffentlich und für die Nachwelt günstiges Zeugniß für mich hat ablegen mögen, nachdem er privatim meine Ideen als „Ilias post Homerum im besten Sinne" bezeichnet hatte.

Hieraus wollen Ew. Hochwohlgeboren meine Rechtfertigung entnehmen für Ihr übrigens wahres und treffendes Wort in Betreff meiner Einsamkeit. Denn allerdings entbehre ich jenes wechselseitige Heben und Tragen, Anerkennen und Geltenlassen von Freunden, Anhängern, Schülern u. s. w. Es ist wohl

nicht übel, da es an dergleichen nicht gerade fehlt, daß auch einmal ein Exempel vom Gegentheil aufgestellt wird. Wo gäbe es wohl eine Gemeinde, die sich die orthodoxe würde nennen können, wenn keine Ketzer wären. Ist nicht der Protestantismus jeder Art die größte geschichtliche Ketzerei? Und so erlauben Sie mir auf jenes Wort, daß ich „quer durch einschneide oder falle", nur die Bemerkung, daß, wenn alle Fäden eines Gewebes nur immer der Länge, gerade aus gingen, und kein Querfaden sich dazu gesellte, das Gewebe nimmer zu Stande kommen würde. Ein jeder begreife seine Stelle, halte an ihr fest, überzeuge sich von dem Guten, was sie gewährt — er sei nun Länge- oder Querfaden, Katholik oder Protestant — er hasse oder verringere Niemand, weil er sich anders gebärdet, als er gewohnt ist, so wird es um Alle bald wohl stehen.

Ew. Hochwohlgeboren sind mit meiner Auslegung der natürlichen Tochter nicht eben zufrieden. Gerade auf diese — weniger auf das über Werther oder Faust oder die Wahlverwandtschaften Gesagte — mochte ich mir, gestützt auf einige mündliche Mittheilungen des Dichters, für mich etwas zu Gute thun. Ich fürchte, ich würde Ihre Geduld allzu sehr in Anspruch nehmen, wollte ich darüber ausführlicher werden. Bin ich Ihnen durch Gegenwärtiges nicht schon allzu beschwerlich, unerfreulich und unwillkommen geworden, so findet sich wohl zu passender Auseinandersetzung ein ander Mal Zeit. Einstweilen sei es mir vergönnt, mich Ihrem ferneren hochgeneigten Wohlwollen und Andenken, das ich jeder Zeit in gebührender Weise zu verehren wissen werde, zu empfehlen als

Ew. Hochwohlgeboren

Hirschberg, den 17. August 1833. ganz gehorsamster

K. E. Schubarth.

Der Leser, der sich hier an der „angenehmen Ueberraschung", an der „Verpflichtung zu nicht geringem Danke", dem „nicht unwerth Ihrer geneigten Berücksichtigung", an der „feinen, gewandten, geistreichen Weise", der „doppelten

Ursache, zufrieden zu sein", an dem „mit Vergnügen erkennen", dem „hochgeneigten Wohlwollen und Andenken", und an dem schließlichen „zu jeder Zeit in gebührender Weise zu verehren wissen" hinlänglich ersättigt hat, wird nun begierig fragen, was denn aber seitdem, das heißt vom Jahre 1833 bis 1838, vorgefallen, um jene anderen Ausdrücke hervorzurufen, in denen Herr Schubarth jetzt geeifert, von bitterem Groll, von heftigem Eifer und Haß, von beharrlicher Verfolgung und Verdunkelung, deren ich mich gegen ihn schuldig gemacht haben soll. Was seitdem vorgefallen? Was insbesondere ich Herrn Schubarth seitdem Kränkendes angethan? Die Antwort ist leicht und kurz: Nichts! — Jener frühere Besuch, jene Anzeige — die ich mit zehn bis fünfzehn anderen in meinen vermischten Schriften unverändert wieder habe abdrucken lassen, — und dieser Brief: hiemit sind alle persönlichen und schriftlichen Bezüge, die mir zu Herrn Schubarth je geworden, vollkommen erschöpft, es giebt außer diesen keine anderen, und seit seinem Briefe habe ich von ihm kaum wieder gehört und noch weniger von ihm zu sprechen Anlaß gehabt! —

Ich überlasse dem Leser, ein solches Benehmen, wie das des Herrn Schubarth, der nach fünf Jahren als Beleidigung empfindet, als Haß und Verfolgung anklagt, was er damals geschmeichelt aufnahm und wofür er sich demüthig bedankte, nach Gebühr zu benennen. Ich kann es nur für Tollheit ansehen. Die leere Aufblähung dieser kläglichen Individualität, die sich in allen Größen der Welt bespiegeln möchte, diese leere Aufblähung in ihrem eignen Widerspruche zerplatzen zu lassen — wobei der Leser und ich uns billig die Nase zuhalten, weil, um in Herrn Schubarth's witziger Anführung des Shakespeare zu reden, Lady Petze hier zwar nicht am Feuer stehen darf, aber darum nicht weniger stinkt, — kann dieses Ortes genügen! Am wenigsten darf ich mich verpflichtet glauben, mit einem so karakterisirten Individuum noch andere, gegenständliche Streitfragen über Sachen und Personen zu erörtern, über welche der Blödsinn und Unverstand kein Urtheil haben kann. Die Welt aber möge an diesem Beispiel erkennen, wie Herr Schubarth seine Sachen treibt, und was

sie von dem Fürwitze zu halten habe, mit dem derselbe sich zum Ankläger einer Philosophie zu machen erfrecht, von der ihm nicht einmal der gemeine Buchstabe bekannt ist, — wie er denn in der That nicht zu wissen scheint, was ein J, und noch weniger, was der Punkt auf dem J ist, — und der in den Bekennern und Anhängern jener Philosophie Männer verlästert und schmäht, deren Großmuth er mehr verdankt, als ich hier sagen will. —

Berlin, im Februar 1839.

Karl von Noſtitz.

Die Zeitungen berichten im Oktober des Jahres 1838 den Tod des ruſſiſchen Generallieutenants Grafen von Noſtitz, eines tüchtigen Kriegsmannes, der in den letzten türkiſchen und polniſchen Feldzügen mit Auszeichnung gefochten, und bei jeder Gelegenheit durch perſönliche Tapferkeit ſich hervorgethan hat. Doch ſolche Würden und Verdienſte, wie bedeutend und wirkſam auch im Leben, geſellen ſich einer zu großen Anzahl ihnen gleichartiger, um nicht, nach kurzer Zeit, in der Maſſe zu verſchwimmen. Für ein dauerndes Andenken des Namens iſt irgend ein geiſtiger Reiz, ein romantiſcher Lebensbezug kräftiger, als hohe Titel und Würden. Jener ruſſiſche Generallieutenant war einſt preußiſcher Kornet und Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, und von dieſem Verhältniſſe her, ſo wie aus deſſen Nachſchwingungen im vaterländiſchen Leben, ſtrahlet vorzugsweiſe das Licht, welches ſeinen Namen, wir denken es, am längſten begleiten wird.

Karl von Noſtitz und Jänkendorf, der Sohn des kurſächſiſchen Kammerherrn und nachherigen Landjägermeiſters zu Merſeburg, wurde zu Dresden Anfangs 1781 geboren. Seine Erziehung war vernachläſſigt, als Jüngling aber kam er auf das Pädagogium zu Halle, wo er ſogar in den alten Sprachen einige Fortſchritte machte. Er bezog dann daſelbſt die Univerſität, und ſollte die Rechte ſtudiren. Doch bald, groß und ſtark herangewachſen, von Kraft und Luſt der Jugend erfüllt, fand er an den Studien wenig Behagen, und verlangte heftig, in den Kriegsdienſt einzutreten. Das preußiſche

Kriegsweſen zog vor allen durch Glanz und Ehre an, und Noſtitz wurde Kornet bei dem Regiment Gendarmes in Berlin.

Die Offiziere dieſes Regiments, größtentheils vornehme und reiche Edelleute des Landes, waren berühmt wegen ihrer ſtolzen Haltung, muntern Sinnesart und übermüthigen Verwegenheit. Da dieſe Eigenſchaften meiſt von glänzender und anmuthiger Perſönlichkeit getragen, von friſcher Lebensluſt und Freigebigkeit begleitet, und durch ſtrengen Dienſt und Geſetzesvorſchrift unaufhörlich gemäßigt wurden, ſo hatte die ganze Erſcheinung, außer der Schattenſeite, die man ſpäter faſt allein beſprochen hat, auch ihre Lichtſeite, von der ſie recht gut zu leiden und als eine wenigſtens ſtattliche anzuerkennen war. Noſtitz machte ſich unter ſeinen Kameraden bald bemerkbar; ſeine außerordentliche Körpergröße ſchon mußte ihn auszeichnen, bei dieſer um ſo mehr ſeine kühne Gewandtheit, ſein ſcharfer Verſtand und kluger Geiſt. Wurde ein ernſter Kampf angeſtellt, irgend eine Thorheit aufgebracht, ein luſtiger Streich ausgeführt, gewiß fehlte Noſtitz nicht. Für die Ehre eines Bürgermädchens, zu deſſen Schutz er ritterlich aufzutreten ſich nicht ſcheute, wiewohl manche Kameraden dies mißbilligten, ſchoß er ſich mit einem Lieutenant von Zglinitzki, und wurde am Fuß verwundet. Ganz Berlin ſprach von dem Vorgange mit anerkennendem Lob. In Wagniſſen zu Pferde thaten es ihm Wenige gleich. Als die Gendarmenoffiziere auf den Einfall geriethen, die Aufführung der Werner'ſchen Weihe der Kraft zu parodiren, und mitten im Sommer eine Schlittenfahrt veranſtalteten, wobei die Schlitten auf Rollwagen geſetzt und die Geſtalten jenes Schauſpiels in ihren Koſtümen mit ſchrecklichem Gepolter bei Fakelſchein durch die ganze Stadt gefahren wurden, machte Noſtitz die Katharina von Bora, ein Anderer den Luther, ein Dritter den Theobald mit einer rieſenhaften Flöte. Man ergötzte ſich allgemein an dem Scherz, und erſt hinterher fand ihn die Behörde anſtößig, nachdem Iffland nicht ſowohl die Ehre des Reformators, als vielmehr die Heiligkeit ſeines Schauſpielweſens darin angegriffen geſehen, und auf allen Wegen ſo ſehr ſeine Klagen geltend gemacht, daß wirklich einige Strafe gegen die Theilnehmer verhängt wurde.

Die Aussichten eines Krieges gegen die Franzosen im Jahre 1805 gaben dem frischen Muth und Uebermuth ein ernsteres Ziel. Nostitz hatte schon seither bei aller Jugend und Zerstreuung nicht verabsäumt, dem Kriegsfach einige wissenschaftliche Aufmerksamkeit zu widmen, Karten und Plane zu studiren, Gegenstände dieser Art lebhaft zu besprechen. Dies, in Verbindung mit der ritterlichen Gestalt, dem erprobten Muth und dem regen Geiste, bestimmte den Prinzen Louis Ferdinand, sich den vielversprechenden jungen Offizier zum Adjutanten auszuersehen. Nostitz hing mit ganzer Seele an dem Prinzen, der auch seinerseits jenem ganz vertraute. Den anderwärts erzählten Verlauf der Ereignisse, das Gefecht von Saalfeld und den Tod des Prinzen wollen wir hier nicht wiederholen. Nostitz war an der Seite des Prinzen verwundet worden, konnte aber noch zu rechter Zeit sich wieder bei den preußischen Truppen einfinden, um den ferneren Feldzug ehrenvoll mitzumachen; er wurde zum Rittmeister befördert und durch den Orden pour le mérite ausgezeichnet.

Die nächsten Jahre nach dem Tilsiter Frieden waren in Norddeutschland voll tiefer Unruhe und Gährung, geheimer Betreibungen und Anschläge. Der Tugendbund war in Preußen gestiftet worden und erstreckte mannigfache Verzweigungen über ganz Deutschland. Nostitz konnte diesen Verhältnissen nicht fremd, noch in ihnen unbedeutend bleiben, sein ganzes Wesen bezeichnete ihn als einen der künftigen Anführer; schon weithin namhaft und gewissermaßen volksmäßig, trat er als solcher im Jahre 1809 wirklich auf, errichtete im österreichischen Dienst eine fränkische Legion, machte von Böhmen aus einige Streifzüge nach Franken, erließ Aufrufe, und betrieb seine Sachen mit Selbstständigkeit und Glück, als der Waffenstillstand von Znaym allen Unternehmungen plötzlich Einhalt that. Der Herzog von Braunschweig-Oels band sich hieran nicht, und führte, wie bekannt, seine in Böhmen errichtete Truppenschaar quer durch das nördliche Deutschland glücklich zur Einschiffung nach England. Nostitz wurde beschuldigt, seine Truppe ebenfalls auf eigne Hand entführen zu wollen, deßhalb verhaftet und in Fesseln nach Prag gebracht. Die hier angestellte Untersuchung rechtfertigte ihn gegen die

Anklage, und er trat nun als Major in ein Uhlanenregiment; ſein Ruf aber hatte durch alle dieſe Vorgänge nur gewonnen, und wo er ſich in der Folge zeigte, auf mannigfachen Reiſen nach Sachſen, Brandenburg, Holſtein, überall merkte man auf ihn, von franzöſiſcher Seite ungünſtig, von deutſcher um ſo günſtiger.

Das Jahr 1813 eröffnete neue, verheißungsvolle Kriegsbahnen. Noſtitz verließ Oeſterreich, und trat in ruſſiſchen Dienſt, anfangs dem General Grafen von Wallmoden angeſchloſſen, ſpäter dem General von Tſchernitſcheff. Der Moniteur bezeichnete ihn als ein Haupt deutſcher Verbündungen und Aufwiegelungen. Er ſollte einen Orden geſtiftet und überall Anzettelungen gegen die Franzoſen betrieben haben; eine Freundin von ihm, die liebenswürdige Schauſpielerin Auguſte Brede, ſollte hiebei ein eifriges Werkzeug geweſen ſein. Dieſe Anklagen waren ihm jetzt nur ſchmeichelhaft, und er ſah ſie mit Vergnügen in allen Zeitungen wiederholt. Indeß erwarb er ſchöneren Ruhm in offenem Kampfe, und zeichnete ſich bei jeder Gelegenheit durch ungeſtümen Muth aus. Nach glücklich beendigten Feldzügen kam Noſtitz wieder für einige Zeit nach Wien, wo der Kongreß der verbündeten Mächte zugleich eine europäiſche Geſellſchaftswelt zuſammenzog.

Hier war es, wo Noſtitz, inmitten alles Gedränges der Feſte, der Hof- und Staatsgeſellſchaften, und vielfacher eigner und fremder Zwecke, die er mit Eifer verfolgte, ſich faſt jeden Tag bei Rahel einfand, die er ſchon von dem Prinzen Louis her kannte und verehrte, ſeitdem auch flüchtig wiedergeſehen hatte, aber doch jetzt erſt im höchſten Sinne kennen und ſchätzen lernte. Ihm war es Bedürfniß, ihr ſein innerſtes Herz aufzuſchließen, ſeine eigenſten Anſichten, Urtheile, Wünſche und Hoffnungen mitzutheilen, ſeine ganze Lebenserfahrung darzulegen, und dies alles mit ihr durchzuſprechen, zur Prüfung, Berichtigung, zu neuen Aufſchlüſſen und Erhebungen. Dies nannte er im Scherz „Geſchäfte machen", und behauptete im Ernſte, dies wären die beſten, die in Wien gemacht würden. Was da alles zur Sprache kam, welche Thatſachen erörtert und welche Folgerungen gezogen wurden, das dürfte, bei der Geiſtesfreiheit und Welteinſicht der beiden Theilnehmer, wohl

ſelbſt noch in ſpäten, fortgeſchrittenen Zeiten als frühreife Kühnheit gelten! Die nachher noch hin und wieder gewechſelten Briefe geben hievon nur kaum einige Andeutung, doch bezeichnen ſie das Gebiet und die Art eines Austauſches, deſſen eigenſter Boden nur das lebendige Geſpräch ſelber ſein konnte. Merkwürdig iſt es immer, daß Rahel auch einer ſolchen Natur, die ihr in vielem Betracht fremd und in manchem ſogar zuwider ſein mußte, nicht nur unbedingtes Vertrauen, ſondern auch wahrhaft empfundene Freundſchaft einflößen gekonnt!

Noſtitz war durchaus und vor allem Soldat. Er hatte litterariſche und großweltliche Bildung, aber in jenen Stand fielen alle ſeine Gewöhnungen und Neigungen zurück, aus ihm ging ſeine ganze Weltanſicht hervor. Sein Verfahren gegen die Menſchen, ſeine Behandlung der Verhältniſſe, alles gründete ſich darauf, daß der Krieg der wahre Lebenszuſtand ſei. Die Anwendungen, welche ſich aus dieſem Satz in einzelnen Fällen ergaben, waren bisweilen verwegen, immer aber geiſtreich und launig, eine unerſchöpfliche Quelle origineller Unterhaltung. Das Syſtem von Selbſtſucht und Klugheit, von Kälte und Gleichgültigkeit, welches ſich hier künſtlich aufbaute, war doch keineswegs im Stande, die entgegengeſetzten Regungen auszuſchließen. Den Worten nach jede Begeiſterung verwerfend, war Noſtitz unaufhörlich in der Gewalt einer ſolchen, die er nur ſtets verſchwieg und verbarg; unter vorſätzlichem Ausdruck ſtrenger und harter Geſinnungen lag menſchenfreundliche Theilnahme und Hilfe ſtets bereit, und ſo oft er nicht fürchten durfte, von den ſogenannten Klugen als Getäuſchter oder Schwacher verlacht zu werden, handelte er mit herzlicher Güte und Großmuth. Die Freigebigkeit, als Geldverachtung, iſt immer guten Anſehens, und dieſe übte er daher offen ohne Scheu; wo es aber eigentliche Mildthätigkeit oder perſönliche Aufopferung galt, da zog er Geheimniß und Stille vor. Gegen Freunde konnte er das zarteſte und feinſte Benehmen haben, beſchrie man ihn aber deßhalb, ſo warf er rauhes Soldatenweſen darüber hin. Wenn er mit Worten bisweilen den Freund verläugnete, ſo

war er im Herzen ihm doch treu, und bewies dies durch Handlungen.

Gleicherweiſe wie zu den Freunden, ſtand er zu dem Vaterland. Wider daſſelbe zu fechten, einer Sache zu dienen, die in Widerſpruch mit demſelben geſtanden hätte, wäre ihm unmöglich geweſen. Aber er hätte ſich todt geſchämt, dieſe Geſinnung in ſchönen Redensarten an den Tag zu legen, und ſich dafür von dem Troß angeblich Gleichgeſinnter beſchmeicheln und erheben zu laſſen. Die Deutſchthümelei erſchien ihm als ekelhafte Unnatur, und das davon angeſteckte Kriegsweſen gar nicht mehr als ein ſolches. Er machte es Blücher'n und Gneiſenau'n zum herben Vorwurf, daß ſie ſich in dieſe Art mehr als billig gefügt hätten. Ein Kriegsmann, meinte er, ſolle dem Volk immer Ehrfurcht einflößen, in die Bewunderung müſſe ſich ſtets etwas Schreckhaftes miſchen. Dieſe Anſicht und Denkart erleichterte ihm ſehr den Uebertritt nach Rußland, ein geheimes Gefühl ſagte ihm, daß nach dem Sturze Napoleon's in Deutſchland langer Frieden herrſchen und die nächſte Entwickelung der Dinge für ihn hier keine Bahn darbiete. So zog er als Deutſcher in die befreundete Fremde; und obwohl er ſich ganz ruſſiſch hielt und auch die Sprache in ſeltenem Grade ſich zu eigen machte, ſo konnte er doch nie verläugnen, was er zuerſt und zumeiſt geweſen. Die Eindrücke der Jugend waren ihm eine geheime Poeſie, werth und vertraut, aber nie preisgegeben; wie er denn auch durch und durch mit Schiller genährt war, deſſen große Dichtungen von der Berliner Bühne herab den jungen Offizier unwiderſtehlich hingeriſſen hatten.

Im ruſſiſchen Dienſt erfuhr er abwechſelnd Gunſt und Widrigkeit; wo kriegeriſche That hervortreten konnte, war er ſeiner Förderung gewiß. Sein heldenmüthiges Einbrechen an der Spitze ſeines Reiterregiments beim Sturm auf Warſchau im Jahre 1831 belohnte der Kaiſer durch anſehnliche Güterſchenkung. Dagegen machte man ihm zum ſchweren Vorwurf, daß er ſeine Leute zu kühn in Gefahr und Tod geführt. Die Heerſchau bei Kaliſch wurde ihm verderblicher, als es bisher alle Schlachten ihm geweſen. Sein ſtarkes Selbſtgefühl und geiſtiges Uebergewicht wurde als unziemlicher

Trotz geschildert, der nicht geduldet werden dürfe; als der Kaiser die von Nostitz geführten Truppen besichtigte, traf sie ein unvermutheter harter Tadel, den ihr Befehlshaber, in der Ueberzeugung, daß sie ihn durchaus nicht verdienten, nur auf sich bezog, und als Zeichen der Ungnade nahm, in die er gefallen war. Scham und Zorn übernahmen ihn, er sprach mit seinen Offizieren, mit seinen Soldaten, daß sie die Anerkennung, die ihnen gebühre, erzwingen müßten. Tag und Nacht, im größten Unwetter, strengte er sie und sich in sorgfältigen Uebungen an. Bei der nächsten Gelegenheit war ihre Erscheinung glänzend, und ihre Fertigkeit erwarb allgemeine Bewunderung. Doch die gewaltsame Anstrengung im nagenden Aerger, in stechender Sonnengluth und sprühendem Regen, hatte auch nach anderer Seite gewirkt. Nostitz war von schlagartiger Lähmung getroffen. Alles reichliche Lob des Kaisers, alle zärtliche Beeiferung und Sorge der Umgebung konnten den Gekränkten wohl trösten, aber das körperliche Unheil blieb. Er suchte Besserung in dem Bade von Töplitz, wo sein Geist im Umgang mit Tettenborn und anderen alten Freunden nochmals im vollen Glanz aufflammte, auch neue Hoffnung für künftige Herstellung schöpfte. Allein die guten Zeichen waren von keiner langen Dauer; nach Polen zurückgekehrt, erlag er wiederholten Anfällen.

Nostitz hat viel geschrieben, doch weniges für den Druck. Eine Schrift gegen den Obersten von Massenbach, über die Vorfälle von Saalfeld, Jena und Prenzlau, verbindet Schärfe und Klarheit, und zeigt, daß er die Feder auch als Degen zu führen wußte. Denkschriften, Berichte und Bemerkungen militairisch-politischen Inhalts hat er viele verfaßt. Im Briefschreiben war er unerschöpflich, und leistete darin, durch die Schärfe seines Urtheils und die kühne Eigenheit seiner Ausdrücke, oft Außerordentliches; alles aber war nur für den Augenblick, und daher in diesem stets von größter Wirkung. Hiedurch fielen seine Briefe auch der Vernichtung um so schneller anheim, manches schien nach seiner gehabten Wirkung nicht mehr des Bewahrens werth, anderes schien gefährlich zu bewahren. Aus letzterem Grunde sind ganze Jahrgänge von Briefen, in welchen Nostitz das Leben von St. Petersburg

und Warſchau mit ſo kräftiger als cyniſcher Laune geſchildert hatte, bei dem Ausbruche des polniſchen Aufſtandes aus Vorſicht verbrannt worden. Es wären daher nur farbloſere Proben mitzutheilen, wie die Art der erhaltenen Briefe dies mit ſich bringt, und wie ſelbſt ohne dieſen Umſtand auch vielfache Rückſichten es fordern müßten.

Zehn Jahre nach ſeinem Tode kam in Dresden das uns willkommene Buch heraus: „Aus Karls von Noſtitz Leben und Briefwechſel; auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen", worin ein leſenswerther Abriß über das eigene Leben, einige Tagebücher und eine Anzahl von Briefen, meiſt an und von Merian, einigermaßen erkennen laſſen, was die ſpätere Lebenszeit nur reifer und reicher in dieſer Art hat liefern können. Ein Brief an Varnhagen ſcheint hier aus einem erſten Entwurfe mitgetheilt, der in der wirklichen Ausfertigung bedeutend verändert und erweitert worden.

Franz von Baader.

In München starb am 23. Mai 1841 dieser Haupt- und Grund-Philosoph, Gnostiker, Theurg, Mystiker, oder wie man ihn nennen will, der in der deutschen Philosophie mehr als vierzig Jahre eine höchst merkwürdige Stelle behauptete, und unter den Pflegern der Wissenschaft ohne Frage einer der begabtesten war, die unsere Zeit gesehen hat. Wenn bei irgend einem Philosophen Vaterland und Aufenthalt nicht gleichgültig sind, so ist es bei diesem, der durch und durch ein Baier war, und diese Eigenschaft im Leben wie in der Wissenschaft nie verläugnete.

Schon seit dem Auftreten Kant's begleitete er alle Umwandlungen der deutschen Philosophie mit scharfer Achtsamkeit, mit störender Einrede, mit ergänzender Aushülfe, und niemals erschien er als Denker im Fehl, nie wurde er überflügelt und zurückgelassen, im Gegentheil war er meist voran und überlegen, und hatte noch Kräfte zuzusetzen, wo die Anderen längst erschöpft waren. Er hat Fichte, Schelling, Hegel gefaßt und eingesehen, eine Weile mit ihnen gehen können, sie gebilligt und getadelt, wie es kam; dann aber sie stehen lassen, und seinen eignen, bestimmten, nie in seiner Richtung schwankenden Weg einsam fortgesetzt.

Seine Wissenschaft ist die philosophische Geheimlehre, welche von den ältesten Zeiten her in einer kleinen Schaar von auserwählten Wissenden sich fortgepflanzt hat, und zuweilen durch Inspiration des Genius zu neuer wirksamer Gestalt gelangt ist, wie bei Jakob Böhme, meist aber durch ausdrückliche Ueberlieferung und Einweihung vermittelst ge-

heimer Gesellschaften ihre Jünger gewonnen hat. Hier ist es, wo die mystische Philosophie oder Gnosis einerseits mit den Tempelherren, andererseits mit den höheren Graden der Freimaurerei zusammenhängt.

Baader war in Besitz der tiefsten Geheimnisse der Freimaurerei, der Rosenkreuzerei, des Martinismus, und sein Denken und Streben wirkte unausgesetzt in dieser Richtung, wenn auch er selbst jeder äußeren Verbindung mit solchen Gesellschaften längst entsagt hatte.

Diese Geheimlehren sind aus dem Christenthum entstanden und bekennen sich zu ihm; sie haben eine Seite, die durchaus mit dem Katholizismus übereinstimmt, der aber seinerseits mißtrauisch gegen sie ist; sie haben aber auch eine Seite, die sich mehr der jüdischen Ueberlieferung anschließt; im Ganzen halten sie sich, ohne jemals wider die Religion zu sein, doch neben den bestimmten Formen jeder Kirche, und stellen sich in manchen Beziehungen sogar in gleicher oder wohl auch überlegener Macht voran.

Es ist nicht wohl zu bezweifeln, daß ein tiefes und gründliches Wissen, nicht nur der geistigen Dinge, sondern auch der Natur, in diesen Kreisen viele Jahrhunderte hindurch überliefert worden ist, ohne daß die profane Wissenschaft sich eines Antheils daran hätte rühmen können. Die wunderbarsten Uebereinstimmungen sprechen laut für diese Thatsache, z. B. daß Jakob Böhme, dieser von seinen Anhängern vergötterte Mystiker, dessen Schriften einem gebildeten Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts wie Unsinn und Wahnwitz erscheinen, durch einen Franzosen während der Revolution erkannt, gewürdigt und übersetzt worden, durch Saint-Martin nämlich, der sie nicht nur mit Entzücken las und zu verstehen vorgab, sondern sie auch Anderen wirklich klar zu machen wußte, daß sie nun diesen nicht mehr Unsinn und Wahnwitz dünkten. Wiefern manche der neueren Funde in der Physik und Mathematik jenen Eingeweihten, wie behauptet wird, schon längst bekannt oder doch bloß Folgerungen der dort gäng und gäben Erkenntnisse gewesen, lassen wir dahingestellt; unglaublich aber ist die Sache keineswegs.

Mit diesen tiefen, geheimen Wissenschaften nun verband

Baader, was vielleicht so noch nicht vorgekommen, die ganze Macht der philosophischen Spekulation und Dialektik, wie sie der gewöhnlichen weltlichen Wissenschaft eignet. Seine gesellige Gabe der Mittheilung, seine Leichtigkeit und stete Bereitschaft, jede Höhe und Tiefe zu durchmessen, sind wahrhaft einzig zu nennen. Wenn er seine Reichthümer des Geistes entfaltete, glaubte man einen Seher zu vernehmen, dem verborgene Schätze anvertraut sind, um sie den Befähigten zu offenbaren.

Baader hat große Reisen gemacht, in früherer Zeit nach Frankreich und England, in späterer nach Oesterreich, Preußen und Rußland. Der Kaiser Alexander von Rußland war aufmerksam auf ihn geworden, und ließ ihm, unter dem seltsamen Titel eines Korrespondenten des Kultusministeriums, ein äußerst bedeutendes Jahrgehalt auszahlen. Der Kaiser Franz von Oesterreich und der König von Preußen bezeigten ihm ebenfalls einen näheren Antheil, besonders in Betreff der Ideen, die er als der Feind alles Revolutionairen und Atheistischen zur Wiederbelebung des Staats und der Kirche den großen Monarchen vorgelegt hatte.

Merkwürdig ist das Uebergewicht, welches Baader durch geistigen Umgang auf die verschiedenartigsten Personen ausgeübt hat. Schelling war in früherer Zeit ganz von ihm eingenommen, eben so der Physiker Ritter. Friedrich von Schlegel, der doch einen tiefen eignen Kern hatte, lebte einige Zeit nur in Baader's Ideen und Mittheilungen. Auch Adam von Müller, Schleiermacher, Koreff, und eine Menge Anderer entgingen diesem Loose nicht. Bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin, als er schon längst mit Hegel geplänkelt hatte, wußte er diesen ungeschmeidigen Philosophen durch tiefsinnige Gespräche so für sich und seine Lehre zu gewinnen, daß derselbe in Baader's Vorträgen nur andersgestaltet das Eigne wiederzusehen meinte, und der Baader'schen Gnosis eine herrliche Lobrede hielt. Jacobi'n würde er vollkommen für sich gestimmt haben, aber diesen verschmähte er, und blieb ihm feindlich gegenüber, schon weil ihn der Fremde, Unberechtigte, wie ihn dünkte, an der hohen Stelle in München verdroß, und hier trat mit ganzer Kraft der Baier in ihm hervor,

der Alt-Baier, der auf seinem Boden mit Unlust und Eifersucht den Eingewanderten gedeihen sieht. Dieser Grund wirkte auch, neben der geistigen Differenz, in Baader's Verhältniß gegen Schelling heftig mit. Der Letztere hatte keinen entschiedeneren, nachhaltigeren Gegner als Baader. Aber wenn man Beide an Tiefe der Spekulation, an reicher Kenntniß und Wissenschaft einander gleichstellen möchte, so bleibt in Einem Stücke Schelling doch gewiß überlegen, an Kunst und Leben der schriftlichen Darstellung; diese hatte Baader nie besessen, und seine zahlreichen kleinen Schriften sind, gleich denen von Hamann, in der Form die seltsamsten Exhibitionen, denen wohl nur wenige Leser Verständniß und noch wenigere Geschmack abgewinnen können.

Baader würde, mit seiner Wissenschaft und seiner Macht der Persönlichkeit, als ein Stern erster Größe unter den Männern leuchten, die als weltwirkende berühmt sind, wenn seinen außerordentlichen Gaben nicht einige Hemmungen angehaftet hätten, welche dieselben gewaltsam niederhielten. Die eine war sein Stolz, der ihn isolirte, der ihn hinderte, sich anzuschließen und in allgemeiner Bahn zu wandeln — selbst mit der katholischen Hierarchie hat er wohl seinen Frieden, aber nie einen Bund machen können — und derselbe Stolz, welcher doch nur ein Mangel an Liebe ist, machte auch unmöglich, daß eine Schaar von Jüngern, wie er doch wohl gewünscht, sich ihm angeschlossen hätte. Die andere Hemmung ist geringerer Art, und wurzelt tief in dem nationalen Boden; es ist dies eine Leichtgläubigkeit, die in höheren Dingen sich das Wunderbare allzuleicht aufbinden läßt, und in Dingen des gewöhnlichen Lebens das Gemeine. Nichts aber zerstört so das Ansehen und die Würde eines Lehrers, eines Sehers, als diese kleinlichen Mängel, die jeden Augenblick eine Täuschung oder ein Mißverhältniß sehen lassen. Hierin ist aber wiederum hauptsächlich der Baier, der Alt-Baier, zu entdecken, mit seinem religiösen, von Kindheit her genährten Aberglauben, und mit seiner düstern Eifersucht auf das ihn umgebende Weltleben. Ohne diese beiden Hemmungen könnte Baader wirklich als ein Mann dastehen, von dessen Einfluß und Bedeutung die Welt spräche. Die Vorsehung wollte ihm,

ſcheint es, dieſe gefährliche Prüfung weiſe erſparen, und gab ihm deßhalb jene Mängel. Dem ſei jedoch wie ihm wolle, auch in ſeiner jetzigen Geſtalt bleibt Baader einer der erſten Heroen unſerer geiſtigen Macht, eine der ausgezeichnetſten Erſcheinungen unſeres gerade in ſolcher Art ſo reichen Vaterlandes, und wir denken gelegentlich auf ihn noch zurückzukommen.

Goethe.

Im Sinne der Wanderer.

Als vor beinahe dreißig Jahren, im Gedränge so vieler Urtheile, Betrachtungen, Studien und Deutungen, zu welchen Wilhelm Meisters Lehrjahre damals in der deutschen gebildeten Welt den unerschöpflichen Stoff boten, auch zuerst der Spruch verlautete: Das ganze Buch sei gleichsam eine Frucht, reich und schön um den Kern herumgewachsen, der in ihm durch Textstellen gebildet werde, von denen die eine bedeutungsvoll ausdrückt, wie die Erde in der alten Welt überall schon in Besitz genommen sei, und die andere schmerzlich beklagt, daß dem Menschen nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt worden; — als dieser Spruch zuerst vernommen wurde, konnte er fast nur befremden: denn der leichte Sinn der meisten Leser wird im Genusse des Einzelnen durch jede Hindeutung auf ein inneres Ganze fast immer unangenehm gestört, und selbst der tiefere scheut gar oft vor dem Gedanken zurück, der ihm als ungewohnte Gestalt und auf noch unbetretenem Pfade erscheint. So wurde denn jene Aeußerung, obwohl von einer Seite her kommend, der man sonst gern ursprüngliche und lichte Wahrheit, einfaches und geradedurchgehendes Erschauen anzuerkennen gewohnt war, von den Meisten als ein seltsames, nicht zu verstehendes Paradoxon mit bloßem Verwundern angehört, oder als ein willkürlicher, nicht begründbarer Einfall mit Kopfschütteln beseitigt.

Doch hätte schon damals ein weiteres Entfalten der hier zum Grunde liegenden Gedankenverbindung sehr gut geschehen und der Eingang zu allgemeinerem Verständnisse sich leicht eröffnen lassen, wenn jemand des Sinnes gewesen wäre, auf den Gehalt jenes Werkes eben so kritisch Augenmerk und Fleiß zu richten, als bis dahin vorzugsweise nur dem Stoffe und der Gestalt desselben zu Theil geworden war. In dem Buche selbst lagen noch Elemente und Beziehungen genug aufzufinden und zu vereinigen, welche jenen Gedanken tragen und haben mußten, und die beiden Textstellen konnten in mehr oder minder verhüllten Variationen dem leisen Aufmerken noch oft vernehmbar durchklingen. Wessen Sinn auf inneren Zusammenhang und tiefere Bedeutung gerichtet war, mußte wohl dunkel fühlen, daß es mit den merkwürdigen Bekenntnissen und Ausbrüchen, welchen die Alte bei Erzählung von Marianens Tod über deren und ihre eignen Verhältnisse sich überläßt, und worin der Zustand der Proletarier, der Verwahrlosten und Bedrückten, in erschütternder Nacktheit gezeigt wird, noch etwas ganz anderes auf sich hat, als durch ein groteskes Nachtstück die dichterische Wirkung wechselvoll zu erhöhen.

Auffallend und bedeutend mußte es auch erscheinen, als unvermuthet nachgewiesen wurde, was einer neuen Entdeckung gleichkam, daß jene beiden Texte, auf welche ein so großer Werth gelegt werden sollte, von Goethe'n selbst im Stillen schon mit einem besonderen Nachdruck versehen waren, indem er solche bei anderem Anlasse wiederholt, und beide an verschiedenem Orte nochmals der Betrachtung ausgestellt hatte, den einen nämlich in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, und den anderen in den Beilagen zu Cellini's Lebensbeschreibung. Vieler nicht so unmittelbaren Hindeutungen oder Anklänge zu geschweigen, die sich in seinen Schriften auch sonst für dieses Thema zahlreich finden ließen.

Eine starke Sammlung würde es geben, wollte man alles vereinigen, was über Wilhelm Meisters Lehrjahre, seit der ersten Erscheinung dieses Romans, geschrieben und vorgetragen, mit einsichtiger Würdigung gedacht und belehrend ausgesprochen, oder auch mit unzugänglichem Vermögen gefabelt und ver-

künftelt worden. Der Dichter hat alles dieses, den Tadel wie das Lob, den guten wie den bösen Willen, schweigend vorübergehen lassen, und sich niemals über ein Urtheil, wiefern er ihm beistimme oder nicht, erklärt. Die richtige Deutung und das hellere Verständniß seines Werkes bereitete er auf die sicherste und bündigste Weise durch dessen Fortsetzung, die denn auch endlich, nach mehr denn zwanzigjährigem Zwischenraume, als Wilhelm Meisters Wanderjahre an das Licht trat.

Hier fand sich unvermuthet, zum Wunder und Staunen derer, welche jener Textstellen eingedenk waren, die eine derselben, die Betrachtung über den schon genommenen Besitz alles Bodens, in neuer Wendung wiederholt, und die Bestätigung, welche dadurch für die Wichtigkeit jener Stelle ausgedrückt wurde, mußte um so größer sein, als Goethe'n nicht unbekannt geblieben war, zu welchem Werthe man sie hatte erheben wollen. Als nach abermaligem Verlauf einer Reihe von Jahren das ganze Werk in veränderter und vollerer Gestalt nochmals erschien, kam jene Wiederholung darin sogar doppelt vor.

Mehr aber, als dieses buchstäbliche Zeugniß, sprach nunmehr der gesammte Gang und Inhalt des Werkes, wie solche nun jedem Auge sichtbar werden konnten, für das Dasein eines tief eingreifenden, aus dem Zustande der Welt geschöpften und in das Leben zurückwirkenden Gedankens, wie er in jenen Textworten allerdings nach beiden Hauptseiten, nach der materialen und nach der idealen hin, ausgedrückt worden.

Und auch auf die Lehrjahre fiel jetzt eine neue Beleuchtung zurück; ein bisher wenig vortretender, ein oft ganz übersehener Inhalt erschien inmitten der zarten Herzens- und Geistesangelegenheiten wirksam, und zeigte sich in unmittelbarer, strenger Beziehung mit den deutlicher herausgearbeiteten derartigen Bestandtheilen der Wanderjahre. Wir haben dies schon vor längerer Zeit ausgesprochen und die Meinung aufgestellt: die zwei letzten Bücher der Lehrjahre sonderten sich bereits merklich von den früheren ab, und reiheten sich fast schon den Wanderjahren zu.

Bevor wir nun weiter schreiten, lassen wir einige allgemeine Betrachtungen, die sich aufdrängen, hier vorangehen, da sie unseren Weg auf diese Art nur erleichtern.

Was man von Shakespeare gesagt hat, daß er auf den Scheidewegen und Uebergängen zweier Zeitalter stehe, gilt im Grunde von jedem Dichter, dem dieser Name im großen Sinne des Wortes zukommt, und diese Stellung gehört recht eigentlich zu den Bedingungen, welche sein Erscheinen tragen, seiner Ausbildung und Wirksamkeit die Mittel darbieten, und ihm die reife widerstrebende Welt, so wie die unreife harrende, gleichsam als die Stoffe seiner Kunst in die Hände liefern.

Goethe's Leben und Dichten gehört ohne Frage einem der Zeitabschnitte an, die im Gegensatze des Erbauens und Vereinens mit Recht vom Zerfallen und Zersetzen den Namen erhalten können, und die letzte Hälfte des achtzehnten nebst dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts sind unstreitig als ein Gipfel solcher weither vorbereiteten Epoche anzusehen. Man glaubte die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts längst abgeschlossen, ihrem Weiterwirken feste Schranken gestellt, als dieses gerade mit Riesenschritten sich fort und fort ausbreitete. Dasselbe hatte den kirchlichen Boden, den es der früher allgemeinen Kirche glücklich abgekämpft, nur verlassen, um sich mit voller Kraft in alle weltlichen Gebiete zu ergießen, und dort gleicherweise aufzuräumen. Von dem in jener Bewegung empfangenen Anstoße lassen sich in strenger Folge alle fernere Bewegungen ableiten, welche die Mitte des europäischen Lebens seitdem ergriffen und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in einen allgemeinen Kampf gedrängt haben, der noch keineswegs geschlichtet ist, sondern seinen Zwiespalt nur stets in höhere Grundsätze und Interessen überleitet. Es darf uns nicht irren, daß der Gegensatz zweier Zeitalter, eines weichenden und eines andringenden, selber zu einer hohen Bildung gedient hat, indem der Geist der Wissenschaft und der Dichtung sich des Kampfes bemeisterte und sich über ihn erhob; das wirkliche Leben mußte darum nicht weniger die tiefsten Leiden überstehen, mußte vom Sturm hart ergriffen und vielfältig zerschellt werden.

Das Bild dieses Lebens konnte deßhalb nur um so reicher

ausfallen, die Poesie vor allem erfüllte den Auftrag, dasselbe zu erfassen und in ihren ewigen Gestalten veredelt aufzubewahren, so redlich als glänzend.

Goethe's ganze Dichtung ist fast nur das Bild der Zerrüttungen einer mit sich selber in Zwiespalt gerathenen Welt, und wenn er auf der einen Seite die Gestaltungen dieses Zwiespalts durch den Zauber und die Anmuth seines künstlerischen Genius mildert, jedes Vorhandene durch die ihm inwohnende Wahrheit in seiner Berechtigung zum Dasein darstellt, und somit gleichsam versöhnt und harmonisirt, so wird ihm von anderer Seite nicht erlassen, kraft eben derselben Kunst und Wahrheit auch manchen noch im Verborgenen ruhenden Widerstreit aus dem geheimen Dunkel hervorzuziehen und grell und scharf an das Tageslicht zu bringen. In dieser Stellung und Aufgabe des Dichters liegt vollständig der Schlüssel zu allen verkehrten Anforderungen und Vorwürfen, welche ein beschränkter und von allem Unverstandenen beunruhigter Sinn von jeher dem Dichter in Betreff der Sittlichkeit machen will, die doch seinen Werken im höchsten Grade inwohnt, auch wo er sie für blöde Augen zu verletzen scheint.

Denn gerade die Zerrüttung und Auflösung der alten Lebensformen, welche längst krank und schadhaft das frische Leben an ihren Tod fesseln möchten, und dieses neue Werdende, welches noch keine Sanktion hat, die unerkennbar gewordene Verwickelung der ewigen Legitimität mit deren zeitlicher Usurpation, gerade dies ist ja der Stoff, den die Poesie einer solchen Epoche aufnehmen und verarbeiten muß, wenn sie selber nicht auf das Leben verzichten will. Die Masse der Zeitgenossen vermag daher den Dichter wohl zu bewundern, aber nicht vollständig zu verstehen; sie wird seine Berichte wie seine Intentionen tadeln; doch eine spätere Zeit stellt unfehlbar auch in dieser Hinsicht die Gerechtigkeit her, und erkennt an, wie in allen Wagnissen des Herzens und Freveln des Geistes der Künstler unschuldig und fromm, in aller Sinnlichkeit keusch und rein bleibt, gleich dem geistlichen Lehrer, der ohne Scheu jedem Uebertritt und Irrthum nachgeht, ihre Namen und Eigenschaften nennt, und selbst in die Abgründe der Nacht

sich versenkt, um mit dem ihnen entrissenen Leben bereichert zu dem Lichte wieder aufzutauchen. Nicht anders thut der Dichter, in sofern er es wahrhaft ist; er kann nur aufhören sittlich zu sein, wo er aufhört Dichter zu sein.

Frühzeitig empfand Goethe die Verwickelungen einer in sich selbst uneinigen Welt, in deren Mitte sein eignes Leben erwacht war und emporstieg. Die ersten Werke seines Genius, Werther, Götz, Faust, Stella, enthalten den Drang eines inneren Lebens, das mit den ihm von der äußeren Welt angebotenen Formen unruhig kämpft, sie nicht mehr erfüllen noch von ihnen umfaßt werden kann, und doch der neuen Formen noch durchaus entbehrt, in welchen es sich frei entfalten und befriedigen dürfte. Dieser Kampf, ein unaufhörlich wiederkehrendes Grundthema, setzt sich durch alle folgenden Goethe'schen Werke in den mannigfachsten und höchsten Gestalten fort; Egmont, Tasso, Hermann und Dorothea, die natürliche Tochter, ja sogar Iphigenia — durch dasjenige, was in diesem schönen Aufruf antiker Welt doch als geheimer Lebensathem der Gegenwart weht und wirkt — die Wahlverwandtschaften, und besonders Wilhelm Meister, sind in solchem Betracht nur engverbundene Glieder einer und derselben Reihe.

Daß der Mensch unseres Zeitalters nicht in ein naturfreies Leben, sondern in eine künftige Welt hineingeboren wird, die, überall von Schranken durchschnitten und abgetheilt, zum voraus längst in Besitz genommen und durch Anhäufung todter Stoffe beengt, den Ansprüchen der Entwickelung und des Berufs taub oder gar feindlich ist, daß das neueintretende Dasein ohne Boden in künstlich schwebende vielfach verworrene Gewebe abgesetzt wird, worin dessen bester Theil nur allzuoft untergeht oder traurig dahin siecht, diese Einsicht war schon dem Verfasser des Werther eigen. Hier aber stehet die Verzweiflung noch ohne anderen Ausweg, als den die gewaltsame Selbstzerstörung ihr bietet. In späteren Werken gesellt sich ihr schon eine Beigabe von Trost und Heil. In Faust und Wilhelm Meister arbeitet sich diese Richtung vollständig zu Tage. Dort wird im Geistigen der Sieg bis zur Rückführung und Versöhnung des zuerst Ab-

trünnigen gesteigert; hier werden dem Irdischen neue Formeln eines nach innen und nach außen gleichmäßig befriedigten Daseins angedeutet.

Der Dichter, in dessen mittlere Lebenshöhe das ungeheure Ereigniß der französischen Revolution fällt, die mit ihm in gleichem Stoffe, jedoch mit den gewaltsamsten und furchtbarsten Werkzeugen, arbeitet und wühlt, nimmt im steten Gegensatze derselben nur die Bildung, die Einsicht und das Wohlwollen in Anspruch, um die große Aufgabe zu lösen, welche der Welt vorliegt, und wenn er Waffen führt, so ist es nur gegen die revolutionairen Gewalten selbst, die ihm unter jeder Form verhaßt sind, weil sie die eigne Sache nur zerstörend fördern. Aber das Fortschreiten in lebendiger Entwickelung, die Veredlung und Erhebung alles dessen, was besteht, die Reinigung und Harmonisirung der Welt beseelen seinen Eifer unausgesetzt, und das Vorwärtsschauen in eine reiche Zukunft trennt ihn für immer von den Wahnvollen, welche einer verschwindenden Vergangenheit als einem wiederzugewinnenden Heile nachstarren. Die Lichtstrahlen, welche schon in den Lehrjahren auf den Unterschied der Stände, auf die Verhältnisse des Grundbesitzes und auf die Uebereinstimmung der Fähigkeiten und Berufswahlen hingeworfen sind, haben selten gehörige Beachtung, oft völlige Mißdeutung erfahren. Der Dichter will nicht das Veraltete dem Gange der Natur zum Trotz festhalten, nicht die Forderungen eines neuen Aufstrebens abweisen, aber er will das Vorhandene ergreifen, das Neue ihm sicher verknüpfen und beides auf sein wahres Ziel richten. Er schätzt und preist das Dauernde, und gönnt ihm Ausdehnung, nur weiß er dasselbe auch im Wechsel zu finden, und erkennt als das eigentliche Element der Menschheit das Bewegliche, worin ihre höchsten Güter schweben, wie das ganze Weltsystem ja selber nur auf ununterbrochenes allgemeines Umschwingen und Kreisen gegründet ist.

In den Wanderjahren wird dies klar ausgesprochen, und überhaupt ein umfassendes Gebild neuer Lebensordnungen in festen, doch nicht ängstlichen Umrissen mit dichterischer Freiheit aufgezeigt. Hier liegen fruchtbare Keime für eine Zukunft ausgestreut, welche den Dichter, nach Maßgabe, daß jene

aufgehen, noch weithinaus eben so für den ihrigen halten wird, als er uns durch die schon entfalteten Blüthen der Gegenwart angehört. Die eindringliche und erläuternde Uebersicht, welche Hotho in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik von dem Inhalt und der Gestalt dieses Werkes so glücklich gegeben hat, überhebt uns des Versuchs einer neuen Analyse, da wir auf jene als auf eine durchaus gelungene und genügende zurückweisen können.

Wir wollen nur erinnern, wie das Buch nun nicht mehr als ein Spiel heiterer Willkür, die Einbildungskraft zu vergnügen, dasteht, sondern den ganzen Ernst und die volle Schwere der Wirklichkeit in seine Dichtung hinübergezogen hat, ein im größten Sinne didaktisches Werk geworden ist. Die Nothwendigkeiten des irdischen Lebens nehmen darin ihren Rang neben den höchsten Vergeistigungen; in geläuterter Frömmigkeit wirkt das Christenthum; die Erziehung breitet ihre Anstalten auf eignem Boden mächtig und allumfassend aus; die Bildung zur Kunst, reich ausgestattet im Besonderen, wird allgemeine Gabe; das Gewerbliche, aus zerstörendem Wetteifer in weise Ordnung geleitet, rückt ohne Scheu zu Seiten der Kunst heran, seiner Berechtigung und Ehre neben dieser gewiß; Beruf und Fähigkeit bestimmen und adeln jede Verrichtung; in richtigen Ehebündnissen, hier vorzugsweise die ungleichen Stände zusammenfügend, schwindet das Mißverhältniß der Frauen, deren Erscheinung sogar zum freien, priesterlichen Segenswirken gesteigert ist; eine neue Würdigung der Dinge und Thätigkeiten, eine neue Wahl und Austheilung der Lebensloose, ein neuer Sinn des Schönen und Guten, eröffnen, — vermittelst einer großen, über den Erdboden hin sich verbreitenden, nach allen Richtungen edel thätigen, die höchsten Gegenstände und die geringsten beachtenden, Noth und Schlechtigkeit überall tilgenden, frei beweglichen und dabei hierarchisch geordneten Association, — die reiche Aussicht einer in Arbeit und Bildung fortschreitenden Menschheit, deren höchsten Ausdruck wir zuletzt allerdings wieder auf die zwiefache Textformel zurückführen mögen: Im Irdischen für jedes ihrer Mitglieder einen richtigen Antheil am Besitze und Genusse der vorhandenen Güter zu gewähren, im Geistes- und

Gemüthsleben aber, bei so vielem Unmöglichen, welches ewig versagt bleiben muß, das versagte Mögliche aus den zerbrechbaren Fesseln zu befreien.

Wir gedenken schließlich auch der wunderbaren Erscheinung, daß mit diesen Bildern gleichzeitig, doch völlig unabhängig von ihnen und einander gegenseitig völlig unbekannt, aus ganz anderen Kräften und Regionen, unter demselben Nachthimmel der Weltereignisse fortschreitend verhüllt, nachbarliche Gedankenreihen verwandten Geistes aufstiegen, als Lehre sich gestalteten, und sogar den Versuch wagten, in ausübender Verwirklichung die Welt unmittelbar anzusprechen.

Hier aber halten wir inne. Für Betrachtungen aller Art erweitert sich der Raum unabsehbar; die Urtheile und Einsichten jedoch, welche hier zu gewinnen sind, werden nur demjenigen fruchtbar sein, welcher diesen Raum mit eignen Schritten zu durchmessen keine Mühe scheut. —

1832.

Rameau.

Das geiſtvolle Buch Diderot's hat uns unter dieſem Namen in ſinnreicher Schärfe einen Karakter dargeſtellt, deſſen ſittliche Verkehrtheit, Konſequenz und Durchführung faſt mit der politiſchen des Fürſten Machiavelli wetteifern kann. Die meiſten eigenthümlichen Züge ſcheint Diderot wirklich von jenem Rameau, dem Neffen des Muſikers, entlehnt zu haben, aber nur, daß ihre Zuſammenſtellung hier eine Nichtswürdigkeit und Verworfenheit hervorbringt, die jener ſonderbare Menſch keineswegs trug, dem vielmehr eine gewiſſe Unbefangenheit eigen war, die dem Böſen entgegen iſt, und das Gute nur in der allgemeinen Verderbniß nicht finden kann. Wenn ſchon an ſich ein ſolcher Karakter zur Unterſuchung reizt und jede genauere Kenntniß deſſelben willkommen iſt, ſo müſſen bei dem Aufſehen und Vergnügen, das bei uns Goethe's reich ausgeſtattete Ueberſetzung des Diderot'ſchen Buchs erregt hat, folgende Nachrichten, die von dem wirklichen Rameau ſich bei zweien wackeren Franzoſen finden, einen doppelten Reiz haben. Der erſte iſt der fromme und liebenswürdige Cazotte, der in dem zweiten Bändchen ſeiner Oeuvres choisies et badines ſo von ihm ſpricht:

„Rameau war unter allen Menſchen, die ich gekannt habe, derjenige, der von Natur der ergötzlichſte war. Er war Neffe des berühmten Muſikers, und auf der Schule mein Kammerad geweſen; er hatte zu mir eine Freundſchaft gefaßt, die ſich nie, weder von ſeiner Seite noch von der meinigen, erkaltet hat. Dies Menſchenkind, der ſonderbarſte Mann,

den ich gekannt habe, war mit einem natürlichen Talent zu mehr als einem Fache geboren, was ihm aber der Mangel von Haltung und Ruhe in seinem Geiste nie erlaubte auszubilden. Ich kann seine Art des Scherzens nur der vergleichen, die der Doktor Sterne in seiner empfindsamen Reise aufthut. Die Einfälle Rameau's waren Einfälle aus Instinkt von einer so pikanten Art, daß es nöthig wäre, sie zu mahlen, um sie wiedergeben zu können. Es waren keine Witzworte, es waren treffende Strahlen, die aus der tiefsten Kenntniß des menschlichen Herzens hervorzubrechen schienen. Seine Gesichtszüge, die in der That possirlich waren, gaben diesen Einfällen, die von ihm desto unerwarteter kamen, als er gewöhnlich nur albernes Zeug schwatzte, ein außerordentliches Salz. Er, der ein eben so großer und vielleicht größerer Musiker als sein Oheim geboren war, konnte sich nie in die Tiefen der Kunst versenken; aber er war geboren reich an Gesang, und hatte die wunderbarste Leichtigkeit, für welche Worte man immer wollte, aus dem Stegreif angenehmen und ausdruckvollen Gesang zu finden: nur hätte ein wahrer Künstler seine Phrasen ordnen und verbessern, und seine Partitionen setzen müssen. Er war von Gesicht eben so gräulich als lustiglich häßlich, sehr oft langweilig, weil sein Genie ihn selten begeisterte; aber wenn seine Gluth ihm zu Gebote stand, machte er lachen bis zu Thränen. Er lebte arm, da er keinen Erwerb verfolgen konnte. Seine vollkommene Armuth machte ihm in meinem Sinn Ehre. Er war nicht ganz ohne Vermögen geboren, aber er hätte seinen Vater des Vermögens seiner Mutter berauben müssen, und er floh den Gedanken, den Urheber seines Lebens, der wieder geheirathet und Kinder hatte, in's Elend zu versetzen. Er hat bei mehreren anderen Gelegenheiten Proben von der Güte seines Herzens gegeben. Dieser seltsame Mensch lebte leidenschaftlich für den Ruhm, den er doch in keinem Fache erlangen konnte. Eines Tages dachte er Dichter zu werden, um zu versuchen, auf diese Weise von sich sprechen zu machen. Er verfertigte ein Gedicht auf sich selber, das er die Ramïede nannte, und das er in allen Kaffeehäusern herumbrachte: aber

kein Mensch ging, es beim Drucker zu holen. Ich machte mir den Scherz, eine zweite Rameide abzufassen. Der Buchhändler verkaufte sie zu seinem Besten, und Rameau nahm nicht übel, daß ich über ihn gescherzt hatte, weil er sich ziemlich gut getroffen fand. Dieser Mensch, geliebt von einigen unter denen, die ihn gekannt hatten, starb in einer geistlichen Anstalt, wo ihn seine Familie untergebracht hatte, nach vierjähriger Zurückgezogenheit, die ihm lieb geworden war, und nachdem er das Herz aller derer gewonnen hatte, die anfangs nur seine Aufseher gewesen waren. Ich halte hier mit Vergnügen seine kleine Leichenrede, weil ich noch an dem Bilde hänge, das er mir von sich gelassen hat." — So spricht Cazotte, und welcher Leser dieser Schilderung sieht nicht mit gerührter Theilnahme den grausamen Scherz, den sich die Natur in dieser sonderbaren Mischung von einander widersprechenden Gaben gemacht zu haben scheint? Dieser Rameau mit seinem einzigen Talent für Musik und mit seiner liebenswürdigen Gutmüthigkeit muß sich mit seinem häßlichen Gesicht, seiner Lächerlichkeit und Unbehülflichkeit in einem widrigen Leben verbrauchen, und niemand hat gehört, wenn sein Inneres aufgeseufzt hat! Hören wir nun auch den wohlmeinenden Mercier, der weniger innig ist als Cazotte, aber doch auch freier sieht, als die meisten seiner Landsleute. Die Stelle ist aus dem zwölften Bande des Tableau de Paris und lautet wie folgt:

„Ich habe Rameau's Neffen gekannt, der halb Abbé war, halb Laie, in den Kaffeehäusern lebte, und alle Wunder der Tapferkeit, alle Werke des Genies, alle Hingebungen des Heldenmuths, kurz, alles, was man Großes in der Welt thut, auf das Kauen zurückführte. Ihm zufolge hatte alles dieses keinen anderen Endzweck, noch anderes Ergebniß, als etwas unter die Zähne zu schaffen. Er predigte diese Lehre mit einem ausdrucksvollen Gestus, und mit einer sehr mahlerischen Bewegung der Kinnlade; und wenn man von einem schönen Gedicht, von einer großen That, von einer Verordnung sprach, alles das, sagte er, von dem Marschall von Frankreich an, bis zum Schuhflicker, und von Voltaire bis zu Chabanes

oder Chebanon, geschieht unbezweifelbar, um etwas in den Mund zu stecken zu haben, und die Gesetze des Kauens zu erfüllen. Eines Tages, im Gespräch, sagte er, mein Oheim, der Musiker, ist ein großer Mann, aber mein Vater, der Geiger, war ein noch viel größerer Mann als er; ihr mögt urtheilen! Der wußte unter die Zähne zu bringen! Ich lebte in dem väterlichen Hause mit vieler Sorglosigkeit, denn ich war immer sehr wenig neugierig, die Zukunft auszulauern; ich war über volle zweiundzwanzig Jahr alt, als mein Vater zu mir in's Zimmer trat, und so redete: Wie lange willst du noch so leben, in Faulheit und Nichtsthun? es sind zwei Jahre, daß ich auf deine Arbeiten warte; weißt du, daß ich zu zwanzig Jahren gehangen war, und einen Stand hatte? — Da ich sehr munterer Laune war, so antwortete ich meinem Vater: Gehangen zu sein, das ist schon ein Stand; aber wie wurdet Ihr gehangen, und noch, mein Vater? — Hör zu, sagte er; ich war Soldat und Maraudeur; der Großprofoß erwischte mich, und ließ mich an einen Baum knüpfen; ein kleiner Regen hinderte den Strick, so zuzuglitschen, wie er sollte, oder vielmehr, wie er nicht sollte; der Henker hatte mir das Hemd gelassen, weil es zerrissen war; Husaren kamen vorbei, die mir auch noch nicht das Hemd nahmen, weil es nichts taugte, aber mit einem Säbelhieb den Strick abschnitten, daß ich auf die Erde fiel. Die Kühle machte, daß ich zu mir selbst kam; ich lief im Hemde nach einem benachbarten Flecken, ich ging in eine Schenke, und sagte zu der Frau: Erschreckt nicht, mich im Hemde zu sehen, ich habe mein Gepäck zurück; Ihr werdet hören.... Ich verlange von Euch nur eine Feder, Tinte, vier Blätter Papier, ein Solsbrod und einen Schoppen Wein. Mein durchlöchertes Hemd ohne Zweifel bewegte die Frau der Schenke zur Erbarmung; ich schrieb auf die vier Blätter Papier: Heute großes Schauspiel, gegeben von dem berühmten Italiener; die ersten Plätze zu sechs Sols, die zweiten zu drei; jederman kommt herein gegen Bezahlung. Ich verschanzte mich hinter einer Tapete, ich borgte eine Geige; ich schnitt mein Hemd in Stücken; daraus machte ich fünf Puppen, die ich mit

Tinte und ein wenig von meinem Blute bemahlt hatte, und da laſſ' ich nun wechſelsweiſe meine Puppen reden, ſinge, und ſpiele auf der Geige hinter meiner Tapete. Ich hatte präludirt, indem ich meiner Geige einen ganz außerordentlichen Ton gab. Der Zuſchauer kam, der Saal war voll; der Geruch aus der Küche, die nicht weit entfernt war, gab mir neue Kräfte; der Hunger, der ehemals den Horaz begeiſterte, wußte auch deinen Vater zu begeiſtern. Während einer ganzen Woche gab ich jeden Tag zwei Vorſtellungen. Ich ging aus der Schenke mit einem Rock, drei Hemden, Schuhen und Strümpfen, und genug Geld, um über die Gränze zu kommen. Eine kleine Heiſerkeit, die von dem Hängen gekommen war, war völlig vergangen, ſo daß man in der Fremde meine wohltönende Stimme bewunderte. Du ſiehſt, ich war berühmt zu zwanzig Jahren, und hatte einen Stand; du biſt zwei und zwanzig Jahr alt, du haſt ein neues Hemd auf dem Leibe; hier ſind zwölf Franken, jetzt kannſt du gehen. — So entließ mich mein Vater. Ihr werdet geſtehen, daß es mehr hieß, da heraus zu kommen, als Dardanus zu machen, oder Caſtor und Pollux. Seit der Zeit ſah ich alle Leute ihre Hemden nach ihrer Weiſe zerſchneiden, und vor dem Publikum mit Puppen ſpielen, alles, um ihren Mund zu ſtopfen. Das Kauen, nach mir, iſt das wahre Reſultat der erleſenſten Dinge dieſer Welt. Rameau's Neffe, von ſeiner Lehre erfüllt, beging Thorheiten, und ſchrieb dem Miniſter, um etwas zu kauen zu bekommen, als Sohn und Neffe zweier großen Männer. Der Graf von Saint-Florentin, der als Miniſter, wie bekannt, eine ganz abſonderliche Art hatte, ſich die Leute vom Halſe zu ſchaffen, ließ ihn einſperren, als einen unbequemen Narren, und ſeit der Zeit hab' ich nicht mehr von ihm reden gehört. Dieſer Neffe Rameau's hatte an ſeinem Hochzeittage alle Leiermädchen von Paris, jede für einen Thaler, gedungen, und ſo trat er mitten unter ihnen einher, ſeine Neuvermählte am Arm, zu der er ſagte: Ihr ſeid die Tugend, aber ich habe gewollt, daß ſie noch gehoben würde durch die Schatten, die Euch umgeben. — Rameau war einſt bei einer ſchönen Dame zum Beſuch, ſtand plötzlich

von seinem Stuhl auf, ergriff von dem Schooße der Dame einen kleinen Hund, und wirft ihn schleunigst zum Fenster hinaus vom dritten Stock. Die Dame fragt erschrocken: Nun, was machen Sie denn? — Er bellt falsch! sagt Rameau, und geht auf und ab mit dem Unwillen eines Mannes, dessen Ohr verletzt worden ist." —

1811.

Werther's fünfzigjähriges Jubiläum.

1825.

Fünfzig Jahre sind es, daß Werther's Leiden in der deutschen Litteratur hervortraten, die ganze Empfindungsweise der Nation aufregten, und schnell durch ganz Europa eine Wirkung verbreiteten, deren wenige Bücher in der Welt sich rühmen können. Die Macht des Inhalts war so groß, daß sie das Leben selbst ergriff und eine praktische Gewalt ausübte, gegen welche jeder bloß litterarische Antheil in Schatten stehen mußte. England insbesondere bewies innigste Theilnahme für die neue Lebensfülle dieses Buchs, dessen Stimmung allem entsprach, was die moderne Zeit den Landsleuten Shakespeare's in einem ausländischen Geistesverwandten desselben darbieten konnte.

Die Zeit jener Empfindsamkeit, deren Mittelpunkt Werther wurde, war eine nothwendige Epoche unserer Kulturgeschichte. In den bewegten Fluthen des entfesselten Gefühls mußten die starren Formen eines in allen Bezügen pedantisch verengten Lebens sich auflösen, ehe daraus neue Gestalten zu freier Bildung sich entwickeln konnten. Wir Jetztlebenden alle haben unseren Antheil an diesen Ergebnissen, wir Alle genießen der Frucht jener Bemühungen, auch wo wir es nicht wissen, noch ahnden. Jene Zeit ist vorüber als Epoche der Nation, aber dem Einzelnen wiederholt sie sich als Uebergang noch stets in eigner Lebenserfahrung. Den Eindruck, welchen Werther einst auf die ganze Generation machte, bewirkt er noch heutiges

Tages auf die einzelne Bildungsstufe des liebenden Mädchens, des beseelten Jünglings.

Wir sind hinweg, wie über einen ersten allzuheftigen Eindruck des Buches, auch über jene ersten Vorwürfe, welche denselben begleiteten, und in Gegenschriften, Verdammungsurtheilen und Warnungen überschwänglich an den Tag kamen. Wir sind hinweg über die erträumten Gefahren, welche die Schwäche auch hier zu finden glaubte, wie überall, wo ihr Großes und Starkes begegnet, das sie dafür zur Vergeltung zu allen Zeiten so gern als Unsittliches bezeichnen wollte; die traurige Schwäche, welche da meint, die Tugend sei zaghafte Furcht, und nicht muthige Tapferkeit! Denn welches ächte Buch, von nur irgend wahrem Gehalt und Kunstwerth, wäre nicht zuerst immer von dieser Seite angetastet worden? Wir sind bei dem Werther gottlob über Aeußerlichkeiten aller Art hinweg; wir sehen und leben ein Inneres in ihm, das uns niemand mehr verkümmern darf.

In der That ist es nicht sowohl die vorgetragene Geschichte, nicht das tragische Loos, zu welchem die Verirrung des Besten im Menschen hier geführt wird, nicht die Kraft und Schönheit einzelner Schilderungen, wie sehr sie uns auch hinreißen, was uns jetzt mit dem Buche zumeist verbindet; sondern es ist vielmehr der Geist und Sinn, in welchem das Ganze erfaßt und gegeben worden; und dieser Geist ist der der Natur und Wahrheit, dieser Sinn der der Schönheit und Liebe. Unschuldig und hehr, in reiner Kunstgestalt, tritt die edle Erscheinung vor uns hin.

Aber sie tritt wirklich vor uns hin, eben jetzt, in eigenster Gestalt; in einer neuen, stattlichen, handrechten Ausgabe, von der ersten Verlagshandlung nach fünfzig Jahren in fast unverändertem Abdruck neu an's Licht gefördert! Es war ein schöner Gedanke, dieses Büchlein, das bisher nur immer in der Sammlung der Goethischen Werke für das litterarische Bedürfniß wiederholt wurde, zur Feier seines fünfzigjährigen Lebens und Wirkens auch wieder abgesondert hervortreten, und, gleichsam auf seine eignen Füße gestellt, aus eignen Kräften seine besondere Bahn abermals durchlaufen zu lassen. Und wahrlich nicht unausgestattet erscheint es vor

der Welt! Der hohe Dichter hat die Gluth der Jugend mit der Weisheit des Alters gekrönt. Wie einst vier unerreichbar schöne Stanzen den Faust bei ähnlicher Gelegenheit dem Publikum erneuert vorführten, so leitet hier den Werther ein wundervoller Prolog auf seine neue Bahn, ein Gedicht, vor dem man staunend weilt, und fragt, in welcher Dichterbrust noch solche Kraft des Gefühls und solche Reife der Lebenseinsicht zusammenwohne? Mit aller Frische des Jünglingslebens redet der Dichter den „vielbeweinten" Schatten an:

Es ist als ob du lebtest in der Frühe,
Wo uns der Thau auf Einem Feld erquickt,
Und nach des Tages unwillkommner Mühe
Der Scheidesonne letzter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,
Gingst du voran, und hast nicht viel verloren.

Und am Schlusse heißt es:

Wie klingt es rührend, wenn der Dichter singt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!
Verstrickt in solche Qualen, halbverschuldet,
Geb' ihm ein Gott, zu sagen was er duldet!

Die Verlagshandlung hat ein wohl getroffenes schönes Bild von Goethe dem Büchlein vorangesetzt, das sich durch diese Mitgabe noch besonders empfiehlt. In Weihnachts- und Neujahrsgeschenken wird noch immer gern der Empfindsamkeit gehuldigt; die schlummernde zu wecken und die geweckte zu befriedigen mag denn auch Werther wieder einmal versuchen! Möge ihm Heil widerfahren auf seinen Wegen, möge ihm in würdigen Kreisen reich erneuerte Blüthe und Frucht gedeihen!

1825.

Goethe's natürliche Tochter. Madame Gachet.

Mit lebhaftem Antheil ersehen wir, daß die Memoiren der Stephanie Louise von Bourbon-Conti, welche den Stoff zu Goethe's Eugenie geliefert haben, jetzt eben in einer neuen deutschen Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung erschienen sind. Eines der wunderbarsten tragischen Geschicke breitet sich hier vor unseren Augen aus, und gewährt die anregendsten Betrachtungen. Der Stoff war es werth, von Goethe'n ergriffen zu werden, und es bleibt ewig zu bedauern, daß er ihn nicht bis zum Schlusse verarbeitet hat. Einem mächtigen und glänzenden Königsgeschlechte blutsverwandt zu sein, jedoch von allen Vortheilen dieses Verhältnisses ausgeschlossen zu bleiben, dann ihretwegen verfolgt und in niedres Unglück verstoßen zu werden, aus diesem aber nur aufzutauchen und den Königlichen Verwandten sich wieder anzuschließen in dem Augenblicke, da diese selber schrecklich zu Grunde gehen: diese Verwickelung hegt in sich selber einen Reiz, der durch die begleitenden Umstände, durch den allgemeinen Sturm der Begebenheiten, worin das Ganze sich verliert, und für uns auch noch durch die Nähe der Zeiten, denen wir noch kaum entwachsen sind, erhöht wird.

Bei dieser Gelegenheit hat sich aber auch der Zweifel erneuert, ob nicht der Verlauf dieser Geschichten eine Erdichtung sei, die Person selbst, welche sich als Verfasserin des Buches angiebt, gar nicht existirt habe? Von mehreren Seiten ist diese Meinung aufgestellt und mit mancherlei Gründen unterstützt worden. Man beruft sich auf die Unwahrscheinlichkeit, daß diese Person und ihr Schicksal nicht größeres Aufsehen

erregt habe, daß sie spurlos habe verschwinden können, und weder von den Freunden des Königthums noch von dessen Feinden eifriger und genauer besprochen worden sei. Uns dünkt indeß, daß diese Unterlassung nichts gegen die Aechtheit dieser Geschichte zu beweisen braucht. Wenn man bedenkt, welch ungeheurer und allgemeiner Zusammensturz der war, in welchen diese einzelne, damals noch dunkle Existenz mitfortgerissen wurde, wie viel größere und folgenreichere Schicksale und unmittelbare Thätigkeiten und Leiden sich den Mitlebenden aufdrängten, und doch bald in schnellem Wechsel ebenfalls verschwanden und vergessen wurden, so kann man sich nicht wundern, daß der Klageschrei eines unglücklichen hülflosen Weibes fast ungehört verhallte. Die anerkannten, thronberechtigten Mitglieder der Familie Bourbon erregten kaum noch Aufmerksamkeit, suchten von Land zu Land eine Zuflucht, die ihnen zuletzt nur England noch gewährte, und als die wunderbarste Wandlung der Dinge sie unverhofft wieder zu Glanz und Macht berief, mußte man erst wieder ihre verwandtschaftlichen Stellungen und Namen lernen! Wie sollte der um seine Anerkennung noch kämpfende, ausgestoßene, rechtlose Sprößling eines Nebenzweiges jener Familie unter solchen Umständen sich behauptet haben? Nur der Dichter hatte Sinn und Achtsamkeit für ein seltenes Mißgeschick, in welchem für ihn eine ganze Weltkatastrophe sich deutlich abbildete! Daß dieses Ohr ihren Schmerz vernahm, dieses Gemüth ihr Verhängniß auffaßte und dieser Genius es darstellte, hat der unbeachteten und verkommenen Frau im Gebiete des Geistes glänzenderes Dasein gesichert, als das größte Gelingen in der wirklichen Welt ihr je hätte geben können!

Daß aber eine solche Person, wie diese Memoiren voraussetzen und als ihre Verfasserin angeben, wirklich existirt habe, darüber können wir aus zuverlässigen Nachrichten die bestimmteste Versicherung ertheilen.

Unter den vielen französischen Ausgewanderten, welche während der Revolution sich in Deutschland umhertrieben, und gegen Noth und Elend eine Zuflucht erstrebten, kam auch eine Dame nach Berlin, welche sich Madame de Gachet

nannte, und auch in ihrem Reisepaß mit diesem Namen bezeichnet war. Sie theilte mit ihren Unglücksgefährten das allgemeine Loos, kein anderes Interesse mehr zu erregen, als das in den persönlichen Eigenschaften oder Leistungen unmittelbar dargebotene; der höchste Rang, die größten Verhältnisse, die edelste Geburt, verschafften keine bessere Aufnahme, als auch der geringe Abentheurer erwarten durfte; das Vergangene kam wenig in Betracht, wo die Hülfsmittel der Gegenwart es nicht mehr unterstützten. Man war es schon gewohnt, daß jeder Franzose sich für vornehm ausgab, es wäre nutzlos und thöricht gewesen, der Herkunft eifrig nachzuforschen, wo das Dasein ihr so gar nicht mehr entsprach; man hielt sich an die Bildung, an die Talente, an das nächste Betragen der Fremdlinge, so wie an ihre etwanige Brauchbarkeit, und ließ das Uebrige gern dahingestellt. Mad. de Gachet war an einige Personen in Berlin empfohlen, die zur höheren Gesellschaft gehörten, der Major von Gualtieri machte sie mit Fräulein von Schuckmann bekannt, und diese brachte sie zu einigen ihrer Freundinnen, besonders auch zu Rahel, aus deren Erinnerungen und Briefschaften die folgenden Nachrichten entlehnt sind.

Hier fand sich die freundlich aufgenommene Fremde bald zu näherem Vertrauen hingezogen. Zwar nahm sie auf den ersten Blick durch ausgezeichnete Schönheit für sich ein, ihr Betragen verrieth vornehme Bildung, sie besaß die mannigfachsten Talente und Kenntnisse, welche einen sorgfältigen und reichen Unterricht voraussetzten. Sie mußte schon weit über dreißig Jahre alt sein, hatte jedoch eine jugendliche Zartheit beibehalten, die ihr im Gegensatze mit einer fast männlichen Stärke und Gewandtheit, die sich bisweilen nicht verhehlten, einen ungemeinen Reiz gab. Sie machte die feinsten Handarbeiten, künstliche Bildwerke von Thon oder Teig, die schönsten Blumen, zeichnete und mahlte, übte Musik, und wußte ihre Dichter mit bewundernswürdigem Ausdruck vorzulesen. Aber sie verstand auch mit Pferden rüstig umzugehen, zu reiten, zu fahren, ja sogar zum Hufbeschlag und Wagenschmieren bekannte sie ihre zarten Hände nicht ungeübt! Im Stichfechten und im Pistolenschießen war sie bereit, es mit jedem Mann

aufzunehmen! Als ihr über diese ungewöhnliche Ausbildung männlicher Fähigkeiten einiges Befremden bezeigt, und die Erklärung so seltsamen Vereins von Eigenschaften gewünscht wurde, glaubte sie den Zweifeln, welche sie erregt sah, nicht besser begegnen zu können, als durch Erzählung ihrer Lebensgeschichte. Sie sei aus dem Hause Bourbon, vertraute sie der Freundin, den Flecken ihrer unehelichen Geburt habe ein Königlicher Machtspruch getilgt, aber ein feindliches Familienverhältniß diesen Vortheil ihr zu vereiteln gewußt, bis die Revolution gekommen und Allen zum Verderben geworden sei; ihr Vater, dessen Liebling sie gewesen, habe ihr diese sonderbare Erziehung geben lassen, sie habe alles lernen müssen, was ein Mädchen, und alles, was ein Knabe wissen solle, die besten Lehrer in allen Fächern seien ihr gehalten worden, unter anderen rühmte sie sich, Jean Jacques Rousseau's Unterricht genossen zu haben. Diese Erzählung erklärte das Ungewöhnliche durch nur noch größere Sonderbarkeit, und konnte wenig Glauben finden. In den Gesichtszügen allerdings war eine große Aehnlichkeit mit den Bourbons auffallend, allein diese Aehnlichkeit konnte auch nur Anlaß geworden sein, ein Mährchen zu erfinden, dem darin einige Beglaubigung gegeben schien. In der Fremde sich durch erdichtete Bedeutung und Schicksale günstig vorzustellen, einzuschmeicheln, durchzuhelfen, lag den armen Flüchtlingen so nah, wurde von ihnen so leichtsinnig und anmuthig geübt, daß ein solcher Versuch schon wenig mehr auffiel, noch für besonders strafbar gehalten wurde. Rahel mußte die Möglichkeit zugeben, daß die Sache sich so verhielte, wie Mad. de Gachet sie erzählte; allein der Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit behielt die Oberhand, und anstatt höherer Theilnahme trat vielmehr einige Erkaltung ein. Das Geschick, über welches die Arme klagte, erwies wenigstens in diesem Zuge seine Tücke ächt, daß das ausgesprochene Unglück keinen Glauben, und sich dadurch nur verschlimmert fand!

Den Zusammenhang dieser Verhältnisse zu erforschen, wäre damals in Berlin so schwierig als nutzlos gewesen. Das Leben des Tages war von näheren Bezügen erfüllt; ein Mährchen oder eine Geschichte mehr zu den vielen, die man

schon vernommen hatte, konnte die Aufmerksamkeit nicht lange festhalten. Mad. de Gachet verließ auch Berlin bald wieder, und wollte nach Rußland reisen, wo sie sich günstige Aussichten eröffnet glaubte.

Wir verlieren hier den Faden ihrer Geschichte; ob sie schon damals nach Rußland gekommen und mit gescheiterten Hoffnungen dorther zurückgekehrt sei, können wir nicht angeben. Wir finden sie aber in den Jahren 1800 und 1801 wieder bei ihrer Freundin Fräulein von Schuckmann, mit der sie in Mecklenburg und Holstein längere Zeit engverbunden lebte. Auf diese Freundin wirkte sie mit großer Anziehungskraft, sie hatte sich deren Herz und Sinn völlig angeeignet. Die Ungleichheit selbst, in welcher sie bald als herrische Gebieterin befahl, bald als liebendes Kind sich anschmiegte, erhöhte den Reiz ihres Wesens, das in allem Abentheuerlichen und Geringeren, wozu ihre Lage sie nöthigen konnte, immer etwas von ursprünglicher Hoheit behielt.

Unter Bonaparte's Konsulat schienen in Frankreich für die Ausgewanderten neue Hoffnungen aufzugehen, und auch Mad. de Gachet verlangte heftig, in ihre Heimath zurückzukehren, und ihre Ansprüche dort zu verfolgen. Fräulein von Schuckmann begleitete sie, fand aber die Reise und das ganze Verhältniß je länger je mehr bedenklich und unbefriedigend. Als in Frankfurt am Main noch ein anderes Frauenzimmer von guter Herkunft und einigen Mitteln, aber nicht erfreulichen Karakters sich angeschlossen hatte, und kleine Ränke und Widrigkeiten das Zusammensein noch mehr verbitterten, erklärte Fräulein von Schuckmann, die Reise nach Paris nicht fortsetzen zu wollen, und kehrte von Mainz allein zurück. Sie behielt aber zeitlebens eine liebevolle Anhänglichkeit für die räthselhafte Freundin, deren unglückliches Loos sie noch in später Zeit mit schmerzlicher Theilnahme beklagte.

Mad. de Gachet kam nach Paris, wo sie jedoch die Umstände ihren Absichten nicht günstig fand. Bonaparte wünschte die alten adeligen Familien für seine Herrschaft zu gewinnen, aber die ehemals regierende Familie mußte er um so feindlicher ausschließen. Ein zweideutiges, geheimnißvolles Mitglied des Hauses Bourbon konnte nur sein Mißtrauen,

seinen Widerwillen aufregen. Da Mad. de Gachet in Paris mit einigen Leuten umging, die sich in dem Kriege der Vendee thätig erwiesen hatten, so vermehrte dies nur den Argwohn des damaligen Machthabers. Sie war in Paris, durch die früheren Verhältnisse von Berlin her, mit Friedrich Schlegel bekannt geworden, und lebte einige Zeit in großer Vertrautheit mit ihm. Er hat uns das obige Bild ihrer Erscheinung und ihrer Eigenschaften, wie sie zuerst von dem Berliner Aufenthalt her uns überliefert worden, durchaus bestätigt. Doch wagte auch er über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Angaben hinsichtlich ihrer Abstammung und Schicksale nicht abzusprechen. Sie hatte ihm ihre Begebnisse umständlich vertraut, und wiewohl er sie als leichtsinnige Frau kannte, die sehr in das Wesen einer Abentheurerin verfallen war, so mochte er sie doch nie für eine Betrügerin halten.

Sie hatte ihm unter anderen erzählt, daß sie auf ihren früheren Irrfahrten auch nach Weimar gekommen sei, und dort ihre Kenntniß der technischen Chemie zum Behuf eines bedeutenden Unternehmens habe anwenden wollen, das aber ohne Genehmigung und Unterstützung des Herzogs nicht zu Stande kommen konnte. Dessen Günstling und Rathgeber habe jedoch die Sache für eine Schwindelei gehalten, das Gesuch sei abgewiesen, und ihr selber der längere Aufenthalt in Weimar nicht gestattet worden. Goethe ahndete nicht, daß er die Person, welche als Eugenie sein Inneres mit ihren Schicksalen erfüllen und befruchten sollte, aus seiner Nähe verstieß, und ein Unglück, dessen geistige Betrachtung ihm Mitleid und Antheil einflößte, in der Wirklichkeit noch vermehrte! Als ihm dieser Umstand lange nachher zufällig eröffnet wurde, schien er von dem unerwarteten Zusammenhange tief ergriffen, sagte aber kein Wort, sondern ging erst schweigend mehrmals im Zimmer auf und nieder, bis er mit einer Art gewaltsamen Entschlusses plötzlich einen anderen Gegenstand zu besprechen anfing.

Mad. de Gachet durfte nicht in Paris bleiben; sie wurde genöthigt, einen anderen Aufenthalt zu wählen. Nach mancherlei Verhandlungen wurde ihr gestattet, unter Aufsicht der Polizei in Mainz, oder vielmehr in Laubenheim, anderthalb

Stunden von der Stadt, zu wohnen. Hier galt sie für eine Emigrantin, welche im Vendeekriege eine bedeutende Rolle gespielt habe, und der Präfekt, Jean Bon-Saint-André, hatte auf die mysteriöse Person, wie er sie selbst nannte, ein besonderes Augenmerk; auch ließ ihr die Regierung eine Art Pension auszahlen.

Ein häßlicher Prozeß, in welchen sie mit einem Emigranten Hubert Saint-Désiré gerieth, für dessen Gattin sie seit einiger Zeit galt, gab ihrer Stellung vor der Welt den letzten Stoß. Einiges Vermögen, welches bisher den angeblichen Eheleuten gemeinsam zu gehören schien, war der Gegenstand des Zwistes. Der Mann ließ eine Denkschrift drucken und austheilen, worin er seine nunmehrige Gegnerin mit schonungslosen Schmähungen behandelte, und aus ihrem früheren Leben allerlei Züge anführte, die ihr zum Nachtheil gereichen sollten. Die Untersuchung ihrer Papiere brachte jedoch kein Ergebniß gegen sie; ihre Herkunft und früheren Verhältnisse blieben zweifelhaft. Indeß urtheilte das Gericht in der Vermögenssache zu Gunsten des Hubert Saint-Désiré, und Mad. de Gachet, um sich den weiteren Ansprüchen und Verfolgungen ihres Gegners zu entziehen, verließ Mainz und begab sich nach Frankfurt am Main, wo sie jugendliche Freunde in den Geschwistern Clemens und Bettina Brentano gewann, die sich ihr mit Verehrung und Liebe anschlossen, jedoch bisweilen auch durch die Leidenschaftlichkeit der immer aufgeregten Frau verschüchtert wurden. Nach einiger Zeit unternahm sie in Gesellschaft einer Schweizerin, mit der sie schon in Mainz befreundet gewesen, eine abermalige Reise nach Sankt Petersburg, wo sie mit ihrer Gefährtin eine Erziehungsanstalt gegründet haben soll. Doch scheint sie diese Anstalt bald wieder aufgegeben zu haben. Eine uns mündlich zugekommene Erzählung sagt, Mad. de Gachet habe längere Zeit bei einer Engländerin, der Frau eines angesehenen Kaufmanns, in edler Gastfreundschaft verlebt, sei später mit einer russischen Fürstin nach der Krim gezogen, und dort in hohem Alter gestorben. Diese Nachrichten bestimmter zu begründen, haben wir leider keine Gelegenheit gehabt.

War diese Frau von so merkwürdigen Eigenschaften und

Schickſalen nun wirklich eine Tochter des Prinzen von Bourbon-Conti, oder hatte ſie nur eine Täuſchung geſpielt, die jedenfalls eine traurige und unfruchtbare war, und aus der, bei den waltenden Umſtänden ihre wirklichen perſönlichen Vorzüge kaum eine Nachhülfe hoffen konnten: ſo viel bleibt gewiß, daß die Memoiren der Stephanie Louiſe von Bourbon-Conti auf dem Grunde eines wirklichen Lebenslaufs, einer damit zuſammenhängenden weiblichen Perſönlichkeit beruhen, und wenigſtens inſofern keine litterariſche Erdichtung ſind.

Fräulein von Klettenberg.

In der Reihe der schönen und lieblichen Menschenbilder, die gleich Sternen auf dem tiefblauen Grunde des Goethe'schen Lebens hervorstrahlen, haben wir uns immer von zweien besonders angezogen gefühlt, die wohl mit guten Recht aus äußerer Getrenntheit zu gemeinsamer inneren Wirkung sich freundlich vereinigen! Diese beiden sind: Fräulein von Klettenberg und Corona Schröter! Ueber beide wünschten wir wohl besondere Denkblätter gesammelt, Umrisse ihrer Erscheinung, ihrer Gemüthsart, ihrer Begabung, ihrer Schicksale. Von der Hand eines geschickten Zeichners würden hier zwei köstliche Bilder zu erwarten sein, besonders auch durch die Zusammenstellung bedeutend und lehrreich, wie alles wahrhaft aus dem Leben Geschöpfte und dem Leben Wiedergegebene. Wie schön würde z. B. Theodor Mundt diese Aufgabe lösen, der in zarter, sinniger Auffassung der Frauenkaraktere schon so Ausgezeichnetes geleistet hat!

Zu dieser Betrachtung veranlaßt uns der Anblick einiger Blätter von und über Fräulein von Klettenberg, die uns zufällig in die Hände kommen, und durch deren Mittheilung wir viele Leser zu verpflichten hoffen.

Fräulein von Klettenberg, welche als Stiftsdame in Frankfurt am Main lebte und mit dem Goethe'schen Hause innig befreundet war, ist bekanntlich das Vorbild zu der „schönen Seele" im Wilhelm Meister; deren dort eingeschaltete Bekenntnisse eine der wunderbarsten Leistungen des dichtenden Genius sind, indem derselbe auch in den Gebieten, die ihm fremd scheinen, sich vollkommen heimisch und sogar herrschend

erweist. Die reinste Frömmigkeit, mit ihren zartesten Wandlungen und Ausdrücken, ist in jenen Bekenntnissen nicht nur Schilderung, sondern wirkliches Leben, so daß dieses Buch als wahrhafte Erbauung dienen kann, und schon oft mit dieser Wirkung gelesen worden ist. Der Graf Leopold Stolberg sonderte die Blätter, welche diese Bekenntnisse enthalten, von dem übrigen Roman sorgsam aus, ließ sie einbinden, und hielt sie wie ein Kleinod, dessen Zusammenhang mit dem sonstigen, für ihn abstoßenden Inhalt des Wilhelm Meister er nicht anerkennen wollte! So viel ist gewiß, ein schöneres, edleres, beruhigenderes Bild, als das dieser von ächter Frömmigkeit durch die Wogen der Welt glücklich durchgeführten Seele, vermag kein Dichter innerhalb der gegebenen Bedingnisse aufzustellen. Es war nämlich nicht die Aufgabe, eine religiöse Heldin, eine begeisterte Prophetin oder Märtyrerin zu schildern, sondern nur ein stilles Leben, ein Leben, das auf der gewöhnlichsten Weltlichkeit ruht, aber dennoch in der Frömmigkeit den Mittelpunkt findet, der es den höchsten Lebensentwickelungen gleichstellt; Wilhelm von Humboldt hat Unrecht, die Schranken, in welche der Dichter seine Schilderung zusammenfaßt, als eine Beschränktheit der geschilderten Person anzusehen, wie er dies in einem Briefe an Schiller thut. Ueber Fräulein von Klettenberg hat sich eine mündliche Erzählung erhalten, die merkwürdig ist. Was in den Bekenntnissen einer schönen Seele von einem ausgezeichneten Manne, der dort mit dem Namen Narciß bezeichnet ist, und von seinem Verhältnisse zu der schönen Seele gesagt wird, beruht auf thatsächlichen Erlebnissen, die durch dichterische Einkleidung nur wenig ausgeführt worden. Der Mann, welcher Fräulein von Klettenberg heirathen wollte, und mehrere Jahre als ihr Bräutigam in ihrer Nähe lebte, war ein Herr von Olenschlager, ein geborner Frankfurter. Fräulein von Klettenberg hatte seinen Karakter früh durchschaut, und wußte es lange vorher, daß er sich von ihr ganz zurückziehen werde. Sie sprach dies auch mehrmals unbefangen gegen ihn aus, und bat ihn nur um die einzige Aufrichtigkeit, daß er es ihr nicht verhehlen möchte, wenn er einem anderen Frauenzimmer gewogen würde, sie wünsche dies zuerst von ihm zu hören,

und würde ungern durch Andere damit überrascht werden. Er war bestürzt, verlegen, und konnte und mochte doch den Ausspruch, der ihn freigab und jene Möglichkeit setzte, nicht ablehnen. Er versprach, den billigen Wunsch genau zu erfüllen, betheuerte, daß er jetzt noch keineswegs in dem vorausgesetzten Falle sei, und fügte unaufgefordert, durch sein böses Gewissen gereizt, die Verwünschung hinzu, wenn er falsch rede, solle sein erster Sohn taub und blind zur Welt kommen! Fräulein von Klettenberg schauderte, und verwies ihm den Frevel, den sie nicht hören wollte: zweifelte aber nun nicht an seiner Falschheit. Sie sah ihn nicht wieder. Nach einiger Zeit verheirathete sich Herr von Olenschlager, und traf eine seinem Sinn und seinen Verhältnissen sehr entsprechende Parthie. Weitere Umstände in Betreff seines Versprechens gegen Fräulein von Klettenberg sind nicht bekannt. Nur ergab sich die schreckliche Thatsache, daß Frau von Olenschlager in ihrem ersten Wochenbette mit einem Sohne niederkam, der taub und blind war!

Fräulein von Klettenberg hat sich in Gedichten versucht. Man muß die Zeit, in welche ihre Jugendbildung und ihre Lebensblüthe fällt, in Anschlag bringen, die Zeit Gottsched's, und darauf Gellert's! In einer unreifen, abgeschwächten Sprache, und in beschränkten Versarten, wußte sie Zartheit ihres Sinnes und die Kraft ihres Gemüths eigenthümlich auszudrücken. Man wird nicht ohne Rührung die nachstehenden Zeilen lesen, die sich von ihr erhalten haben, werthe Reliquien eines schönen Daseins, so viel uns bekannt die einzigen von ihrer eignen Hand noch übrigen, denn vergebens haben wir nach mehreren Gedichten oder Briefen von ihr an manchen Orten geforscht. Die drei ersten dieser Gedichte gehörten zu einer größeren Sammlung, die sie „Anfangslieder" genannt hatte. Das vierte, eines mehr weltlichen Inhaltes, schließt sich doch ebenfalls der frommen Betrachtungsweise an, die in den ersteren herrscht, und von welcher selbst ihre heiteren Launen und Scherze, denen sie auch in Krankheitsleiden ernster Art nicht entsagte, stets beseelt gewesen sein sollen. Diese Gedichte haben sich in den Papieren Rahel's vor-

gefunden, welche sie in Frankfurt am Main bekommen zu haben scheint.

1.

Jesus.

Lieber arm, als ohne Jesus reich an Pracht und Herrlichkeit;
Lieber krank, als fern vom Heiland frisch die ganze Lebenzeit,
Ja, viel lieber nie geboren, als von diesem Freund getrennt,
Eine Welt bei Ihm verloren, ist Gewinn, wenn man ihn kennt.

2.

In meine Bibel.

Zuschrift aus der Ewigkeit,
Brief von sehr gelehrten Händen,
Du kannst alle Noth der Zeit,
Alle bangen Klagen enden.
Der, der meinen Geist entzückt,
Den ich itzo noch nicht sehe,
Hat aus der gestirnten Höhe
Mir die Zeilen zugeschickt.

3.

An Ihn.

Wie kindlich darf ich mit ihm sprechen!
Er gönnt mir stets ein offnes Ohr.
Ich trag' ihm alle mein' Gebrechen,
Und alle meine Klagen vor.
Wie leicht wird dann es an meinem Herzen,
Denn Er, Er nimmt an meinen Schmerzen
Den zärtlichsten und treusten Theil.
Umschließt er mich mit seinen Armen
Und tröstet mich durch sein Erbarmen
So werden meine Wunden heil!

4.

An die Spindel.

Komm, Spindel, komm, ich laß den Pinsel liegen,
Der mir so viele Lust gemacht.
Du, Spindel du, sollst mich anjetzt vergnügen,
Geliebter Pinsel, gute Nacht.

Wer Schimmer, Reiz und Schönheit nicht mehr schätzet,
Wem selbst die Rose nicht mehr lacht,
Weß Auge kein Original ergötzet,
Der sagt der Schild'rung gute Nacht.

Komm, Spindel, komm, die Feder soll dir weichen,
Mach, Schreibtisch, mir nicht ferner Müh;
Was sollen mir noch der Gedanken Zeichen?
Geschwinder denk' ich ohne sie.

Komm, Spindel, komm, ich kann nicht müßig sitzen,
Das Nichtsthun ist mir Qual und Tod,
Sollt ich mit feiner Arbeit mich erhitzen,
Das machte mir die Augen roth.

Doch Bücher! ja, die hätt' ich bald vergessen,
Sehr wichtig dem, der sie für nöthig hält,
Die Mäuse wollten meine fressen,
Da hab' ich sie in' Schrank gestellt.

Komm, Spindel, komm, froh soll die Hand dich lenken;
Du läßt mir Kopf und Herze frei;
Empfindungsvoll kann ich da fühlend denken;
Das andre ist doch Narrenthei.

Fräulein von Klettenberg.

Ueber die von Goethe gefeierte Corona Schröter, deren Leben antik Heiteres mit modern Tragischem verbindet, und die als eine Muse in dem höchsten und geistreichsten Lebenskreise doch nur als eine Fremde erschien, dieses einsah, und sich mit Fassung und Anstand zurückzog — erst aus dem Weltverkehr, dann aus dem Leben — theilen wir vielleicht in der Folge einige nähere Betrachtungen mit.

1837.

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Wir empfangen hier Goethe's Konversationen — ein herrliches Geschenk, für das wir Herrn Eckermann höchlich verpflichtet sind, — anstatt aber den Inhalt kritisch zu erörtern, und in dem Wolkenspiel und Wetterstande der Unterhaltungen bestimmte Formationen aufzusuchen und gesetzliche Folgerichtigkeiten darin nachzuweisen, wollen wir lieber die Gelegenheit benutzen und hie und da ein Wort mitsprechen, also wirklichen Antheil an der Konversation nehmen, sie erweitern, fortsetzen, ergänzen, zustimmend, erläuternd, bestreitend, wie es der Anlaß und der Stoff uns gerade gestatten mögen. Das Buch selber zu lesen, und nach individuellem Maß in sich aufzunehmen, und sich davon anregen und befruchten zu lassen, wird ohnehin kein Freund deutscher Bildung und Goethe's verabsäumen. —

1.

Merkwürdig ist vor allem das Verhältniß Goethe's zu der sogenannten neuen Schule, den beiden Schlegel, Tieck, Novalis und ihren Freunden. Er wird von ihnen gepriesen

und vergöttert, so viel sie nur können; sie suchen alle anderen gerühmten Namen um ihn her auszulöschen, um den seinen allein übrig zu lassen, dem hinfort ausschließlich aller Weihrauch duften soll. Besonders gehen sie darauf aus, den nächsten nach ihm, den ihnen Gefährlichsten und Ungünstigsten unter allen Namhaften, seinen Freund Schiller zu untergraben. Dies gelingt ihnen auch zum Theil, zwar nicht bei dem großen Publikum, wohl aber bei den ästhetisch Gebildeten, wo Schiller's Ansehen noch jetzt an jenen Herabsetzungen leidet, deren Ziel er so lange Zeit gewesen. Und wie trieben sie es? Greifen sie ihn wissenschaftlich an? durch gründliche Untersuchungen, tief eingehende Prüfung seiner Erzeugnisse? durch Beweisführungen, denen nicht zu widersprechen ist? schreiben sie Bücher, Abhandlungen, Kritiken gegen ihn? Nichts von allem diesen. Sie setzen mit lächelnder Selbstgefälligkeit fest, Schiller tauge nichts, sie bemitleiden die Schwachen, die das nicht einsehen, sie wiederholen ihren Satz unermüdet, in Versen, in Prosa, in Vorlesungen, im Gespräch, sie rufen ihn besonders der Jugend zu, die leichtsinnig und prüfungslos das Vernommene tausendfach wiederholt. Erst mit Schiller's Tode, da seine Nebenbuhlerschaft nicht mehr zu fürchten ist, bequemen sie sich zu einiger Anerkennung, zu der auch schon die öffentliche Meinung sie zwingt, denn es verlautet von vielen Seiten allzuherbe, daß Neid und Ohnmacht ihr absprechendes Urtheil einflößen. Die Anerkennung Schiller's steigt darauf mit jedem Jahr, je nachdem die neue Schule seiner mehr und mehr bedarf, um ihn Goethe'n entgegenzusetzen, mit dem sie unzufrieden ist, den sie auch gern wieder herabbringen und einschränken möchte, gegen den sie allerlei Winkelzüge versucht, den aber geradezu anzugreifen sie weder den Muth noch die Fähigkeit hat! Man sehe nur die Vorlesungen nach, in denen bald Wilhelm Schlegel, bald Friedrich ihre früheren Lobsprüche für Goethe bedingen, mit Tadel verknüpfen, ohne mittelbar zurücknehmen! Die Ursache hiervon ist kein Geheimniß. Goethe hat die Vergötterung hingenommen, ohne dafür zu danken; er hat die Talente der Schlegel gelten lassen, er hat ihre besseren Bestrebungen unterstützt, aber die Lobsprüche, die ihm ge-

geben wurden, durch ähnliche zu erwiedern ließ er sich nicht bewegen; ja er scheint früh erkannt zu haben, daß die beiden Brüder weit mehr sich selber meinten, als ihn, daß sie den Raum zu gewinnen dachten, den sie um Goethe herum säubern wollten, und es war gar nicht ihre Rechnung, daß er sie nicht hereinrief, und als seinesgleichen aufnehmen wollte. Goethe hat nie seine Lober angereizt, nie sie zur Fortsetzung aufgemuntert, nie durch Ungerechtigkeit oder Einstimmung in bloße Partheisache sich die Gunst der Kritiker zu erhalten gesucht. Im Gegentheil, er zeigte es unverhohlen, daß nur Wahrheit und Aechtheit ihn bestimmen könne, daß unreines Lob ihn eben so wenig angehe, als unreiner Tadel. Er behielt seinen geliebten Schiller in treuem Andenken, er wußte seinen Wieland zu schätzen und zu ehren, und sonderte sich schon dadurch von der Schlegel'schen Parthei streng ab, die ihn vergebens als ihr Haupt und als ihren Führer vorstellen wollte, er nahm die aufgedrungene Feldherrnschaft niemals an, und blieb in seiner abgesonderten, selbstständigen, freien Stellung. Erst nachdem die Schlegel selber theils in den Hintergrund gewichen, theils zu anderen Richtungen übergegangen waren, traten Goethe's unbefangene Urtheile über sie hervor, z. B. in den Briefen an Schiller, an Zelter, in den Jahres- und Tagesheften, wo er sie nach Verdienst würdigt, sie in einigen Stücken rühmt und sich ihnen zu Dank verpflichtet bekennt, sie in anderen tadelt, und an ihren Ort stellt. Zu bemerken ist hierbei, daß Goethe nach dem Verstummen des Schlegel'schen Beifalls in den ihm gebrachten Huldigungen keinen Abgang wahrnehmen konnte; die Zeitgenossen seiner früheren Jahre blieben seine treuen Verehrer, und unter den jüngeren Mitlebenden wandte ein zweites und drittes Geschlecht sich ihm nur stets enthusiastischer zu. Die Schlegel erschienen ganz überflüssig für ihn, und konnten bleiben oder gehen, für den Glanz seiner Stellung war beides unerheblich.

In diesen Gesprächen mit Eckermann wird dieses Verhältniß auch mehrmals berührt, und bei allem Tadel, der mitunter ausgesprochen wird, ist eine große Anerkennung, und selbst eine wirksame Vorliebe nicht zu verkennen. Ueberhaupt

lobt Goethe lieber, als daß er tadelt, und wo letzteres vorkommt, ist er gewiß dazu gezwungen. Die bedeutendste Stelle in diesem Betreff ist unstreitig die, wo von Tieck die Rede ist. Goethe sagt hier ganz unbefangen: „Als die Schlegel anfingen bedeutend zu werden, war ich ihnen zu mächtig, und um mich zu balanciren, mußten sie sich nach einem Talent umsehen, das sie mir entgegenstellten. Ein solches fanden sie in Tieck, und damit er mir gegenüber in den Augen des Publikums genugsam bedeutend erschiene, so mußten sie mehr aus ihm machen, als er war. Dies schadete unserem Verhältniß; denn Tieck kam dadurch zu mir, ohne es sich eigentlich bewußt zu werden, in eine schiefe Stellung. Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann seine außerordentlichen Verdienste niemand besser erkennen, als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erheben und mir gleichstellen will, so ist man im Irrthum.“ Hier werden die Gegner aufschreien und ihn des Selbstlobes beschuldigen, des Hochmuths, der Anmaßung! Aber hören wir ihn weiter! Er setzt sogleich hinzu: „Ich kann dieses gerade heraussagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben so, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe.“ Wo ist wohl noch ein solches Wort gesprochen worden, in welchem Hoheit und Demuth so herrlich und fromm verbunden sind? —

2.

Einem harten schroffen Satz über Uhland, in Goethe's Briefen an Zelter, stellen sich hier mildere, anerkennende und hochschätzende Aeußerungen zur Seite. Wir sehen, daß Goethe den edeln schwäbischen Dichter vollkommen gelten läßt, aber auch die Seite nicht verschweigt, von der seinem Talente Gefahr drohte, und seit einiger Zeit wirklich eingetreten ist. Auffallend ist in Uhland die seit sechzehn Jahren stockende Produktivität, und zu diesem Stocken findet sich der Grund

theils in seinem eignen Naturell, theils in den Lebensumständen, denen er sich unterwerfen wollte. Doch scheint auch in Goethe selber ein Hinderniß zu walten, das seiner Anerkennung Uhland's immer noch einigen Eintrag thut. Er, der Meister lyrischer Poesie, der zu zwanzig und zu achtzig Jahren in seinen Liedern — wie Friedrich Schlegel sagt — gleich vortrefflich ist, scheint für fremde lyrische Poesie nicht den freien und erregbaren Sinn gehabt zu haben, den er für andere Dichtungsarten so herrlich bewährt. Ein Urtheil über Paul Flemming, welches Eckermann mittheilt, bestätigt uns in dieser Meinung. Dieser große, jugendfrische Lyriker, dessen Gefühl und Ausdruck über zwei Jahrhunderte hinaus noch heute dem höchsten poetischen Bedürfnisse genügen kann, befriedigt Goethe'n keineswegs, und fast findet er ihn ungenießbar! Hierin können wir ihm durchaus nicht beistimmen, obwohl wir es ihm sonst nicht verargen, sondern im Gegentheil hoch anrechnen, daß er einer philologischen Bewunderung und Begeisterung, mit der so viele Leute sich behelfen, gar nicht fähig war. Uebrigens verhehlen wir nicht, daß Flemming's Talent uns dem Uhland'schen wohl zu vergleichen scheint, in sofern beide einer Lebensjahrszeit angehören, welche den Liederblüthen günstig ist, und nach deren Ablauf sich diese verlieren. Denn, wiewohl Flemming diesen Ablauf nicht erlebt hat, sondern nach der Rückkehr von seiner Reise in den Orient inmitten der schönsten Jugend und reichsten Poesie frühzeitig starb, so macht uns doch alles den Eindruck, daß er in seiner Poesie nicht so hätte fortfahren können, sondern daheim in eingerichteten Verhältnissen und ruhigen Geschäften sich mehr und mehr dem Dichten entzogen haben würde, bis dieses zuletzt versiegt wäre. Dies deutet allerdings darauf hin, daß der bloß lyrische Dichter in unserer modernen Zeit nicht mehr der Dichter par excellence sein kann, sondern nur eine einseitige, untergeordnete Stellung in der Poesie und eine kurze Blüthezeit hat, der wahre Dichter aber in universeller Aufnahme und Schilderung des Lebens nie des Stoffes noch der Formen entbehren wird, sondern in stetem Wechsel immer neue Blüthen und Früchte bringt!

3.

Einigemal sind in Eckermann's Buche Sternchen angebracht, wo wir gerne den Namen sähen. Zum Beispiel, wenn es heißt: „Noch in diesen Tagen habe ich Gedichte von *** gelesen, und sein reiches Talent nicht verkennen können. Allein, wie gesagt, die Liebe fehlt ihm, und so wird er auch nie so wirken, als er hätte müssen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer sein, die gern wie er negativ wären, aber nicht wie er das Talent haben." Hier ist der prosaische Kommentar zu dem vortrefflichen Xenienspruch:

„Ich läugne die Talente nicht,
Wenn sie mir auch mißfallen."

Dieser Spruch sei allen Kritikern und Urtheilern, denen das Objekt in ihrer Subjektivität zu verschwinden droht, zur Beherzigung empfohlen! Heine, der doch mit obigen Sternchen ohne Zweifel gemeint ist, kann mit der Anerkennung seines Talents wohl zufrieden sein; denn, daß ihm Goethe die Liebe abspricht, damit ist die Sache noch nicht ausgemacht, man kann auch von Goethe'n appelliren; und eine folgende Zeit und mit mehreren Akten versehene Gerichtsbehörde, der inzwischen mit dem Gegenstande dieser Liebe auch diese selber klar geworden, dürfte einen ganz anderen Ausspruch geben. (Nach zuverlässiger Auskunft ist jedoch nicht Heine, sondern Graf Platen gemeint.)

4.

Als eine Merkwürdigkeit, die uns durch Eckermann's Buch neu bestätigt wird, ist es vorlängst gerügt worden, daß Goethe nirgend in seinen vielfachen Schriften und Briefen, wo doch Tausende seiner Zeitgenossen genannt und wiedergenannt werden, den Prediger Schleiermacher erwähnt, und auch in den mündlichen Memorabilien kommt er nirgends

vor. Dies Schweigen ist aber gegenseitig, und auch Schleiermacher gedenkt Goethe's nirgends — soviel uns bekannt — noch erwähnte er dessen gern im mündlichen Gespräch. Wer bloß die Schriften hätte, und aus diesen folgerte, könnte in der Zukunft leicht auf die Behauptung kommen, beide hätten gar nicht gleichzeitig gelebt, oder wenigstens nicht von einander gewußt. Dürfen wir eine Vermuthung wagen, so möchten wir den Schlüssel dieser Seltsamkeit in dem Verhältnisse voraussetzen, das Goethe mit Herder hatte. Dieses hatte sich bekanntlich sehr unglücklich gestellt. Herder konnte den steigenden Ruhm und den Geniusflug Goethe's nicht ertragen, und wo er etwa noch hätte glauben können es ihm gleichzuthun, da hinderte ihn der geistliche Stand, der überhaupt Herder's Unglück war. Diese Hemmung wollte er sich nun aber zur Tugend auslegen, und machte daraus eine Würde und Heiligkeit, mit denen er seinen Fremden und Nächsten sehr zur Last fiel, und sich selber gegen die zunehmende Grämlichkeit und Vertrocknung nicht rettete. Auch Schleiermacher war durch seinen Stand in seiner freien Entwickelung gehemmt, und der Gang der theologischen und kirchlichen Sachen zwang ihn, immer mehr in jene Hemmung sich zu fügen. Von solchem Mißverhältniß wollte Goethe ein- für allemal unberührt bleiben, und wiewohl er Schleiermacher's Geist, Scharfsinn, Gelehrsamkeit und andere Gaben höchlich anerkannte, so schauderte ihn doch, mit solchen Gaben sich einzulassen, die er gegen die Welt und gegen ihn selbst unwiderruflich schiefgestellt wußte. Ein anderer Grund mag in der äußeren Persönlichkeit gelegen haben, welche für Goethe nothwendig Kraft oder Schönheit haben mußte, wenn er sich mit ihr befreunden sollte. Jung, Klinger, Knebel, Meyer, Zelter, Wolf — alle waren von großer würdiger Gestalt, von tüchtigen Gliedern, kräftigem Auftreten. —

5.

Wir können gar nicht zweifeln, daß in dieser Stelle „*** hätte bei seinem großen Talent, bei seiner weltum-

fassenden Gelehrsamkeit der Nation viel sein können. Aber so hat seine Karakterlosigkeit die Nation um außerordentliche Wirkungen und ihn selbst um die Achtung der Nation gebracht", wir können gar nicht zweifeln, wer durch diese Stelle bezeichnet ist, wollen aber diesmal nicht indiskreter sein, als der Weimarische Herausgeber.

Uns aber fällt dabei eine Antwort ein, worin Goethe einen anderen Mann, dessen Karakter ebenfalls in Mißverhältniß mit seinem Talent und Wissen stand, einen unlängst verstorbenen Gelehrten, der auch wohl als Freund Ubique wegen seiner Polypragmosyne bezeichnet worden ist, mit guter Laune zwischen Anklage und Entschuldigung klemmt. Eine Freundin Goethe's, Frau von Grotthuß, stellte ihm einmal sehr beweglich vor, daß man dem armen Manne doch eigentlich Unrecht thue, wie er doch außerordentliche Kenntnisse aller Art besitze, und alles so leicht und nutzbar zu behandeln wisse. Lange ließ Goethe auf sich einreden, und hörte die zum Theil triftigen Gründe ruhig an; endlich aber brach er ungeduldig aus: „Sie haben gar nicht Unrecht, liebes Kind, es ist ganz wahr, er brauchte auch gar kein Lump zu sein, wenn er nicht durchaus wollte!"

6.

Wir finden unter anderen einige merkwürdige Aeußerungen über Voltaire, über die Größe und Bedeutung seines Wirkens, die Macht seines Dastehens, die Eigenheit seiner Natur und die Vollkommenheit seines Talents. Die Anekdote, wie Voltaire vor dem Einsteigen in den Wagen auf Verlangen von Kloster-Pensionairinnen noch schnell in allerliebsten Versen einen Prolog zur beabsichtigten Aufführung eines seiner Trauerspiele zu Papier gebracht, giebt den schönsten Beweis seiner Fertigkeit, seiner Geistesfülle und Gegenwart. Wenn jedoch Goethe von ihm rühmt, er habe in seinem unaufhörlichen Schriftverkehr mit hohen und höchsten Personen nie das rechte Maß verletzt und die zarteste Schicklichkeit stets beobachtet, so müssen wir einigen Widerspruch erheben. Vol-

taire'n sind manche starke Uebertretungen vorzuwerfen, besonders in seinem Briefwechsel mit Friedrich dem Großen, worüber im Allgemeinen das treffliche Werk von Preuß nachzusehen ist. Freilich gehen Voltaire's Uebertretungen nicht aus Plumpheit oder Unwissenheit hervor, er fehlt nicht gerade aus Mangel an Takt, oder weil er sich aus Irrthum vergreift: es ist vielmehr mit Bewußtsein und Absicht, daß er seine freien Schalkheiten und verwegenen Neckereien übt, es ist der Uebermuth des Talents und seiner Stellung, der ihn antreibt, wie dies heutigen Tages von Heine gesagt werden kann, dessen Grobheiten niemals unwillkürliche, sondern mit Wissen und Willen ausgeübte sind. Daß aber Voltaire in dieser Art sich Arges zu Schulden kommen ließ, davon wollen wir nur das eine Beispiel anführen, wo er im Mai des Jahres 1759 an den König von Preußen so ungebührliche Scherze gerichtet hatte, daß dieser am 10. Junius aus seinem Hauptquartiere zu Reich-Hennersdorf ihm ernst und scharf antwortete, und schließlich in einer Nachschrift diesen Verweis ausdrückte: „Mais êtes-vous sage à soixante et dix ans? Apprenez à votre âge de quel style il vous convient de m'écrire. Comprenez qu'il y a des libertés permises et des impertinences intolérables aux gens de lettres et aux beaux esprits. Devenez enfin philosophe, c'est-à-dire raisonnable. Puisse le ciel, qui vous a donné tant d'esprit, vous donner du jugement à proportion! Si cela pouvait arriver, vous seriez le premier homme du siècle, et peut-être le premier que le monde ait porté: c'est ce que je vous souhaite. Ainsi soit-il.“ Die Zurechtweisung war in der That wohlverdient, und Voltaire fühlte ihr Gewicht, doch ohne aus der Fassung zu kommen. Was aber kann er darauf erwiedern, wie soll er sich nun benehmen? Hier zeigt er sich in der That bewunderungswürdig und in seiner Natur und Rolle so fest als anmuthig! Er schreibt, nachdem er alles Andere ruhig besprochen, am Schlusse seines nächsten Briefes: „Je tombe des nues quand vous m'écrivez que je vous ai dit des durétes; vous avez été mon idole pendant vingt années de suite, *je l'ai dit à la terre, au ciel, à Gusman même;* mais votre métier de héros et

votre place de roi ne rendent pas le coeur bien sensible; c'est dommage, car ce coeur était fait pour être humain, et sans l'héroisme et le trône, vous auriez été le plus aimable des hommes dans la société. En voilà trop, si vous êtes en présence de l'ennemi, et trop peu, si vous étiez avec vous-même dans le sein de la philosophie qui vaut encore mieux que la gloire. Comptez que je suis toujours assez sot pour vous aimer, autant que je suis assez juste pour vous admirer: reconnaissez la franchise, et recevez avec bonté le profond respect du suisse *Voltaire.*" Alles in dieser Erwiederung ist geschickt, einlenkend, schmeichlerisch, wahr, geistreich und in der ächtesten Manier des Schreibers, sogar noch ein wenig dreist, weil dies in seine Art gehört, und weil er nicht allzuhart getroffen scheinen darf; die Hinweisungen auf das Königthum und die Feldherrnstellung des Empfängers sind meisterhaft, und auch im tiefsten Grunde wahr, so daß der König davon ergriffen und durch die Höhe seines Standpunktes recht zur Nachsicht wieder gestimmt werden muß. Auch verzieh der König sogleich und schrieb gleich im nächsten Briefe: „Vous me dites deux mots, et le reproche expire au bout de ma plume." Solche Macht und Gewandtheit des Geistes wirkt unwiderstehlich, und bezeugt sich selber durch ihre Wirkung. Goethe's Ausspruch wird so zuletzt auch hier doch eigentlich bestätigt. —

In Bezug auf Voltaire haben wir noch die nachstehende Rechtfertigung dieses Schriftstellers beifügen wollen, gegen eine Anklage, die auch Goethe mit Unwillen verwarf, und deren authentische Widerlegung ihn freute. Die Worte sind einem Aufsatz entlehnt, der eine reiche Blüthen- und Fruchtlese aus Voltaire's Briefen enthält, und künftig vielleicht vollständig mitzutheilen sein wird. —

Voltaire, eine der Machtgewalten des achtzehnten Jahrhunderts wird im neunzehnten abermals zu einer solchen emporgesteigert, und zwar diesmal mehr durch die Gegner, als durch die Anhänger, welche eigentlich von jenen erst hervorgerufen werden. Dieser einzig begabte und vielseitig regsame Geist hatte Schwächen und Fehler genug, an welchen seine Feinde auch nicht unterließen zu zerren und zu quälen

nach besten Kräften. Allein der Partheigeist der Fanatiker, die er im Interesse der Menschlichkeit zu bekämpfen nicht müde ward, suchte ihm neben dem Tadel, den er verdiente, anderen, größeren anzuhängen, den er niemals verschuldet. Dies erneut sich in unseren Tagen mit verdoppelter Heftigkeit. Seine Aeußerungen werden entstellt, vergiftet, verläumderischen Voraussetzungen Preis gegeben, wo die geringste litterarische Kritik, falls sie angewendet würde, sogleich den Ungrund der Beschuldigungen darthun müßte. Ein merkwürdiges Beispiel dieses Verfahrens sei hier angeführt!

Es ist bekannt, daß Voltaire eine lange Zeit hindurch seine Briefe an die vertrautesten Freunde gern mit der abgekürzten Formel écr. l'inf. schließen mochte; dieses écrasez l'infâme war die seinem Geiste stets gegenwärtige unabläßige Mahnung zur Bekämpfung des Fanatismus und Aberglaubens, der zu Voltaire's Zeit eine noch furchtbarere, blutigere Gestalt hatte, als ihm in späterer Zeit wieder zu erlangen bisher noch möglich war. Im achtzehnten Jahrhundert hat niemand die Sache anders genommen. Was aber geschieht im neunzehnten? Französische Schriftsteller und deutsche sogar — welche dadurch den Vorwurf der leichtsinnigsten Ungründlichkeit, den sie gegen Voltaire so schnell bereit haben, im vollsten Maße auf sich selbst laden — erdreisten sich zu der widerwärtigen Behauptung, daß durch jene Formel die christliche Religion selbst gemeint sei, ja was noch mehr ist, einer jener Schriftsteller wagt mit Zuversicht die abscheuliche Anklage, Voltaire meine durch jene Formel mehr noch, als die christliche Religion; den zweideutigen apostrophirten Artikel auf ein nachfolgendes Hauptwort männlichen Geschlechts beziehend! Und was wird zur Unterstützung dieser schändlichen Auslegung angeführt? Nichts, gar nichts, als nur die wiederholte, eifrige Behauptung. Der frevelhafte Gedanke gehört ganz dem deutschen Schriftsteller an, der ihn Voltaire'n andichtet. Ein fleißiger Leser von Voltaire's Schriften, der erst neuerlich in dessen Briefwechsel eine in solchem Maße kaum vermuthete Quelle der belehrendsten Unterhaltung gefunden, hat nirgends eine Spur entdecken können, daß jener Formel ein solcher Sinn beizulegen wäre; im Gegentheil, die meisten Stellen

erfordern geradezu jenen ersten, zu allen Zeiten und auch noch in unseren Tagen zu rechtfertigenden Sinn, daß der Fanatismus, der Aberglaube, zerstört werden sollen; und jede andere Auslegung wird zu einer aufgezwungenen. Hierzu kommt noch die offenbare, unumwundene Erklärung des Autors selbst, die allein hinreicht, um jene verläumderische Unterschiebung in ihrer Nichtigkeit bloßzustellen. In einem vertrauten Briefe Voltaire's an d'Alembert (vom Jahre 1760), dessen Inhalt jeden Gedanken an gleißnerische Beschönigung oder heuchlerische Milderung völlig ausschließt, heißt es zuletzt im Erguſſe innigst verbundenen Vertrauens: „Je voudrais que vous écrasassiez l'inf..., c'est-là le grand point. Il faut la réduire à l'état où elle est en Angleterre, et vous en viendrez à bout, si vous voulez: c'est le plus grand service qu'on puisse rendre au genre-humain. Vous pensez bien que je ne parle que de la *superstition:* car pour la *religion*, je l'aime et la respecte comme vous." Aehnliche Stellen finden sich noch oft, sowohl von Voltaire als von d'Alembert. Wo bleibt hier die böswillige Anklage? Die Anführung von Englands Beispiel ist schlagend; das Christenthum steht in Englands Verfassung und Sitten im höchsten, begründetsten Ansehen, aber jede fanatische Wirkung auf den Staat und die bürgerliche Gesellschaft ist ihm abgeschnitten; wer schwärmen will, mag es dort auf eigne Hand und Gefahr thun, aber auch frei zu denken ist ihm gesichert, und niemand hat von des Nachbars Fanatismus und Aberglauben einen Zwang für sich zu befürchten. Diesen Zustand wünschte Voltaire auch in Frankreich, ja in der ganzen Welt zu sehen; ist ihm dies zu verdenken? Wir, hierin glücklicher, als er, sehen diesen Zustand über einen großen Theil der Welt verbreitet, wahrlich zum größten Gewinn der Religion und Moral, und sollten nicht vergessen, welchen Bemühungen wir dieses auch schon wieder hier und da bedrohte Bessergewordene großentheils mit verdanken! —

7.

Goethe schrieb im Februar 1814 an Frau von Grotthuß in Dresden folgende Worte über das Werk von Frau von Stael „de l'Allemagne", das er eine wohlbereitete geistige Speise nannte: „Sie haben das Buch selbst gelesen, und es bedarf also meiner Empfehlung nicht. Ich kannte einen großen Theil desselben im Manuskript, lese es aber immer mit neuem Antheil. Das Buch macht auf die angenehmste Weise denken, und man steht mit der Verfasserin niemals in Widerspruch, wenn man auch nicht immer gerade ihrer Meinung ist. Alles was sie von der Pariser Societät rühmt, kann man wohl von ihrem Werke sagen. Man kann das wunderbare Geschick dieses Buches wohl auch unter die merkwürdigen Ereignisse dieser Zeit rechnen. Die französische Polizei, einsichtig genug, daß ein Werk wie dieses das Zutrauen der Deutschen auf sich selbst erhöhen müsse, läßt es weislich einstampfen; gerettete Exemplare schlafen, während die Deutschen aufwachen, und sich, ohne solch eine geistige Anregung, erretten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wunderbaren Effekt. Wäre es früher dagewesen, so hätte man ihm einen Einfluß auf die nächsten großen Ereignisse zugeschrieben, nun liegt es da wie eine spätentdeckte Weissagung und Anforderung an das Schicksal, ja es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geschrieben wäre. Die Deutschen werden sich darin kaum wiedererkennen, aber sie finden daran den sichersten Maßstab des ungeheuern Schrittes, den sie gethan haben. Möchten sie, bei diesem Anlaß, ihre Selbsterkenntniß erweitern, und den zweiten großen Schritt thun, ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst, nicht, wie bisher, einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken, und, wie jetzt die ausländische Sklaverei, so auch den inneren Partheisinn ihrer neidischen Apprehensionen unter einander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren in wiefern dieses möglich sei, wollen

wir die ersten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten." Goethe urtheilte zu allen Zeiten sehr billig über Frau von Stael, und war von ihren großen Gaben leicht eingenommen; in ihren Schriften sah er mehr das Weltwirkende, Konversatorische, als das Kunstgebild oder Wissenschaftliche, und gewiß kann man alles, was sie dichtend oder untersuchend und lehrend geschrieben, als eine Fortsetzung und Erweiterung ihres Gesprächs und ihres persönlichen Gesellschaft-Einflusses betrachten.

8.

Auf einem uns zufällig vor Augen gekommenen Denkblatt fanden wir folgende wehmüthig-unwillige Klage von Ludwig Robert niedergeschrieben: „Hast du nie etwas von deinen Arbeiten Goethe'n geschickt?" fragte mich ein Freund. „Niemals", antwortete ich; „denn, als ich einst, ich glaube im Jahre 1804, bei ihm zu Tische war, kamen Almanache, der Chamisso-Varnhagen'sche war auch darunter, und Goethe nahm einen nach dem anderen, hielt sie an seine und seiner Frau Ohren, und fragte: „Hörst Du was? ich höre nichts. Nun! wir wollen die Kupfer betrachten, das ist doch das Beste"; und so legte man die Almanache bei Seite. Da nahm ich mir vor, nie ihm etwas zu schicken, und hab's auch gehalten, diese Art von Verachtung that mir zu weh." Ist nur die Frage, ob der empfindliche Autor, der eine muthwillige Laune so übel nimmt, sich nie einer schlimmeren Verhöhnung und Mißhandlung von Schriften schuldig gemacht, deren Inhalt er aus Vorurtheil ungeprüft verworfen, oder gar nicht in seinen Gesichtskreis fallen konnte? —

9.

„Gott sei Dank — sagte Goethe schon im Jahre 1809 — daß es unter den weimarischen Gelehrten doch mehr Heiden als Neuchristen giebt! Ich sage Neuchristen; denn die alten guten Christen halt' ich in Ehren, auch kann aus einem tüchtigen Heiden immer noch ein guter Christ werden, aus unseren heillosen Neuchristen aber niemals."

10.

Im Jahre 1810 war Alexander von der Marwitz mit Goethe zusammen in Töplitz, und merkte aus dessen Gesprächen einiges zur Erinnerung an. Es war eben von Oken und Anderen die Rede gewesen; da sagte Goethe zu uns (Marwitz, Ernst von Pfuel ꝛc.): „Ihr Kinder, der Jugend Weisheit ist mit Lumpen gefuttert. Wo will es auch herkommen?" Wir lachten sehr, er mit.

„Die Natur", sagte er weiterhin, „ist wie ein Beil. Gerad und einfach geht sie hindurch, und nur die unendliche Modifikation des Einzelnen macht es so schwer, sie zu verstehen."

„Man muß doch auch seine Heiligen haben", sagte er gegen den Herzog gewendet, „und da der heilige Johannes von Nepomuk (der sonst ein braver und würdiger Mann war) doch für unsere Zeiten nicht recht mehr zu gebrauchen ist, so habe ich mir so meine eignen gewählt, und vor allen anderen den Keppler. Der hat in meinem Vorsaal eine eigne Nische, in der sein Brustbild aufgestellt ist." Nun lobte er ihn. —

Er lobte die Memoiren der Markgräfin von Baireuth. Gespräch über Friedrich Wilhelm den Ersten, seine Zeit, über den großen Kurfürsten. Ueber Beireis. Ueber den Kampf mit den Elementen (als Pfuel die Feuersbrunst in Eger geschildert hatte). Ueber die Propyläen und die Kunstausstellungen in Weimar; verweilte darauf mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit.

Viele Gespräche über das Theater, über die Aufführung des Tasso in Weimar. Ich erinnerte ihn an die Corona; er sprach über sie, ihr Talent, ihre ausdrucksvolle Schönheit, lange, aber ganz still, mit tiefer zurückgedrängter Rührung.

Er lobte das dreizehnte Jahrhundert wegen seiner Poesie und Kunst, wegen seines frischen und kräftigen Bildungstriebes. Damals sei Geistlichkeit und Ritterschaft etwas gewesen, was sie nie wieder werden könnten. Thörichte Nachahmerei, dergleichen wiederholen zu wollen. Aber die Don Quixote's kehren immer wieder, und nicht nur edle und sinnreiche, wie der des Cervantes, sondern leider auch niedrige, dumme, und

wohl gar schuftige. Gegen die möchte man jetzo zum Ritter werden! —

11.

Goethe sagte zu Adolph Wagner, der ihn im Sommer 1824 zu Weimar besuchte: „Die nördlichen protestantischen Staaten müssen zum Heil der Welt eng verbunden bleiben, gegen Barbaren jeder Art, woher sie immer kämen, von Nordosten oder Südwesten; hauptsächlich gehören Preußen und England in diesen Bund."

„Wer mich liebt," sagte Goethe ebenfalls zu Adolph Wagner, „der darf mich auch nicht beurtheilen."

12.

Wie sorgfältig und weise stets von Goethe das Wirkliche zum Behuf der Dichtung verbraucht, das heißt ergriffen und erhoben wird, davon haben wir schon viele Beispiele. Sie mehren sich dem Forschenden, der fast überall unter dem Schmucke der Dichtung, die feste, sichere Unterlage der Naturwahrheit mit Erstaunen entdecken muß. Es ist bekannt, daß Serlo in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" den Schauspieler Schröder im Hintergrunde hat, eben so hat Aurelie, Serlo's Schwester, von dem Karakter und Schicksale der Charlotte Ackermann, Schröder's Stiefschwester, die wichtigsten Züge in sich aufgenommen. Aber man sollte nicht glauben, welche Einzelheiten sogar der Dichter beibehalten, und man bewundert, wie er sie benutzt hat. In dem Buche: „Die letzteren Tage der jüngeren Demoiselle M. M. Ch. A***. Aus authentischen Quellen zum Druck befördert von K**. Hamburg, 1775. 8." athmen die Briefe der siebzehnjährigen Schauspielerin, welche einen Baron liebt, aber weder mit ihm noch mit ihrer Familie in Ordnung kommt, ganz die Leidenschaftlichkeit Aureliens. Der Abscheu gegen das Französische kommt vor, sogar eine angenommene fremde Magd, aus der im Roman die alte Barbara wird. Sie schreibt unter anderem: „Wir haben heute den Clavigo gespielet; als ich da im Sarge die gestorbene Marie vor-

stellte, todt, blaß, ohne Empfindung mich dachte, und dennoch da das Geräusch der Welt um mich her vernahm, o! meine Sophie, ich kann Dir nicht sagen —". — Ferner einige Tage darauf: „Clavigo ist wieder aufgeführt worden. Gut genug wäre der Clavigo, nur nicht auf spanischem Boden, ein solcher handwerksmäßiger Autor nach deutschem Zuschnitte, von dem niedrigen Karakter, der alles seiner Schreibsucht aufopfert, und sich träumen läßt, Minister zu werden, weil er ein Wochenblatt schreiben kann." Ueber Werther kommen folgende Stellen vor: „Es ist wahr, wenn ich die Galotti spiele, ist mir der Tod süße, und selbst der Tod des jungen Werther's scheint mir zulässig, ob ich ihn gleich nach meiner Vernunft verachte." — „Ich halte immer davor, daß Werther, welcher eben nicht lasterhaft war, die Rolle eines verkehrten Philosophen mehr, als die eines verzweifelten Liebhabers gespielt habe. Und ist es nicht wahr, daß ihn dieses eben bei seinem Ende zu einem Lasterhaften machte? Der Verfasser seines Lebens hat nur alles in seiner reizenden Schreibart so angenehm geschildert, daß Vielen die Lust ankommen sollte, ihn nachzuahmen. O Sophie, wozu kann uns nicht ein solcher Zauberer mit seiner Ueberredungskunst verleiten; doch glaube ich nicht, daß er an sich selbst je die Bahn brechen wird; denn ihm ist sein Leben in den Armen einer schönen Frau noch gar zu süß." —

Ein Anhang zu diesem Büchlein giebt ein Schreiben des Marchese Pallavicini an Herrn Camillo Meteoro zu Padua, Hamburg den 20. Mai 1775, worin folgende Stelle über den „Götz von Berlichingen": „Man hat hier ein Stück vorgestellt, welches Götz von Berlichingen genannt wird, und welches man für ein rechtes Original ausgiebt, weil es die Geschichte eines deutschen Ritters enthält. Der Verfasser hat sich den Shakspeare, besonders in der Unregelmäßigkeit, zum Muster erwählt. Es war mir nicht anders, als ob ich eine Zauberlaterne gesehen hätte, ob es gleich viele einzelne Schönheiten hat. Man sagte mir, das Stück habe viel Aktion, und das hat mich zu lachen gemacht: denn die Handlung dauert dreißig bis vierzig Jahre, und die Vorstellung drei Stunden." —

13.

Im Jahre 1828 schrieb Goethe an Zelter: „Ich freue mich, daß du meiner Anmahnung ein Ohr geliehen und dich zu Molière gewendet hast. Die lieben Deutschen glauben nur Geist zu haben, wenn sie paradox, das heißt ungerecht, sind. Was Schlegel in seinen Vorlesungen über Molière sagte, hat mich tief gekränkt; ich schwieg viele Jahre, will aber doch nun eins und das andere nachbringen, um zum Trost mancher vor- und rückwärts denkenden Menschen, jetziger und künftiger Zeit, dergleichen Irrsale aufzudecken." Aus derselben Zeit sind ein paar Aufsätze in den nachgelassenen Schriften Goethe's (W. Thl. 46, S. 151 ff.), wo von Molière mit großem und wohlbegründetem Lobe gesprochen, und unter anderen gesagt wird: „Wenn einmal Komödie sein soll, ist unter denen, welche sich darin übten und hervorthaten, Molière in die erste Klasse und an einen vorzüglichen Ort zu setzen. Denn was kann man mehr von einem Künstler sagen, als daß vorzügliches Naturell, sorgfältige Ausbildung, und gewandte Ausführung bei ihm zur vollkommensten Harmonie gelangten. Dies Zeugniß geben ihm schon über ein Jahrhundert seine Stücke, die ja noch, obschon seiner persönlichen Darstellung entbehrend, die talentvollsten, geistreichsten Künstler aufregen, ihnen durch frische Lebendigung genug zu thun." Und vom Misanthropen desselben Autors wird bemerkt: „Man beschaue ihn, und frage sich, ob jemals ein Dichter sein Inneres vollkommener und liebenswürdiger dargestellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieses Stücks tragisch nennen, weil dasjenige vor Blick und Geist gebracht wird, was uns selbst oft zur Verzweiflung bringt, und wie ihn aus der Welt jagen möchte. Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch unnatürlich geblieben ist, und wie mit sich, so auch mit Anderen, nur gar zu gern wahr und gründlich sein möchte; wir sehen ihn aber im Konflikt mit der sozialen Welt, in der man ohne Verstellung und Falschheit nicht umhergehen kann." In Eckermann's Gesprächen (Thl. I, S. 241) findet

sich dieses Urtheil über Molière und die Bewunderung seiner Großheit und Macht schon zu Anfang des Jahres 1826 ausgesprochen, und wir sehen aus allen diesen verschiedenen Stellen, daß Goethe's Anerkennung so großer Verdienste von keinen Tageseinflüssen abhängig, sondern immer auf's neue aus wahrer Würdigung hervorging. Gegen die Schlegel'schen tadelnden Urtheile hatten auch andere tüchtige Gesinnungen sich unerschüttert behauptet, in die Tagesmeinung nicht eingestimmt. So lesen wir bei Rahel, die 1808 an Varnhagen schreibt: „Und Molière — diese Sprache! — die hatte ich wieder vergessen — die sprudelnde Bewegung, dieser Witz, der gar keiner mehr ist; sondern Leben, die Sache! O! ich bitte dich, goutire den! oder vielmehr, höre ihn von Franzosen, und du mußt es." Das Weitere ist im Buch selbst nachzulesen. Wir aber, indem wir diese Urtheile für Molière von Goethe und Rahel, wider ihn von Schlegel, vergleichend erwägen, glauben uns berechtigt das Ergebniß festzustellen: für Molière sprechen helle Kraft und Einsicht, wider ihn blinde Eigensucht und dünkelhafte Schwäche. —

14.

Im Sommer 1823 machte die Geheimräthin Kohlrausch aus Berlin in den böhmischen Bädern die Bekanntschaft Goethe's, wozu die Fürstin von Hohenzollern ihr die ersehnte Gelegenheit bot. Sie fand Goethe'n schöner von Gesicht, als alle seine Abbildungen, sein herrliches braunes Auge nur am Rande der Iris durch einen bläulichen schmalen Streif geschwächt; übrigens erschien er ganz rüstig, gesund, heiter, wie ein jüngerer Mann. Sein Lieblingswort, das bei vielen Gelegenheiten vorkam, war in dieser Zeit: „Wunderlich genug!" und die Abwechslungen im Tone und in der Anwendung sollen von ungemeiner Laune und anmuthigstem Reize gewesen sein. Die Fürstin fragte ihn, ob er denn noch nicht in Berlin gewesen sei? Er verneinte es. Nachher war aber von Wilhelm von Humboldt die Rede und von seiner jetzt sehr verschönerten Besitzung in Tegel; „Ach ja",

meinte Goethe, „da haben wir einst einen frohen Tag verlebt.“ Die Fürstin rief aus: „So? da waren Sie denn doch wohl auch in Berlin?“ worauf Goethe ganz gelassen und lächelnd erwiederte: „Da sehen Sie, wie man sich doch zuweilen verschnappt!“ Er wurde dann aber sehr ernst, und brach das Gespräch ab; man sah wohl, daß er an jene Anwesenheit nicht erinnert sein wollte. — Er war allerdings in früherer Zeit in Berlin, wohin er den Herzog begleitet hatte. Nähere Angabe der Zeit findet sich in den Briefen an Merck, so wie auch Einiges von der Stimmung, die er dort gehabt. Friedrich der Große jedoch wollte von ihm nichts wissen, und sprach auch gar nicht mit ihm, weil er ihn als Verfasser des Werther und des Götz von Berlichingen nur für einen Förderer des Ungeschmacks hielt. Die Gelehrten aber zu besuchen, fiel Goethe'n gar nicht ein; was hätte er mit den Nicolai, Ramler, Engel, Zöllner, Gedike, Erman, Castilhon, und so weiter, für Gespräch und Ausbeute haben können? Humboldt besuchte er in Tegel, aber dieser war noch ein junger Mann, und zählte noch nicht unter die Notabilitäten. Diese jedoch, in ihrem Stolze gekränkt, daß der geniale Dichter sie vorüberging, spürten ihm nun eifersüchtig seine anderen Wege nach, und verbitterten ihm durch üble Nachrede den kurzen Aufenthalt in Berlin vollends. Daher seine Abneigung, dies Andenken hervorzurufen und zu besprechen.

Der Ritter von Lang erzählt in seinen Memoiren: „In Weimar ließ ich mich vom Teufel verblenden, mich bei seinem alten Faust, dem Herrn von Goethe, in einem mit unterthänigen Kratzfüßen nicht sparsamen Brieflein anzumelden. Ich war angenommen um halb Eins. Ein langer, alter, eiskalter, steifer Reichsstadtsyndikus trat mir entgegen, in einem Schlafrock, winkte mir, wie der steinerne Gast, mich niederzusetzen, blieb tonlos an allen Seiten, die ich bei ihm anschlagen wollte, stimmte bei allem, was ich ihm vom Streben des Kronprinzen von Baiern sagte, und brach dann in die Worte aus: „Sagen Sie mir, ohne Zweifel werden Sie auch in Ihrem anspacher Bezirk eine Brandversicherungsanstalt haben.“ Antwort: „Ja wohl.“ — Nun erging die Einladung, alles im kleinsten Detail zu erzählen, wie es

bei eintretenden wirklichen Bränden gehalten werde. Ich erwiederte ihm, es komme darauf an, ob der Brand wieder gelöscht werde, oder Ort oder Haus wirklich abbrenne. „Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen lassen.“ Ich blies also mein Feuer an, und ließ alles verzehren, die Spritzen vergeblich saufen, die Herren Landrichter vergeblich brausen: rücke anderen Tags mit meinem Augenscheine aus, lasse den Schaden einschatzen, von der Schatzung so viel als möglich herunterknickern, dann neue Schönheitsbauriſſe machen, die in München Jahr und Tag liegen bleiben, während die armen Abgebrannten in Baracken und Kellern schmachten, und zahle dann in zwei drei Jahren das abgehandelte Entschädigungsstümmlein heraus. Das hörte der alte Faust mit an, und sagte: „Ich danke Ihnen.“ Dann fing er weiter an: „Wie stark ist denn die Menschenzahl von so einem Rezatkreis bei Ihnen?“ Ich sagte: „Etwas über 500,000 Seelen.“ — „So! so!“ sprach er, „Hm! hm! das ist schon etwas.“ Ich sagte: „Jetzt, da ich die Ehre habe bei Ihnen zu sein, ist dort eine Seele weniger. Ich will mich aber auch wieder dahin aufmachen, und mich empfehlen.“ Darauf gab er mir die Hand zum Abschied, dankte mir für die Ehre meines Besuchs, und geleitete mich zur Thür. Es war mir, als wenn ich mich beim Feuerlöschen erkältet hätte.“ Dies artige Histörchen gereicht dem alten Goethe nur zum Vortheil. Was konnte er mit dem Anspacher Besuch Besseres anfangen? Sollte er von der Hammelburger Reise sprechen, und „unterthänige Kratzfüße“ machen, wie der Besuchende schriftlich gethan? — „Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen lassen!“ Eine köstliche Ironie! Wir müssen nur Herrn von Lang loben, daß er so ehrlich berichtet und keine Rücksicht darauf genommen hat, welchen stattlichen Beitrag er selber zu dem komischen Gemählde liefert! —

15.

Im Jahre 1825 sprach ein Reisender bei Goethe'n ein, der folgende Aeußerungen von ihm in sein Tagebuch niederschrieb,

und zu Hause den Freunden mittheilte. Es war von Ségur's Geschichte des Feldzuges nach Rußland die Rede, und daß man ihm manche Unrichtigkeiten vorwerfe; Goethe vertheidigte das Buch, das in Lebhaftigkeit der Schilderung und in Glanz des Ausdrucks kaum seinesgleichen habe, und sagte: „Wie soll es bei den Geschichtschreibern immer richtig sein, die Welt selber ist es ja oft nicht." Auch bemerkte er, daß aus einer Menge von Zügen, die im Einzelnen nicht immer genau richtig seien, doch ein im Ganzen richtiges Bild entstehen könne. — Seine Schwiegertochter erinnerte ihn, er habe ihr etwas versprochen. — „Ja, das ist bei mir sehr leicht", fiel er mit liebenswürdiger Laune ein, „ich kann sehr gut versprechen, da ich nicht Wort halte" — als ob dies so eine zufällige Eigenschaft wäre, für die er nicht könne! — Von Achim von Arnim's Schriften und Dichtungen sagte er: „Er ist leider wie ein Faß, wo der Böttcher vergessen hat die Reifen fest zu schlagen, da läuft's denn auf allen Seiten heraus!"

16.

Wie sehr Goethe sein ganzes Leben hindurch beflissen war, im schönsten Sinne dankbar zu sein, das heißt wahrhaft erkenntlich und liebevoll gesinnt für empfangenes Gute, für jede Freude, Förderung, Einsicht, deren er theilhaft geworden; wie sehr er selbst mit Vorsatz und Eifer dieses Zurückgehen auf die Quelle des Empfangenen geübt und gelehrt: davon zeugen hundert und hundert Stellen seiner Schriften. Aber neben dieser großartigen Dankbarkeit, deren er stets erfüllt und beflissen war, ging in den weichlichen Tugendlehren früherer Zeit noch eine andere Art im Schwange, eine feige, heuchlerische, treulose Dankbarkeit, die da rechnet und wägt und sich nur immer äußerlich abfindet, besonders aber ein Anspruch an Andere sein will und ein Schmuck und Glanz für den Inhaber. Diese niedrigen Scheintugenden, wozu auch das übelverstandene, schlechte Mitleid gehört, machten in der Moral, in der Poesie und im Leben eine so häßliche Figur, daß die tüchtigen Leute sie überall hinauszuwerfen

bemüht waren, und auf die Gefahr, selber verkannt und gescholten zu werden, ihnen laut absagten. So wollte Schleiermacher in seiner Ethik von Mitleid und Dankbarkeit als Tugenden nichts wissen, so sprach Friedrich Schlegel der eitlen Bescheidenheit Hohn, so verspotteten Andere die Philisterei der Wohlthätigkeit, der Humanität, mit denen der erbärmlichste Plunderwucher getrieben wurde. Dies alles müssen wir in's Auge fassen, um die folgende Aeußerung Goethe's zu verstehen, die auch ihm von schwachen Seelen arg mißdeutet worden ist, jetzt aber wohl nur als ein neues Zeugniß seines großartigen tapferen Geistes gelten wird. Er warf einmal in einer kleinen Gesellschaft mit guter Laune die Frage auf — wie er wohl öfters zu thun pflegte — was doch wohl am Menschen eigentlich das Beste sei? Manche gaben mancherlei an. Endlich nannte Einer die Dankbarkeit, und unterstützte seine Meinung mit ziemlich platten Gründen. Da hielt sich Goethe nicht länger, „O Philisterpack!" rief er aus, und langsam und mit Nachdruck und Wegwerfung setzte er hinzu: „Die Dankbarkeit ist ein Laster, das man ertragen muß!" —

1837.

„L'amour est un vrai recommenceur."

„L'amour est un vrai recommenceur." Dieſen Spruch lieſt man in Goethe's Maximen und Reflexionen, und die fremde Sprache, ſo wie die Anführungszeichen, laſſen keinen Zweifel, daß hier nicht Eigenes, ſondern, wie Goethe es nennt, „Angeeignetes" von ihm mitgetheilt worden. Aber woher iſt der Spruch? Goethe liebt es, ſich mit mancherlei Geheimniß, Räthſel und Verhüllung zu umgeben, ſeine klaren Gedanken oft nur in Dämmerlicht zu ſtellen, ſeine hellen Bilder zuweilen in völliges Dunkel ausgehen zu laſſen. Die Scheu, Beſcheidenheit, Vorſicht, oder wie man es nennen will, welche dieſem Verfahren zum Grunde liegt, und ein weſentliches Element in Goethe's künſtleriſcher Sittlichkeit iſt, übt einen großen Reiz auf den Leſer, dem bei allem Reichthume der Andeutung noch immer ein größerer des Angedeuteten eröffnet wird, und der ſich bald gewöhnt, in jedem einfachen Ausdrucke eine große Mannigfaltigkeit des Lebens vorauszuſetzen, die nur entwickelt zu werden braucht. Man ſieht dies am vollſtändigſten, wenn man z. B. vergleicht, wie Goethe ſeine Bekanntſchaft in Straßburg mit Jung-Stilling erzählt, und welche Schilderung dieſer ſelbſt von jenen Vorgängen giebt. Nicht ſelten erſcheint dies Geheimnißvolle oder Unerklärte auch bloß im Aeußerlichen und Oberflächlichen, ohne Bezug auf die innere Bedeutung. Aber dem Behagen, ſich hinter eine Maske zu verſtecken, oder im Halbdunkel zu wandeln, geht das andere zur Seite, das Verhüllte zu erkennen, das Zweifelhafte hell zu beleuchten. Wie hat man ſich gequält, wie verſchieden und immer unrichtig gerathen,

um herauszubringen, warum die beiden ihrem Inhalte nach ganz verständlichen Lieder „kophtische“ überschrieben sind! bis sich endlich aus Goethe's eigener Mittheilung ganz gelegentlich ergab, er habe ihnen diesen Namen gegeben, weil sie anfangs zu einer Oper: „Der Groß-Kophta“ bestimmt gewesen! Diesen Reiz hat auch der obige Spruch erweckt, und in einer Gesellschaft wurde viel darüber hin und her gestritten, welchem Autor er wohl angehören könne? Scharfsinn, Belesenheit, Witz und Scherz aller Art kamen an den Tag, man genoß der geistreichsten Unterhaltung, die Sache selbst aber blieb im Dunkel. Man glaubte, jene Worte in jedem Falle bei einem neueren Autor suchen zu müssen, vielleicht bei einem der tieferen, weniger gelesenen, bei Saint-Martin, Maistre, Ballanche, aber sie aufzufinden wollte nicht gelingen. Endlich kam ein Zufall zu Hülfe, und ein fleißiger Leser, der aus dem wirren Feuerwerke der Tageslitteratur zu dem stillen Glanze der alten probehaltigen Schriften, zu dem ewig Werthvollen, Leben- und Geist-Erfüllten, zurückgekehrt war, brachte den freudigen Aufschluß, daß jener Spruch in der Briefsammlung der Frau von Sevigné vorkomme, und zwar von dem Grafen von Bussy-Rabutin zuerst angeregt (Brief vom 3. Julius 1655), von ihr aber dann aufgenommen und fortgeführt. Wir sehen aus dieser unerwarteten Entdeckung auch ein Streiflicht auf Goethe's Lektüre fallen, und was für edle, fruchtbare und anmuthvolle Schriften er zur Erheiterung seiner alten Tage wählen und ausbeuten mochte!

Aehnliche Schwierigkeit verursachten zwei französische Zeilen, welche gegen Ende des Buches Rahel angeführt sind, und dort in hohen, eigenthümlichen Werth gestellt werden. Es sind die beiden Alexandriner:

„Il est assez puni par son sort rigoureux,
Et c'est être innocent que d'être malheureux.“

Die gewiegtesten Kenner französischer Litteratur, französische Schriftsteller in Paris selbst, welche die Frage vernahmen und sie zu beantworten nun die eigensinnigste Beharrlichkeit aufboten, konnten die ursprüngliche Stelle jener Verse nicht

nachweisen; sie waren in Racine, Corneille, Voltaire, Crebillon nicht zu finden, und schienen doch einem älteren und tragischen Autor angehören zu müssen. Dieser ist nun endlich gefunden! Allerdings eines älteren und gewiß edlen Dichters, aber keines tragischen, sondern eines heiter-anmuthigen, bei dem man sie wohl am wenigsten gesucht hätte! Die beiden Zeilen sind von Jean de La Fontaine, dem liebenswürdigen Fabeldichter; aber freilich aus einem Gedichte, das weniger gelesen wird als seine Fabeln, obwohl es ihn als Menschen höchlich ehrt und seines Dichterruhms keineswegs unwürdig ist. Er war ein treuer Anhänger des von Ludwigs des Vierzehnten Ungnade hart getroffenen und grausam verfolgten Finanzministers Fouquet, zu dessen Gunsten er ein schönes elegisches Gedicht herauszugeben wagte, und auf das harte Geschick des Gefallenen jene beiden Verse anwandte, die allerdings die reinste menschliche Gesinnung athmen und die schönste sittliche Milde gleichsam in einer Naturbetrachtung schöpfen.

1835.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.